~~D.a. 6~~ 105
~~D.E. 1533 d~~

D.E. 486   fol: 80/105

LA 1157
94–99

94 bis 96
97 bis 99

D.a.6

Cooper's

ſämmtliche Werke.

94ſtes — 96ſtes Bändchen.

Aufenthalt in Frankreich, Ausflug an den Rhein und zweiter Beſuch in der Schweiz.

Erſter Theil.

Frankfurt am Main, 1837.

Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

Aufenthalt in Frankreich,
Ausflug an den Rhein
und
zweiter Beſuch in der Schweiz.

Von

James Fenimore Cooper.

Aus dem Engliſchen überſetzt

von

Dr. C. F. Nietſch.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Erſter Theil.

Frankfurt am Main, 1837.

Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

Vorrede des Verfaſſers.

Die Einleitung zum erſten Theile der „Skizzen über die Schweiz“ läßt dem Verfaſſer nur wenig übrig, das er noch ſagen könnte. Der Leſer wird durch jene auf eine lange Abſchweifung vorbereitet, welche den Zuſtand und die Intereſſen eines andern Landes näher berührt, und hoffentlich wird er den Beweggrund billigen, der den Verfaſſer bewogen hat, auf dieſe Weiſe Dinge zu behandeln, die nicht unzertrennlich mit den Hauptgegenſtänden ſeines Werkes ſich verknüpfen ließen.

Des Verfaſſers erſter Beſuch in die Schweiz fällt in das Jahr **1828**; der hier in zwei Bänden beſchriebene dagegen in das Jahr **1832**. Vier Jahre hatten keine Veränderung in den erhabenen Naturſcenen dieſes Landes hervorgebracht; aber den politiſchen Zuſtand von ganz Europa haben ſie in ernſter Weiſe bewegt. Auch im Gefühle und im Geſchmack des Verfaſſers bewirkten ſie einige Veränderung, unausbleibliche Folge der Zeit und Erfahrung. Vier Jahre in Europa ſind einem Amerikaner ein Jahrhundert; wie ebenfalls einem Europäer in Amerika vier Jahre erſcheinen mögen. Jefferſon hat irgendwo geſagt, es dürfe eigentlich kein Amerikaner längere Zeit als fünf Jahre nacheinander außerhalb ſeines Landes verweilen, wenn er nicht hinter ihm zurückbleiben wolle. Dies mag wahr ſein, wenn von Begebenheiten die Rede iſt; aber der Verfaſſer meint, es ſei weit eher zu befürchten, ein ſolcher möchte ſeinem Lande vorauseilen, hinſichtlich der Berichtigung ſeiner Anſichten. Leicht dürfte dieſes Buch die Wahrheit beider Behauptungen darthun.

Einer der Tadler des erſten Theils der Schweizerreiſe hat dem Verfaſſer den Zweck untergeſchoben, daß er den „Handelsgenoſſenſchaften" dienſtbar ſei, weil dieſes aus manchen ſeiner Bemerkungen erhelle. Da jener in einem Lande wohnt, wo das Bekenntniß eines erträglich ſchmutzigen und niedrigen Beweggrundes unerläßlich erſcheint, ſchon der Sicherheit halber; ſo wünſchte der Verfaſſer ſeine Anſicht über des Tadlers Uneigennützigkeit ausſprechen zu können, ſofern er dadurch einer weit wichtigern Anſchuldigung zu entgehen hofft.

In der That liegt eine ſchmerzliche Kränkung in der Betrachtung, daß ein Bürger von reifern Jahren, mit natürlichen und zufälligen Mitteln, gleich andern, zur Erlangung wünſchenswerther Vorzüge begabt, ſein Leben ohne eine einzige Handlung hinbringen kann, die ſeine Uneigennützigkeit in Zweifel ziehen könnte, und daß ein ſolcher demungeachtet nicht im Stande iſt, eine edle oder gerechte Aeußerung in Beziehung auf ſeine Mitmenſchen

zu wagen, ohne ſich argwöhniſchen Vermuthungen preis zu geben, gleich entwürdigend für diejenigen, welche ſie unterhalten, als gegen Gedankenfreiheit und Menſchenwürde ankämpfend.

Aufenthalt in Frankreich.

Erſter Brief.

Einfluß der letzten franzöſiſchen Umwälzung. — General Lafayette. — Skizze ſeines Privatlebens. — Meine Beſuche bei ihm. — Seine Anſicht über Ludwig den Sechzehnten. — Herr Morris und Herr Crawford. — Doppelbild Ludwigs des Achtzehnten. — Karl der Zehnte. — Maria Antoinette. — Legitimität des Herzogs von Bordeaux — Entdeckung des Anſchlags von 1822. — Lafayettes Benehmen dabei. — Der Neger-Spion. — General Kniephauſen. — Louis-Philipp und Lafayette. — Mein Beſuch bei Hofe. — Der König, die Königin, Madame Adelaide und die Prinzeſſinnen. — Marſchall Jourdan. — Der Herzog von Orleans. — Unterredung mit dem Könige. — „Adieu l'Amerique." — Geſpräch mit Lafayette. — Das Juste millieu. — Verträglichkeit einer Monarchie mit republikaniſchen Inſtitutionen. — Partei für den Herzog von Bordeaux.

Paris, im Februar 1832.

Lieber — —,

Ihre Betrachtungen über den Einfluß der letzten Umwälzung auf die geſelligen Verhältniſſe der Franzoſen ſind weit ſcharfſinniger, als wahr. Während die Nation

im Ganzen weniger erlangt hat, als ſie von den ernſten politiſchen Erſchütterungen, die ſie in den letzten vierzig Jahren erduldete, zu erwarten berechtigt war; ſo hat ſie demungeachtet einige ihrer Rechte errungen, und, was weit wichtiger iſt, ſie hat dieſe ihre Rechte höher achten gelernt und iſt in der Erkenntniß der Mittel, ſich ihrer zum gemeinſamen Nutzen und zum Wohl der Geſammtheit zu bedienen, weiter gekommen. Das Ende muß zu weſentlicher Verbeſſerung ihres Zuſtandes führen, oder vielmehr ſolches leuchtet ſchon jetzt ein. Weniger günſtig hat ſich die Veränderung in der geſelligen Bildung geſtaltet, und doch nimmt auch hier die Geſittung allmählig zu, und es bricht eine kräftigere Denkungsart hervor. Nichts gleicht dem Irrthume, Frankreich habe, ohne irgend wohlthätige Folgen, ſo Vieles erdulden müſſen.

Um mir eine beſtimmtere Vorſtellung von den frühern Verhältniſſen zu bilden, habe ich mir unausgeſetzt bei Lafayette nähere Erkundigungen eingeholt. Die Ihnen bereits mitgetheilten Unterredungen und Eröffnungen ſind hinreichend geweſen, Sie mit dem feinen geſelligen Ton, mit der ungekünſtelten Rechtlichkeit vertraut zu machen, mit der dieſer Mann ſich ſelbſt über ſeine bitterſten Feinde ausläßt; ich kann aus den vielen vertraulichen und freien Mittheilungen, mit denen er mich begünſtigte, keines einzigen Beiſpiels mich entſinnen, das mir die leiſeſte Vermuthung hätte erregen können, als habe er jemals die Menſchen aus dem Geſichtspunkte

perſönlicher Abneigung oder vorgefaßter Meinung beurtheilt. Dieſe Treuherzigkeit und Einfachheit ſeiner Anſichten bilden einen ſchönen Zug ſeines Charakters; und die Gefälligkeit der Denkungsart deſſelben (wenn dieſer Ausdruck verſtattet iſt) wirft einen Glanz über ſeine rauheſten Unebenheiten, der ganz beſonders geeignet iſt, ſeinen Urtheilen Eingang zu verſchaffen.

Ihr Wunſch, etwas Näheres aus dem Privatleben dieſes außerordentlichen Mannes zu erfahren, iſt ganz natürlich: aber er iſt ſchon ſo lange der öffentlichen Aufmerkſamkeit ausgeſetzt geweſen, daß es ſchwierig iſt, etwas Neues darüber zu ſagen. Doch kann ich Ihnen einige Züge darüber mittheilen zu ihrer beſondern Unterhaltung.

Ich bin in dieſem Winter öfter als ſonſt mit ihm zuſammen gekommen, was ich zufällig einem Commitee von Amerikanern verdanke, welche den verbannten Polen Unterſtützung zufließen zu laſſen beabſichtigten. Sie kommen wöchentlich in meinem Hauſe zuſammen, und es iſt ſelten, daß er bei dieſen wohlwollenden Verhandlungen fehlt. Seine eignen Soirées hat er überdieß aufgegeben, und da ich ſeltener ſeine Zeit in Anſpruch nehmen darf, amtlicher Abhaltungen wegen, ſo habe ich, ſo oft ich es wünſche, Zutritt bei ihm während ſeines einfachen ſtillen Mittagsmahles.

Die Eſſenszeit iſt nämlich die gewöhnliche Zeit unſeres Zuſammentreffens; denn die Geſchäfte des Generals

in der Kammer nehmen ihm faſt immer den Morgen ganz in Anſpruch; und ich bin ebenfalls gewöhnlich bis zur Eſſenszeit beſchäftigt. In Paris ſpeiſt man namentlich um ſechs Uhr, doch werden die Deputirten meiſtens etwas länger aufgehalten; und wenn ich alſo Luſt habe, ihn zu ſprechen, ſo eile ich von meinem eignen Tiſch und komme in der Regel noch zeitig genug in der Rue d'Anjou an, um ihn noch an dem ſeinigen zu finden.

Sobald Lafayette nach ſeiner ohne viel Umſtände erfolgten Entlaſſung von dem Oberbefehl der Nationalgarde das Hotel des Generalſtabes verlaſſen, kehrte er wieder in ſeine nette einfache Behauſung in der Rue d'Anjou zurück. Das Hotel ſelbſt macht zwar einige äußere Anſprüche, aber die Gemächer, wenn auch hinreichend für eine einzelne Perſon, gehören nicht zu den Beſten; ſie ſtoßen an die Straße, welches ſelten oder nie bei vorzüglicheren Zimmern der Fall zu ſein pflegt. Man gelangt zu denſelben mittelſt der Haupttreppe, und die Thüre iſt eine von den einfachen und verſteckten Zugängen, die in Paris ſo häufig zu den Wohnungen ſelbſt der berühmteſten Männer des Jahrhunderts geleiten. Hier habe ich Fürſten, Marſchälle und Staatsbeamten jedes Ranges die Schelle ziehen ſehen, um eingelaſſen zu werden, wo kein anderer Glanz ihnen entgegen ſtrahlt, als allein der große Mann darin. Dergleichen kann hier ſtatt finden, wo der Gedanke ſich daran gewöhnt, alle verſchiedenen Anſprüche auf Auszeichnung zu wägen; aber

ſchwerlich in einem Lande, wo das Trachten nach Geld das einzige und verkrämernde Lebensziel ausmacht, und wo alſo prächtige Schauſtellung nothwendig wird, um es deſto ſicherer zu erreichen.

Die Gemächer Lafayettes ſind ein großer Vorſaal, zwei Salons und ein Gemach, worin er gewöhnlich ſitzt und ſchreibt, und worin er jetzt auch ſchläft. Dieſe Gemächer folgen aufeinander, und ſie ſtoßen zur Seite an einige andere Zimmer und Kammern. Seine Dienerſchaft in der Stadt beſteht aus dem deutſchen Bedienten, Namens Baſtian, der ihn bei ſeinem letzten Beſuch in Amerika begleitete, dem Laquai, der ihm in den Wagen hilft, und dem Kutſcher. Vielleicht hat er eine Köchin, aber nie habe ich weibliche Dienſtboten in ſeinen Zimmern angetroffen. Keiner trägt Livree, obgleich ſeine Ausſtattung, Wagen, Pferde, Hausrath im Uebrigen anſtändig ſind. Eins iſt mir beſonders aufgefallen. Ungeachtet ſeiner innigen Anhänglichkeit an Amerika und deſſen Gebräuche, hat Lafayette doch, während man in Paris ſich deren immer häufiger bedient, keine Teppiche bei ſich eingeführt. Ich habe bei ihm, weder in la Grange, noch in der Stadt deren jemals geſehen, ſo viel ich mich erinnern kann.

So wie ich mich an der Thüre zeige, macht Baſtian, der gewöhnlich das Thürſteheramt verſieht, und in dieſer Beziehung ganz diplomatiſch eingeübt iſt, mir ſogleich ein Zeichen des Willkommens, und bemerkt dabei, der Gene-

ral ſpeiſe eben. Seit einiger Zeit überhebt er mich der Zeremonie des vorherigen Anmeldens; denn er führt mich ſogleich ins Schlafzimmer. Hier finde ich Lafayette an einem Tiſche ſitzen, der gerade groß genug iſt, um ein Gedeck und eine einzelne Schüſſel zu faſſen, oder mit andern Worten, gerade groß genug, um keines andern Tiſchtuches zu bedürfen, als einer Serviette. Sein kleiner Schooshund iſt ſein einziger Geſellſchafter. Da es ſich immer von ſelbſt verſteht, daß ich ſchon geſpeiſt habe, ſo gibt es keine höflichen Redensarten weiter; ſondern ich ſetze mich ſogleich an die Ecke des Kamins, während er fortfährt zu eſſen. Seine Mahlzeiten ſind ganz einfach, aber gut; ein gebratenes Hühnchen iſt unveränderlich eine ſeiner Schüſſeln. Zwei oder dreimal ſetzt man ein anderes Gericht ihm vor, und in der Regel wird die Mahlzeit mit eingemachten Früchten beſchloſſen, beſonders Datteln, die er ſehr gern ißt. Gewöhnlich treffe ich ihn bei den letzten ſeiner Schüſſeln an.

Während er ſpeiſt, berührt die Unterhaltung alles im Laufe des Tages in den Kammern Vorgekommene, die europäiſche Politik, die Theilnahmloſigkeit in Amerika, oder die Neuigkeiten aus der königlichen Umgebung, von denen er immer ſehr gut unterrichtet iſt, obſchon er aufgehört hat, dort zu erſcheinen.

Einer meiner letztern Beſuche bei ihm hatte beſonders mein Intereſſe erregt. Denn gewöhnlich bleibe ich nur eine halbe Stunde, und entferne mich dann, um

ihn in ſeinen abendlichen Beſuchen nicht zu ſtören, die aber nicht häufig vorkommen; aber gerade damals bat er mich, zu verweilen, und ich brachte faſt zwei Stunden bei ihm zu.

Wir plauderten eine Weile über den geſelligen Zuſtand Frankreichs während der alten Zeit. Ich erkundigte mich nach der königlichen Familie, um ſeine Anſichten von den Charakteren der einzelnen Glieder derſelben kennen zu lernen. Er ſchilderte Ludwig den Sechzehnten als einen wohlwollenden Mann, der den Freuden der Tafel etwas zu ſehr ergeben, aber recht viel Gutes zu wirken fähig geweſen wäre, wenn ihn nicht böſe Rathgeber umgeben hätten. Eine ſeiner Bemerkungen ſpannte meine Aufmerkſamkeit. „Ludwig der Sechzehnte hat ſeinen Tod," ſagte Lafayette, „weit mehr dem ſchlechten Rath ſeines Gouverneurs Morris zu verdanken, als irgend etwas Anderm." Sie können ſich vorſtellen, daß ich mir nähere Erklärungen ausbat; zumal da ſonſt, wenn die Rede auf Herrn Morris kam, ſeine Ausdrücke jederzeit freundlich und anerkennend geweſen waren. Er erläuterte ſeine Bemerkungen mit den Worten: Daß Herr Morris, von einem Lande, wie Amerika kommend, ſtets mit großer Achtung angehört worden ſei, und daß dieſer ſich gegen Alles, was an Demokratie ſtreife, beſtändig ausgeſprochen, daher auch immer zum Widerſtande gerathen habe, ſelbſt da noch, als alles Widerſtreben ſchon zu ſpät und ſelbſt gefährlich geworden war. Lafayette unterſuchte

die Beweggründe des Herrn Morris nicht im Gering=ſten, ſondern nannte ihn blos einen ſchlechten Rathgeber. Dabei machte er mir bemerklich, wie die Volksabgeord=neten in Amerika damals nicht immer dem Grundſatze der Volksfreiheit treu angehangen hätten, und er bewies mir ſolches durch Einzelheiten, die ich nur mit Verdruß wiederholen könnte. Ich habe des Urtheils über Herrn Morris gleichwohl erwähnt, weil ſeine ariſtokratiſchen Grundſätze durchaus kein Geheimniß geblieben ſind, weil jenes Urtheil allen perſönlichen Angriff vermied, und weil ich es von mehren Seiten längſt beſtätigt gefunden habe. Dagegen ließ Lafayette dem Herrn Crawford alles gebüh=rende Lob widerfahren, der, wie er ſagte, ſich durchaus ſo benommen habe, wie es einem amerikaniſchen Mini=ſter ziemte.

Neu iſt übrigens dies Beiſpiel keineswegs, daß un=ſere Stellvertreter den herrſchenden Gefühlen in unſerm Lande hinſichtlich der Volksrechte nicht treu ſich anſchließen. Es iſt der Gegenſtand öfterer Rüge in Europa, wie der nicht ſeltenen Beſchwerden derer, die für das, was ſie als ihre gerechte Anſprüche erkannt, zu kämpfen bereit ſind; Mehre der letztern haben mich verſichert, daß unſere Bevoll=mächtigten hier alle mögliche Hemmung bewirken.

Ueber Ludwig den Achtzehnten fället Lafayette das Urtheil, er ſei der falſcheſte Menſch geweſen, dem er jemals begegnet ſei; ſein wörtlicher Ausdruck war: „l'homme le plus faux.“ Er räumte ein, er ſei ein talentvoller

Mann geweſen, aber die Doppelſinnigkeit ſeines Charakters ſei ihm angeboren, und nicht etwa blos die Folge ſeiner Stellung im Leben. Dies ſei auch bereits den Gefährten ſeiner frühern Jugend bekannt geweſen, und Jene pflegten wohl untereinander, als Jünglinge und unbedachte Scherztreiber, oftmals zu äußern, dem Grafen von Provence irgend zu trauen, ſei durchaus gefährlich.

Von Karln dem Zehnten ſprach er wohlmeinend, und ſchrieb ihm einen ganz verſchiedenen Charakter zu. Er ſtellt ihn als den ehrlichſten unter den drei Brüdern dar, aber durchaus dem gefährlichen Zeitpunkte nicht gewachſen, in dem er zum Herrſcher berufen ward; er hielt ſeine religiöſen Uebungen für aufrichtig gemeint, und die Beſchuldigung, daß er ein erklärter Jeſuit geweſen, verwarf er als durchaus unwahrſcheinlich.

Marien Antoinetten ſei großes Unrecht geſchehen, behauptete er weiter; er berührte die ſie betroffenen übeln Nachreden mit großer Vorſicht, indem er ſagte, ich als Amerikaner müſſe vor allen Dingen über Manches wegſehen, was in einem geſelligen Zuſtande, wie man ihn bei uns gar nicht kenne, durchaus keinen Anſtoß finden könnte. Indem er dieſen Gegenſtand mit der Feinheit des Weltmannes und der Zartheit eines guten Geſellſchafters beſprach, fügte er hinzu, daß er ſie durchaus von allen den entehrenden Beſchuldigungen freiſprechen müſſe, die aus niedrigen Gerüchten geſchöpft wären; zwar habe

ſie einen jungen Schweden *) vor andern Männern ausgezeichnet, was in ihrer Lage allerdings unvorſichtig geweſen ſei; doch ſei kein Grund vorhanden, der irgend vermuthen laſſe, daß ihre Neigung zu unerlaubten Schritten geführt habe.

Ich fragte ihn um ſeine Meinung hinſichtlich der Rechtmäßigkeit des Herzogs von Bordeaux; doch er behandelte das Gerücht vom Gegentheil als eines jener verächtlichen Hülfsmittel, zu welchen die Menſchen bisweilen greifen, um den Zwecken ihrer Parthei zu dienen; wie eine Sache, die nicht werth ſei, daß wir ihr die geringſte Aufmerkſamkeit ſchenkten.

Mich ergötzte die einfache Weiſe, mit welcher Lafayette von ſeinen eignen Beſtrebungen ſprach, eine Veränderung der Regierungsform, während die letzte Dynaſtie noch beſtand, herbeizuführen. Er war über dieſen Gegenſtand ſchon damals in ſeinen Aeußerungen gegen mich ganz offen; doch damals wäre es offenbar Schlechtigkeit geweſen, wenn ich über ſeine mir gemachten Mittheilungen irgendwo ſonſt etwas geäußert hätte. Dieſes Hinderniß fällt jetzt weg, und ſo kann ich einige ſeiner Aeußerungen wiedergeben, ohne gleichwohl im Stande zu ſein, darin den kalten ruhigen Ton walten zu laſſen, der ſich in dem Manne ſelbſt ausſpricht. Es kam die Rede auf den Anſchlag von **1822**, oder auf die Ver-

*) Einen Grafen von Königsmark.

ſchwörung, die in der Armee beſtanden. Er antwortete auf eine meiner Fragen: „Freilich ſollte ich in jener Umwälzung eine bedeutende Rolle übernehmen, und als die Zeit da war, ſetzte ich mich in meinen Wagen, ohne Reiſepaß; fuhr querfeldein nach — —, nahm dort Poſtpferde und eilte ſo ſchnell, als möglich, nach — —. Aber in — — traf mich ein Eilbote mit der unerwarteten Nachricht, unſer Anſchlag ſei entdeckt, und mehre unſerer Hauptverbündeten ſeien ſchon gefangen genommen. Man rieth mir, ſo ſchnell ich könne, mich nach der Grenze zu begeben. Statt deſſen wandte ich auf der Landſtraße um, kehrte nach Paris zurück und nahm wieder meinen Sitz in der Deputirtenkammer ein. Man ſah ziemlich verwundert und erſtaunt aus, als man meiner gewahr wurde, und mir kam es vor, als hätten Manche darauf gerechnet, daß ich durchaus flüchten müſſe. Die miniſterielle Partei erhob ihre Stimme, um die Oppoſition der Anreizung zur Empörung zu beſchuldigen; dagegen äußerten Perrier und Conſtant ihren Unwillen gegen ſolche entwürdigende Anklagen. Ich ſchlug einen verſchiedenen Weg ein. Ich beſtieg die Tribüne, und forderte die Miniſter auf, ſie möchten auftreten und meine politiſchen Handlungen beleuchten, meine Wankelmuth, meine Verrätherei ans Licht bringen, deren ſie mich ſchuldig glaubten, und wenn ſie dieſes würden gethan haben, fügte ich hinzu, dann würde ich meinerſeits ihre Geſinnungen und Handlungen offenbaren. Damit war

die Sache aus; ſie ließen ſich nicht weiter darauf ein.“ Ich fragte ihn, ob er nicht beſorgt geweſen ſei, daß man ihn feſtnehmen und zur Verantwortung ziehen werde? „Das war mein geringſter Kummer“, ſagte er, „man wußte, daß ich den fremden Mächten das Recht abſprach, in Frankreich eine Regierung einzuführen; aber ſie wußten eben ſo gut, daß ſie nicht treu an der konſtitutionellen Charte gehalten hatten. Ich machte kein Geheimniß aus meinen Grundſätzen, gab öfter Briefe unverſiegelt auf die Poſt, ungeachtet ich mich in denſelben ganz offen über die Regierung geäußert hatte. Ueberhaupt fürchteten ſie, wie ich glaube, mich weit mehr, als ich ſie zu fürchten hatte.“

Es iſt unmöglich, Ihnen durch eine bloß ſchriftliche Erzählung eine deutliche Vorſtellung von der unterhaltenden Weiſe zu geben, womit er dieſe Umſtände mittheilte, — eine Art zu erzählen, die durch ſein Engliſch, das zwar gut ſich hören läßt, aber doch mitunter gebrochen iſt, noch einen eigenthümlichen Reiz erhält. Gewöhnlich zieht er zu ſolchen Unterredungen das Engliſche vor.

„Was ich ſagen wollte; woher“, fragte er mich plötzlich, „haben Sie die Idee zu Ihrem Harvey Birch im Spion genommen?“ Ich erwiederte, die Idee ſei durch eine Anekdote, die der Gouverneur Jay einige Jahre früher, als das Buch erſchienen, mitgetheilt habe, veranlaßt worden. Darauf entgegnete er mir mit Lachen, er

hätte mir gleichfalls den Helden zu meinem Roman in der Perſon eines Negers ſtellen können, der ebenfalls Harvey hieß, wie ich glaube (denn den Namen weiß ich nicht mehr), und den Spion machte, ſowohl für ihn als für Lord Cornwallis, während er den Befehl gegen dieſen in Virginien führte. Er ſchilderte dieſen Neger, als der Amerikaniſchen Freiheit treu ergeben, der ſich ganz ſeinem Dienſte gewidmet habe, dabei aber Erlaubniß hatte, auch für Lord Corwallis thätig zu ſeyn, wo es darauf ankam, Nachrichten einzuziehen. Nachdem letzterer ſich hatte ergeben müſſen, machte er dem General Lafayette einen Gegenbeſuch. Harvey war gerade im Vorzimmer mit dem Putzen der Stiefeln ſeines Herrn beſchäftigt, als Lord Cornwallis eintrat. „Ei, ſieh da, Maſter Harrey", rief letzterer aus, „biſt du hier? biſt du es wirklich ſelbſt?" „O ja doch, Herr Cornwallis" ſagte er, „muß ich verſuchen zu thun Etwas, das iſt gut für das Vaterland." Dieſer Neger war, wie er mich verſicherte, gar liſtig und keck und beſaß ächt patriotiſche Geſinnungen.

Er brachte mich zum Lachen durch ein Geſchichtchen, welches ihm, wie er ſagte, die engliſchen Offiziere von dem General Kniephauſen erzählt hatten, der **1776** die heſſiſchen Miethtruppen anführte. Dieſer Offizier war ein tapferer Degen, verſtand aber nichts von Seeweſen, und von der Erdbeſchreibung nicht viel mehr. Auf der Ueberfahrt von England nach Amerika befand er ſich auf dem Schiffe des Lord Howe und brachte mehre langwei-

lige Wochen zu, da die Flotte eine ungewöhnlich lange Reiſe machte wegen des ſchlechten Segelns mancher Transportſchiffe. Endlich vermochte General Kniephauſen nicht länger ruhig zu bleiben, ſondern rückte eines Tages ſteif vor den Admiral und redete ihn folgendermaßen an: „Mylord! wohl weiß ich, daß es des Soldaten Schuldigkeit iſt, auf dem Meere zu gehorchen; doch, da die Truppen Seiner Hochfürſtlichen Durchlaucht, meines allergnädigſten Herrn, meiner Obhut anvertraut ſind, ſo achte ich es für meine Pflicht, geziemend anzufragen, ob es nicht möglich ſei, daß währeud einer der letzten dunkeln Nächte, wir etwa bereits an Amerika vorbeigeſegelt ſein könnten?"

Ich fragte den General, ob er kürzlich bei Hofe geweſen? Seine Antwort war ganz kurz und bezeichnend: „Der König ſchenkt meinem Berichte von dem Programm des Stadthauſes keinen Glauben, und wir ſtehen daher einander gegenüber, wir zwei kampffertige Edele, die einander gegenſeitig der Lüge zeihen. Die Umſtände verbieten indeſſen den Gang in den Boulogner Wald, um mit einander Schüſſe zu wechſeln", fügte er lachend hinzu, „und gleicherweiſe verbieten die Umſtände, uns gegenſeitig zu beſuchen." Ich nahm mir die Freiheit, ihm zu ſagen, daß ich längſt vorhergeſehen, wohin es noch mit der Freundſchaft Ludwig-Philipps kommen müſſe, und erwähnte dabei zum erſten Mal in unſern Unterredungen meines eigenen Beſuches bei Hofe in ſeiner Geſellſchaft. Doch

die Erzählung dieſer Begebenheit muß ich erſt aus meinem Notizenbuche für Sie ausſchreiben.*)

Ich erhielt des Morgens vom General Lafayette ein Billet, worin er mir mittheilte, daß Herr Mac Lane, der auf Beſuch von London angekommen, dem Könige vorgeſtellt zu werden wünſche; dieſen Abend ſei Empfang bei Hofe, und er wünſche, bei dieſer Gelegenheit unſern Miniſter bei der Engliſchen Regierung hier einzuführen, da Herr Rives ſeine Creditive noch nicht empfangen und daher bei feierlichen Anläſſen hier noch nicht auftreten könne. General Lafayette drang ſo ſehr in mich, mich anzuſchließen, um dem Herrn Mac Lane gefällig zu ſein, daß ich, obſchon kein ſonderlicher Hoffmann, und obgleich ein ſolcher Beſuch ſich mit meinen ruhigen Gewohnheiten ſchlecht verträgt, mich dennoch entſchloß, nachzugeben.

Zur geeigneten Stunde hatte der General die Gutmüthigkeit, mich abzuholen, und wir begaben uns darauf miteinander zu Herrn Mac Lane. Darauf fuhren wir mit dieſem Herrn zuſammen nach dem Palais Royal, und mein ehemaliger Kriegskamerad, Herr T — —, der dieſer Einführung bei Hofe ebenfalls beiwohnen ſollte, folgte in ſeinem eignen Wagen nach.

Der innere Raum des Pallaſtes war voll Menſchen, und nach der Haupttreppe wogte ein großes Gedränge; aber die Erſcheinung Lafayette's machte den Weg frei,

---

*) Die Zeit, worauf ſich dieſes bezieht, fällt in das Jahr 1830.

und in der Menge entſtand eine Bewegung, die ganz ſeine perſönliche Popularität durchblicken lietz. Ich hörte die Worte „die Amerikaner“ von Munde zu Munde; dieß zeigte, wie man ihn ganz mit uns indentificirte, wohl auch dieſelben Grundſätze ihm in der öffentlichen Meinung beigelegen mochte. Einige jüngere Hofbeamten empfingen ihn unten an der Treppe; doch weiß ich nicht, ob ihr Erſcheinen zufällig oder abſichtlich war; ich vermuthe das Letztere. Wie dem auch ſei, der General wurde mit der tiefſten Ehrerbietung und mit der freundlichſten Gefälligkeit bewillkommt.

Die Vorhalle war bereits mit Menſchen erfüllt; wir folgten unſerm Geleitsmanne, deſſen Gegenwart uns überall Bahn machte, bis er der Thüre ganz nahe gekommen, wo mehre der ausgezeichnetſten Männer Frankreichs verſammelt waren. Ich ſah manche im Gewühle, die mir bekannt waren, und einige Minuten verſtrichen unter gegenſeitigem Zuwinken des Wiedererkennens. Doch wurde bald meine Aufmerkſamkeit auf ein Zwiegeſpräch zwiſchen dem Marſchall Soult und Lafayette hingelenkt, das mit der vollkommenſten Bonhommie und Einfachheit geführt ward. Den Anfang hatte ich überhört, und ich vernahm nur, wie ſie über ihre Beine ſprachen, welche ſie gegenſeitig der Unfähigkeit, ſie zu tragen, beſchuldigten. „Aber Sie wurden auch am Beine verwundet, mein Herr“, bemerkt Lafayette. „Dieß Bein“ erwiederte der Marſchall, „iſt freilich bei Genua ein wenig übel behan-

delt worden; aber" ſagte er mit einem wahren Fechterblick niederſehend, „Sie, General, wurden Sie nicht auch in Amerika verwundet?" „Oh, das war Nichts; das ſind ſchon mehr als fünfzig Jahr her, und noch dazu war es in einem gerechten Kampfe, — der Fall und der Bruch iſt blos Schuld, daß ich jetzt hinken muß," Gerade in dieſem Augenblicke öffnete ſich die große Thüre, vor uns ſtand der quaſi-republikaniſche Königshof geſchaart, und die zwei alten Degen hinkten vorwärts.

Zunächſt der Thüre ſtand der König, in der Generalsuniform der Nationalunigarde, ganz ohne Ordenszeichen, in ſchönem dreifarbigen Schmuck. Die Königin, Madame Adelaide, die Prinzeſſinnen, Einige von den Kindern ſtanden etwas weiter ab, die erſtern beiden an ihrer Spitze und letztere hinter ihnen gruppirt. Nur wenige Damen waren ebenfalls zugegen; und im Anfange ſah ich dieſen Abend nichts von den Herzögen von Orleans und Nemours

Lafayette fand ſich unter den zuerſt Eintretenden, und wir befanden uns daher in ſeiner Nähe. Der König trat näher, und ihm entgegen mit dem Ausdruck des freudigen Willkommens, — mir ſchien es gekünſtelt, — doch ſie gaben einander herzlich die Hände. Darauf wurden wir namentlich vorgeſtellt, und jedem von uns ward die Ehre des Handgebens zu Theil, wenn ich dieſe Auszeichnung ſo nennen darf, welche faſt die Hälfte der Eintretenden mit uns theilten. Das Zudrängen war ſo

zu ſagen. Meines Bedünkens erwies man uns Allen die gewöhnlichen Bewillkommungszeichen, und damit war Alles abgethan.

Bald darauf näherten wir uns der Königin, bei der unſer Empfang weit förmlicher war. Die meiſten der Eintretenden begnügten ſich mit einer Verbeugung gegen dieſe Gruppe aus der Ferne; weil aber die Königin einige Luſt bezeugte, einige Worte an unſere Geſellſchaft zu richten, ſo traten Herr Mac Lane und ich näher hinzu. Zuerſt redete ſie meinen Begleiter franzöſiſch an, und ich war, weil er dieſe Sprache nicht verſtand, genöthigt, den Dollmetſcher zu machen. Doch die Königin ſagte ſogleich, ſie verſtehe engliſch, obſchon ſie es ſchlecht ſpreche, und bat ihn, er möchte in ſeiner Sprache zu ihr reden. Madame Adelaide ſchien mit unſerer Sprache weit vertrauter zu ſein. Gleichwohl war die Unterredung nur kurz und der umſtändlicheren Erwähnung nicht werth.

Die Königin Amalie iſt eine Dame von freundlichem und, wie ich meine, geiſtvollem Aeußern. Sie hat mehr bourboniſche als öſterreichiſche Geſichtszüge. Sie ſchien ängſtlich bemüht, einen guten Eindruck zurückzulaſſen, und im Ganzen ähnelte ſie in Haltung und Benehmen der Herzogin von Saint-Leu.*) Sie ſteht in dem Ruf, eine vortreffliche Gattin und Mutter zu ſein, und ohne

*) Hortenſie, Gemahlin des vormaligen Königs von Holland, Ludwig Napoleon.

auf einmal plötzlich in die Rolle eines Hoffmanns zu fallen, kann ich wohl ſagen, daß ſie dieſen Ruf mit Recht verdienen mag. Sie iſt von ſchmalem Wuchs aber einnehmender Bildung, und man kann ihr deutlich anſehen, daß ſie in ihrer Jugend recht hübſch war.

Ich erinnere mich kaum ein offeneres, geiſtreicheres und einnehmenderes Antlitz geſehen zu haben, als das der Madame Adelaide, der Schweſter des Königs. Von ihrer Schönheit ſind nur noch wenige Spuren übrig, außer dem Reize des Ausdrucksvollen, und dieſer Reiz muß ſie ehemals ſchön gemacht haben, da er ſie noch jetzt anziehend macht. Ihr Benehmen war weniger reizbar, als das der Königin, und ich meine, daß ihr Geiſt weit mehr ihr Aeußeres beherrſcht.

Die Prinzeſſin Louiſe (die Königin von Belgien) und die Prinzeſſin Marie ſind hübſch und zeigen ſich in der ruhigen beſcheidenen Haltung gut erzogener junger Damen. Erſtere iſt bleich und hat ein treffend bourboniſches Geſicht und ähnelt den Profilen auf den franzöſiſchen Goldmünzen; letztere dagegen hat mehr italieniſche und klaſſiſche Umriſſe und dabei eine lebhaftere Farbe des Geſichts.

Alle waren in ganz einfachem Anzuge; kaum konnte man es großen Diner-Staat nennen; die Königin und Madame Adelaide waren in Soireehüten. Die Prinzeſſinnen, wie in Frankreich unverheirathete Damen von groß, daß ſich keine Gelegenheit darbot, das Geringſte

hohem Stande pflegen, erſchienen ohne allen Schmuck mit gewöhnlich aufgeſtecktem Haar.

Nachdem die feierliche Einführung vorüber war, unterhielt ich mich mit der Beobachtung der Anweſenden. Es war ein Lever, keine Gemäldeausſtellung, es befanden ſich keine Damen unter den Beſuchenden. Diejenigen Herrn, welche nicht in Uniform erſchienen, waren in gewöhnlichem Soiree-Anzuge, der jetzt bis auf ſchwarze Röcke und lange Beinkleider herabgekommen iſt.

Zufällig befand ich mich in der Nähe eines Mannes, der ganz das revolutionäre Anſehen hatte, das uns durch die Kupferſtiche von Buonaparte und von ſeinen Offizieren nach dem italieniſchen Feldzuge ſo bekannt geworden iſt. Sein Antlitz lag ganz im Halstuche vergraben, ſein Haar war lang und wild, ſein Anzug glänzend aber ſteif und ſchlechtpaſſend. Doch war es ein Marſchallsrock, und, was mir beſonders auffiel, ganz ohne Ordenszeichen. Ich war neugierig, wer dieſe Reliquie von 1797 ſein mochte; denn abgeſehen von ſeinem Range, den das Kleid verrieth, war er ſo ungemein häßlich, daß er kaum einem Menſchen ähnelte. Ich erfuhr nachher, es ſei der Marſchall Jourdan geweſen.

Es war einigermaßen unterhaltend, die verſchiednen Individuen zu beobachten, die anweſend waren, um der neuen Dynaſtie ihre Huldigung darzubringen. Manche waren mir perſönlich und genau als treue Anhänger der vorigen Regierung bekannt; Krieger ſah ich, die nicht

angeſtanden hätten, dieſen Ludwig=Philipp über die Klinge ſpringen zu laſſen, wenn Karl der Zehnte es geboten hätte. Aber die Zeiten hatten ſich geändert. Jetzt kamen ſie, um ſich dem neuen Herrſcher vorzuſtellen, manche um ihre Bereitwilligkeit zu zeigen, irgend eine Beförderung zu erlangen; andere um das Terrain zu erforſchen; andre wieder, um ihren Verdruß zu bemänteln, und alle kamen ſie, um die Umſtände zu ihrem eigenen Vortheil zu benutzen. Es war zum Lachen leicht, diejenigen zu unterſcheiden, welche des guten Empfanges ſich ſicher däuchten, da ſie zur herrſchenden Partei gehörten; und wieder diejenigen, die wenig zu hoffen, oder die ganz gleichgültig ſchienen. Die Zahl der Letztern war ganz gering. Ein mir perſönlich bekannter Offizier vom Generalſtabe hatte ganz das Anſehen eines Mannes, der durch ein Verſehen in ein unrechtes Haus unerwartet eintritt. Er war vermöge ſeines Urſprungs und ſeiner Anſichten ein Buonapartiſt; aber der Zufall hatte ihn den Händen der Bourbons überliefert, und jetzt war er auch hier, um zu ſehen, was vom Hauſe Orleans zu hoffen ſei. Sein Empfang war nicht vielſprechend, und ich wußte die unentſchiedene und ſchwankende Haltung dieſes Mannes mit Nichts zu vergleichen, als mit einer von unerwartetem Kugelregen begrüßten Truppenlinie.

Nachdem wir uns eine Zeitlang im großen Gewühle, das um den König am gedrängteſten war, unterhalten hatten, näherten wir uns einem zweiten Kreiſe in einer

andern Abtheilung des Saales, wo der Herzog von Orleans erſchienen war. Er war eben mit Lafayette im Geſpräch begriffen, der uns gleich darauf, einen nach dem andern, vorſtellte. Der Prinz iſt ein artiger ſchöner junger Mann, deſſen Geſichtszüge weit mehr Oeſterreichiſches haben, als ſonſt irgend ein Glied der königlichen Familie, ſo weit ich nämlich von dem jetzigen Ausſehen ſeiner Geſchwiſter auf ihre künftige Geſichtsbildung ſchließen darf. In Geſtalt, Wuchs und Bewegung gleicht er unſerm W— — außerordentlich, auch in den Geſichtszügen findet ſich eine große Aehnlichkeit, wiewohl letzterer hier Manches voraus hat. Während unſeres letzten Aufenthaltes in Paris wurde er daher öfter für den Herzog von Chartres angeſehen. Unſer Empfang lief gnädig ab; der Thronerbe ſchien ſehr bemüht, auf Jedermann einen guten Eindruck machen zu wollen.

Das eigentlich Unterhaltende ſollte noch kommen. Vom Stehen ermüdet, hatten wir uns an einem Winkel des Saales etwas im Rücken des Gedränges, wo die Unhöflichkeit des Sichſetzens unbemerkt bleiben konnte, nach Stühlen umgeſehen. Der König zog ſich bald darauf in ſeine Gemächer zurück, und die Anweſenden begannen ebenfalls ſich hinwegzubegeben. Bereits drei Viertel mochten ſchon weg ſein, als ein Aide de Camp auf uns zu kam, um uns zu fragen, ob wir die drei Amerikaner ſeien, welche durch den General Lafeyette eingeführt worden wären? Als wir dieß bejahten, bat er uns, ihn

zu begleiten. Er geleitete uns an eine Thür, am andern Ende des Saals, ein Gemach in großem Maßſtabe, wo wir General Lafayette antrafen, der uns erwartete. Der Aide oder Hofbeamte, oder wie ſein Titel lauten mag, ging durch die Thüre, zu welcher der König ſogleich heraustrat. Es ſchien, als ob der General, mit unſerm erſten Empfange unbefriedigt, eine nochmalige Wiederholung deſſelben wünſche. Der König ſah ernſt und unzufrieden aus, und ich konnte auf den erſten Blick merken, daß er dieſer außerordentlichen Huldigung gern überhoben geweſen wäre. Da Herr Mac Lane zufällig der Thür zunächſt ſtand, ſo richtete er einige Worte an ihn auf Engliſch, welches er ziemlich geläufig ſpricht, ohne ſonderliche Betonung. Ueberhaupt ſagte er Jedem von uns nur Weniges, und ſeine Aeußerungen waren ganz allgemein und ohne Bedeutung. Einmal kam er bis an T— —, fragte ihn, ob er von New-York komme; ſah mich ſtarr an, da ich etwas weiter vom Eingange ſtand, murmelte einige Worte, verbeugte ſich gegen uns Alle und ging weiter. Mir war dieß Benehmen auffallend, aus dem Verdruß und Unwillen hervorleuchtete, und der ganze Vorgang hatte etwas Unbeholfenes und Unbehagliches. Ich zog daraus keine günſtige Vorbedeutung für den Einfluß des Generals.

Unterdeſſen wurde der große Saal faſt leer, und wir machten uns ebenfalls auf den Weg nach unſerm Wagen. Der General Lafayette ging uns voran, und

da er langſam ging, und gelegentlich ſtehen blieb, um ſich zu unterhalten, ſo waren wir faſt die Letzten im Vorſaal. Während wir durch das letzte äußere Vorgemach kamen, ſo blieb der General feſt in der Thüre ſtehen, um mit Jemand zu ſprechen. Herr Mac Lane und Herr T— — gingen ihm zur Seite, und deshalb blieb ich in einiger Entfernung zurück, um den Weg nicht gänzlich zu verſperren. Mein Standort mußte einem gewöhnlichen Zuſchauer Anlaß geben, zu vermuthen, ich gehöre gar nicht zu der Geſellſchaft. Ein junger Hofbeamte (ich nannte ſie Aides de Camp, wiewohl ich glaube, daß ſie Kammerherrendienſte verſahen, eine Art Amtsverrichtung, die vielleicht in dieſem republikaniſchen Königthume noch nicht ans Licht getreten iſt) wartete im Vorgemach auf den freien Durchgang, doch ſchien er es für unartig zu halten, haſtig an einer Gruppe, worin Lafayette die Hauptfignr war, vorbeizuſtreifen. Er wandte und drehte ſich zwar mit einiger Unbehaglichkeit, blieb aber doch höflich entfernt. Nach einigen Minuten ging die Geſellſchaft weiter, und ich blieb dennoch, das Ende erwartend, ſtehen. Kaum war der Durchgang frei, ſo ſauſ'te der Hofmann vorüber, und machte ſeinen Gefühlen Luft, indem er laut und deutlich ausrief: „Adieu l'Amerique!“

Es iſt faſt als ſichere Regel anzunehmen, daß die Gedanken des Herrſchers ſich in der Ausdrucksweiſe und in dem Benehmen der Höflinge widerſpiegeln. Die dem General erwieſene Achtſamkeit war mir ungewöhnlich

geziert und gezwungen vorgekommen, und das Benehmen des Königs war Nichts weniger als natürlich; und manche kleine Begebniſſe während dieſes Abends hatten dazu beigetragen, mich bemerken zu laſſen, daß der frühere große Einfluß Lafayette's bei Hofe bald auf Nichts herabkommen werde. Ich hegte von jeher kein großes Zutrauen zu einem republikaniſchen Könige; aber dieſe perſönliche Berührung beider Parteien machte meine Muthmaßung gewiß, daß General Lafayette hier wieder ſich durch ſeine eigene redliche Geſinnung und ſeinen gutmüthigen Charakter hatte täuſchen laſſen.

Während wir die Haupttreppe hinabſtiegen, erwähnte ich des obenerzählten Vorfalls gegen Herrn Mac Lane, und ſetzte hinzu, meines Bedünkens ſeien die guten Zeiten für den General jetzt vorüber, und binnen wenigen Monaten könne vielleicht ſchon völliges Erkalten zwiſchen Ludwig-Philipp und Lafayette eintreten. Doch hatte für Letzteren noch in dieſem Augenblick Alles einen ſo freundlich lächelnden Anſchein, daß meine Meinung keinen Eingang finden konnte, wiewohl ich glaube, daß er bald ſelbſt Gründe finden mochte, anders über die Sache zu denken nach einem zweiten Beſuche bei Hofe. Denn einige Tage darauf erhielten wir ſämmtlich die Einladung, an der königlichen Tafel zu ſpeiſen.

Gleichwohl hatte ich Jenes Adieu l'Amerique gegen General Lafayette ſelbſt nicht erwähnt, weil ich dieſen Ge-

genſtand viel zu zart anſah, als daß ich ihn hätte berühren dürfen.

Er überraſchte mich nun auf einmal mit der Frage, ob ich glaube, daß eine ausübende Gewalt, die auch nur einem einzigen Beamten, wie in den Vereinſtaaten, oder eine ausübende Gewalt, die dreien oder fünfen in die Hände gegeben würde, ſich für die Verhältniſſe Frankreichs am beſten ſchicken würde? So ſehr ich an die Kühnheit und Beharrlichkeit ſeiner Meinungen mich gewöhnt hatte, ſo war ich doch gar nicht darauf gefaßt, ſeine Gedanken gerade in dieſem Augenblick mit einer ſolchen Streitfrage beſchäftigt zu finden. Doch iſt der Zuſtand von Frankreich in der That kritiſch, und es dürfte uns gar nicht wunderbar erſcheinen, wenn irgend einmal eine neue Volksbewegung entſtünde.

Ich erwiederte dem General Lafayette, daß nach meinem geringen Urtheile die von ihm geſtellte Frage viele Seiten des Für und Wider darbiete. Die Namen würden nicht viel dabei thun; aber jedwede Regierungsform würde ihre Haupttriebfedern, die aus dem allgemeinen Wunſche und Intereſſe hervorgingen, jeder Zeit durch eine geſchloſſene Uebereinſtimmung in den Anſichten erhalten, möchte nun die Macht einem Einzelnen oder einem ganzen Dutzend anheimfallen. Die engliſche Verfaſſung nähere ſich zwar einer Theilung der ausübenden Gewalt; doch ſei auch dort die Macht ſo ausgetheilt, daß an keine eigentliche Trennung zu denken ſei; gingen die Sachen

ſchlimm, ſo pflegten die Miniſter zurückzutreten; das Parlament aber führe ſowohl die Controle der ausübenden, als der geſetzgebenden Gewalten der Regierung. Mir ſcheine jedoch Frankreich keineswegs zu ſolch einer Verfaſſung geſchickt zu ſein, weil die Franzoſen gewohnt wären, einen ebenſowohl wirklichen als blos namentlichen König zu haben; und ihre Neigung zu allerlei verſtecktem Treiben werde ihre Staatskunſt noch eine gute Weile ſchwankend und unſicher machen. Ein Directorium würde entweder die Kammern controliren, oder von ihnen controlirt werden. In dem einen Falle würde das Directorium leicht in ſich ſelbſt getheilter Meinung werden, im andern würden die Kammern in Faktionen zerfallen und keinen Ausweg finden, um das Gleichgewicht wiederherzuſtellen.

Er war ſelbſt der Meinung, daß das Mittel, durch ein Directorium allem Uebel zu ſteuern, für den franzöſiſchen Staat unausführbar ſei. Weiter fragte er mich, was ich von allgemein gleicher Stimmberechtigung für Frankreich erwarte. Darauf entgegnete ich, ich hielte ſolches ebenfalls der jetzigen Lage Frankreichs nicht angemeſſen. Ich pflege nämlich wenig Gewicht auf jene ältere Anſicht zu legen, welche in Tugend und Demokratie einen urſächlichen Zuſammenhang nachzuweiſen bemüht ſei; wenn gleich ich zugeben müſſe, daß beide der Wirkung nach, nahe verbunden ſein können. Ein beſtimmter Grad von Kenntniß des Geſchäftsganges, wie der Behandlungsweiſe und der Gegenſtände ſelbſt, ſei von der zweckmäßigen

Ausübung des Wahlrechtes durchaus unzertrennlich; damit werde nicht gefordert, daß jeder Wählende in der Theorie der Staatsverwaltung überhaupt bewandert ſei; ſondern es ſei blos nöthig, daß den Stimmberechtigten der Zuſammenhang zwiſchen ihrer Wahl und ihren Intereſſen, mit beſonderer Rückſicht auf die Rechtsanſprüche eines Jeden, klar ſei. Eine ſolche Einſicht ſei durchaus nicht ſchwer zu erlangen in allem Gewöhnlichen, wo nur irgend Mittel vorhanden ſeien, die wirkliche Lage der Dinge kennen zu lernen. Wo dagegen irgend theoretiſche Fragen zur Sprache kämen, wie dieß in allen auf politiſche Oekonomie bezüglichen Gegenſtänden geſchehen könne, ſo ſähe ich nicht, wie tieferbegründete Kenntniſſe die gute Sache mehr fördern würden, da meiſtentheils die ſcharfſinnigſten Männer gerade nur die äußerſten Gegenſätze in allen ſchwierigen Streitfragen ins Auge zu faſſen pflegten. Was nun das jedem Staatsbürger zuſtehende Recht angehe und die Macht, daſſelbe auszuüben, ſowie ſeine Intereſſen unmittelbar in der Verfaſſung vertreten zu wiſſen, ſo ſei dieſes für ſich klar, und es ſei blos noch die Frage, wer zur öffentlichen ungeſtörten Ausübung dieſes Rechtes die erforderlichen Mittel habe oder nicht; und daraus folge wiederum, daß, dasjenige, was hauptſächlich erforſcht werden müſſe, eben die Natur dieſer Mittel ſelbſt ſei.

In dem jetzigen geſellſchaftlichen Zuſtande ſei meiner Meinung nach durchaus erforderlich, daß Jedermann

leſen könne, damit er im Stande ſei, ſich ſeines Stimmrechtes mit Vorſicht und Schonung zu bedienen. In Ländern, wo Jeder lieſt, könnten noch andere Befähigungen vorausgeſetzt werden; nur dürften freilich keine zu hohe Anforderungen geſtellt werden, welche den Geſichtskreis der großen Menge zu ſehr überragen; in einem Lande aber, wie Frankreich iſt, würde ich Niemanden ein Stimmrecht geben, der nicht auch gelernt hätte, wie man leſen müſſe, und wäre er auch ſo reich als Cröſus.

Ich gab zu, daß das gegenwärtige Syſtem in Frankreich ſich nicht lange werde halten können. Wenige Jahre möchte es ſich vielleicht erfolgreich behaupten als eine Art von Reaction; ſobald aber die aufgeregten Fluthen wieder ihr gewohntes Bette gefunden, ſo würde der Erfolg die widerſtrebenden Elemente der Vereinigung despotiſcher Einrichtungen mit den Erforderniſſen einer freien Verfaſſung bald gewahr werden laſſen. Dahin gehörten unter andern die vorausberechneten Sätze des Code Napoleon und die Preßfreiheit, um nicht anderer ſchneidender Widerſprüche zu erwähnen. Das „juste milieu“, das der General ſo treffend beſchrieben*), könnte nicht

*) Als der König ſich des Ausdrucks; „juste milieu,“ zuerſt bedient hatte, und ſeine Anhänger ihn zu ihrem Wahlſpruch erwählten, da ſagte Lafayette in der Kammer: „er begreife recht gut, was dieſes juste milieu bedeute in irgend einem beſonderen Falle; es bedeute entweder mehr oder weniger als die Wahrheit in ſolchem

lange Stand halten; nur zu bald würde die Regierung ſich zu ſtrengen Maßregeln gezwungen ſehen, um ſich ſelbſt nicht aufgeben zu müſſen. Denn weder in der Politik noch in der Religion vermöge der Menſch zu gleicher Zeit „Gott zu dienen und dem Mammon.“ Darauf erzählte ich ihm einen Vorfall, der mir ſelbſt am Abend des erſten Jahrestags der jetzigen Regierung begegnet ſei.

Mit einbrechender Nacht befand ich mich damals in den Tuillerien, in der Abſicht, das Feuerwerk in Augenſchein zu nehmen; und da ich ein wenig außerhalb des Gewühls meinen Standpunkt genommen, ſo war ich

---

beſtimmtrn Falle. Wenn aber eine politiſche Partei immer den Mittelweg wählen wolle; ſo komme ihm die Sache ſo vor, als ob, wenn ein verſtändiger Menſch die Behauptung aufſtellte, daß Vier und Vier zuſammen Acht ſei, und ein Narr dagegen ſchreie: „Herr, Sie irren ſich; Vier und Vier macht Zehn“; alsdann der Vertreter des Juste milieu ſchuldig ſei, zu ſagen: „Meine Herren, Sie beide ſind in Extremen befangen; vier und vier macht neun.“ Gemeinlich heißt es, es fehle Lafayette'n an esprit. Doch dieß war bei weitem das Treffendſte, das der Verfaſſer jemals in den franzöſiſchen Kammern hörte, und überhaupt hat er Wenige gekannt, die witzigere Dinge mit mehr Anſpruchloſigkeit äußerten, als General Lafayette. Das lag eben in ſeiner geiſtigen Entwickelungsweiſe, daß er wenig zu tieferen Forſchungen hinneigte, ſich aber deſto mehr durch ſein geſundes Urtheil auszeichnete.

unter einem Baume mit einem etwa ſechzigjährigen Franzoſen allein. Nach einigen gewechſelten Reden hielt mein Geſellſchafter mich, wie gewöhnlich, für einen Engländer. Als ich ſeinen Irrthum berichtigt, eröffnete er ſogleich eine Unterredung über die gegenwärtige Lage Frankreichs. Er fragte mich, ob ich glaube, daß die Dinge ſofort gehen würden. Ich ſagte: Nein, nach meiner Anſicht würden zwei oder drei Jahre hinreichen, um das jetzt herrſchende Syſtem zum Schluß zu bringen. „Herr, Sie irren ſich“, ſagte mein Gefährte. Zehn Jahre ſind erforderlich, um diejenigen, die ſich ſeit der letzten Umwälzung der Zügel jetzt bemächtigt haben, aus dem Sattel zu heben; ſämmtliche jungen Leute wachſen in den neuern Anſichten auf, und in zehn Jahren werden ſie hinlänglich erſtarkt ſein, um die jetzige Ordnung der Dinge umzuſtürzen. Denken Sie an mich, das Jahr **1840** wird eine veränderte Regierungsform in Frankreich erleben! Ueber dieſe Prophezeiung lachte Lafayette laut auf, denn dieſe entſprach ſeiner ungeduldigen Erwartung keineswegs. Dabei ſpielte er auf die Verſpottung an, welche ſeine eigne Idee: „eine Monarchie mit republikaniſchen Inſtitutionen“, ſeither erfahren habe, und verlangte meine Meinung darüber zu hören. Meine Antwort auf dieſe und andere ſeiner Fragen legt meine Meinungen über dieſen Gegenſtand offen dar; und ſofern ich, als Beſchreiber meiner Reiſen, die auf ihnen erworbenen Auſichten mitzutheilen befugt bin, will ich Ihnen ſolche hier in ihrer ganzen

Ausdehnung andeuten. Alſo weit entfernt, einen Widerſpruch in der Vorſtellung von einem Königsthrone mit republikaniſchen Einrichtungen umgeben, zu finden, wie Andere ſolches gethan; ſcheint mir vielmehr gerade dieſes Syſtem am meiſten für den gegenwärtigen Zuſtand Frankreichs zu paſſen. In dieſer Beziehung darf aber unter Monarchie nicht eine Monarchie im wahren Sinne, oder eine ſolche, wo die Macht des Königs überwiegt, verſtanden werden; ſondern im Gegentheil nur jene ſcheinbare Königsgewalt, wie ſolche jetzt in England beſteht, und ehemals unter den Dogen in Venedig und Genua beſtanden hat. In England hat die Ariſtokratie augenſcheinlich alle Gewalt in Händen, mittelbar durch den König, und ich ſehe nicht ein, weßhalb eine Verfaſſung nicht in Frankreich ſollte ihrerſeits herrſchen können, wenn ſie eine hinreichend breite Grundlage bekäme, um ſie geſchickt zu machen, ſelbſt den Namen einer Republik anzunehmen. In beiden Fällen würde das Staatsoberhaupt blos die Verkörperung einer Idee darſtellen; die Obergewalt würde in ſeinem Namen, aber nach dem Willen der Conſtitution ausgeübt werden; ſie würde ein Widerhall des Parliaments ſein, um auch dann die Meinung der geſetzgebenden Körperſchaften auszuſprechen, wenn jemals eine Aenderung in den Perſonen oder eine Aenderung in den Maßregeln nöthig werden ſollte. Es iſt allerdings wahr, daß in einem ſolchen Syſteme keine weſentliche Theilung oder Trennung der geſetzgebenden

von der ausübenden Macht vorn herein ſtatt finden würde; allein dieß iſt heutiges Tags und war längſt wirklich der Fall in England, und ſeine Staatsmänner brüſten ſich mit der Aeußerung, „der Plan arbeite tüchtig“. Während gleichwohl der Plan nicht halb ſo tüchtig in England arbeitet, als behauptet wird, außer für diejenigen, denen die weſentlichſten Vortheile daraus entſprießen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Geſetzgebung auf keiner hinreichenden populären Baſis ruht; ſo arbeitet der Plan dennoch im Ganzen für das Allgemeine weit beſſer, als wenn er das entgegengeſetzte Ziel verfolgen würde, wie ſolches ehemals ſtattfand, als noch der König das Parliament beherrſchte, anſtatt daß das Parliament mittelſt des Königs hätte herrſchen ſollen. In Frankreich ſind die Begebenheiten hinreichend reif, um dieſem Grundſatz einige Ausdehnung zu geben, und zwar in der ſicherſten und heilſamſten Abſicht. Die Franzoſen des gegenwärtigen Zeitalters ſind darauf vorbereitet, eine erbliche und politiſche Ariſtokratie entbehren zu können; da ihnen vor allen Dingen Nichts gehäſſiger iſt, als bevorrechtete Stände, und wohl keine Nation, ſelbſt nicht die Amerikaner, geſündere Lebensanſichten und klarere Begriffe über dieſen Gegenſtand feſthält, als eben die Franzoſen. Die Erfahrung der letzten fünfzehn Jahre hat die Schwierigkeit, eine unabhängige Pairſchaft in Frankreich einzuführen, hinlänglich bewieſen, ungeachtet aller Bemühungen der Regierung, die auf das Vorbild

Englands ſich ſtützend, und hierin ſelbſt den Wünſchen des Letztern entgegenkommend, doch immer erfolglos blieben. Demungeachtet ſind den Franzoſen die Erinnerungen und die Gewöhnungen einer Monarchie verblieben. Unter dieſen Umſtänden ſehe ich keine ſonderliche Schwierigkeit, um das Syſtem Lafayettes zu verwirklichen. Vielmehr wird irgend ein Weg in dieſem Sinne, wenn man die Freiheit nicht ganz verloren geben will, der ſicherſte ſein. Denn alle Erfahrungen haben bewieſen, daß ein König, der in der That nnd nicht blos dem Namen nach herrſcht, jederzeit mächtiger iſt als das Geſetz; und die Behauptung, es laſſe ſich eine ſolche Macht durch Staatsgrundgeſetze beſchränken, iſt nichts weiter, als ein Ding der Einbildung, das Nirgends exiſtirt. Wohl kann ein König, der nicht blos dem Namen nach herrſcht, in ſeinem Anſehen durch die öffentliche Stimme ſinken, und durch die äußerſte, mittelſt des Grundgeſetzes bewirkte Gegenwehr einigermaßen in Schranken gehalten werden; doch wo ſolch ein Fall eintreten müßte, wäre es beſſer geweſen, dem offenen Kampfe zuvorzukommen; und daher ſollte man lieber damit anfangen, eine ſolche Verfaſſung zu begründen, welche die traurige Nothwendigkeit gewaltſamer Abwehr von vornherein unnöthig macht.

Für Frankreich iſt, meiner Anſicht nach, eine Pairſchaft weder ein wünſchenswerthes noch ein ausführbares Unternehmen. Gewiß iſt für den König wohl die Mögichkeit vorhanden, eine ausgewählte politiſche Körperſchaft

eine Zeitlang zu unterhalten, ſo lange er nämlich ſich ſelbſt behaupten kann, damit dieſe in ſeinem Intereſſe handele und ſeine Befehle ausführe; aber es iſt eine Thorheit, einer ſolchen Körperſchaft von Miethlingen die Eigenſchaften einer Pairſchaft beilegen zu wollen. Sie gleichen den berüchtigten „mandamus“ Räthen, die ſo geſchäftig waren, die Revolution in unſerm Vaterlande zum eiligen Abſchluß zu fördern, und gleicherweiſe ſind ſie weit geſchickter, ähnliche ſchlechte Dienſte ihrem Herrn zu leiſten, als ſonſt irgend Andere. Sobald ſie auf irgend eine Weiſe zu wirklicher Unabhängigkeit gelangten, etwa zu dem Grade, wo ſie eine drohende Stellung im Staate einnehmen könnten; ſo würden ſie bald durch ihre Vereinigung den übrigen Zweigen der Regierung gegenüber zuviel Gewalt erlangen, wie dies in England geſchehen iſt; und alsdann würde Frankreich einen „mit ariſtokratiſchen Inſtitutionen umgebenen Königsthron“ beſitzen. Die Anſicht iſt zwar gänge und gäbe, daß eine Ariſtokratie in einer Monarchie unentbehrlich ſei, iſt aber nichts deſtoweniger ein grober Irrthum. Eine Ariſtokratie dem Namen nach iſt, in welcher Geſtalt ſie auch erſcheinen mag, die gewöhnliche Folge der monarchiſchen Verfaſſung, ſchon deswegen, weil in ihr ſich der Geſinnung, die Politik oder die Laune des Fürſten widerſpiegelt. Dagegen wird eine verfaſſungsmäßige Ariſtokratie immerdar der königlichen Macht gefährlich. Frankreich würde demnach von der allgemeinen Regel keine Ausnahme machen; ſondern

weil die Menſchen ſehr leicht in die Täuſchung verfallen können, als gehöre es mit zur Freiheit, den Einen ſeiner Macht zu berauben, während der Mantel derſelben auf eine Minderzahl fällt; ſo, meine ich, würde ein ſolcher einſchleichender Irrthum ſich leicht bereitwillig zeigen, den Ariſtokraten bei der Verfolgung ihrer Abſichten dienſtbar zu werden, ſobald nur die Gewöhnung einmal die Nation mit dem Beſtehen einer ſolchen Körperſchaft ausgeſöhnt hätte. Allein dieſes kann ich ebenfalls nur unter der Vorausſetzung einräumen, daß ſich die Grundlagen zur Errichtung einer Pairſchaft wirklich in Frankreich nachweiſen ließen; doch dieſes Verhältniß muß ich geradezu, wie bereits geſagt, in Abrede ſtellen.

Wenn alſo in England ein Thron, von ariſtokratiſchen Inſtitutionen umgeben, beſtehen kann, was könnte Frankreich hindern, ſeinen Königsthron mit republikaniſchen Inſtitutionen zu umgeben? Der Name einer Republk ſchließt die Idee einer Demokratie nicht aus, wiewohl er dieſe nicht nothwendig einſchließt. Der Name Republik bezeichnet überhaupt eine Verfaſſung, in welcher das Gemeinweſen, das Gemeinwohl die vorherrſchende und leitende Idee iſt, ſtatt der erblichen und unveräußerlichen Machtberechtigung eines Einzelnen. Daher erſcheint es durchaus nicht unausführbar, eine Verfaſſung in Frankreich dieſer Idee gemäß zu befeſtigen, welche die Bedingungen eines Gemeinweſens zur Grundlage hätte, und welche dennoch einen Königsthron, als erforderliches

Getriebe, um den wahren Willen der Konſtituenten in geeigneten Fällen kundzuthun, beibehalten könnte. Das iſt Alles, was die königliche Macht in England vermag, und warum ſollte ſolche in Frankreich noch mehr vermögen? Wollte man alſo, ſtatt des Syſtems der wahlfähigen Boroughs in England, in Frankreich ein erweitertes Wahlſyſtem einführen, ſo würde die Idee Lafayettes völlig verwirklicht werden. Selbſt das Streben der engliſchen Reform kann den Beweis augenſcheinlich machen, daß ſeine Vorſtellungen nicht ſo wunderlich ſind, als man uns hat überreden wollen. Der franzöſiſche Thron würde alsdann beſetzt werden, wie Korſika beſetzt worden iſt, nicht eines wirklichen für die Nation daraus entſprieſſenden Nutzens halben, ſondern um den Unannehmlichkeiten einer anderweitigen Beſetzung vorzubeugen.

Im Laufe der Unterredung gab ich dem General Lafayette folgende Skizze von einer Verfaſſung für Frankreich, wie ich, wenn ich ein Franzoſe wäre, wünſchen würde, ſie Frankreich geben zu können, wenn mir eine Stimme darin geſtattet würde. Ich theile Ihnen dieſe Aeußerungen im Einklange mit den bereits ausgeſprochenen Anſichten mit, gleich einem Reiſenden, der ſeine Bemerkungen über das Geſehene mittheilt, und zugleich, um Ihnen die genauere Beurtheilung meiner Meinungen über den Zuſtand dieſes Landes möglich zu machen.

Ich würde eine Monarchie einführen, und Heinrich der Fünfte müßte ihr König ſein. Ich würde ihm ſeiner

Jugend wegen den Vorzug geben, welche es möglich macht, ihn zu der erforderlichen Kenntniß ſeiner Obliegenheiten heranzuziehen; auch ſeiner Abſtammung wegen, welche ſeine Herrſchaft dem Namen nach befeſtigen würde, und, was damit nahe zuſammentrifft, ſeine wirkliche Herrſchaft; denn ich glaube feſt, mehr als halb Frankreich würde aus innerem Antriebe, ungeachtet ſie das Gegentheil jetzt behaupten, der gegenwärtigen Dynaſtie den rechtmäßigen Stamm ſeiner alten Könige vorziehen. Sobald dieſes in Ordnung wäre, würde ich die Wahlfähigkeit ſo weit ausdehnen, als irgend die Umſtände es möglich machten; ſo daß ich wenigſtens eine Million bis zu anderthalb Millionen Wähler herausbrächte. Alle und jede Idee von Vertretung des Eigenthums würde ich fallen laſſen, als die verderblichſte, beengendſte und fehlerhafteſte Grundlage eines Wahlſyſtems, das jemals erſonnen ward, und das jederzeit den einen Theil des Gemeinweſens wider den andern in Streit bringen muß, und welches grade durch dieſes Mittel das Eigenthum aller gefährdet, das es zu beſchützen vorgibt. Eine ermäßigte Befähigung durch Eigenthum in Verbindung mit der Befähigung durch Intelligenz würde ich eher gelten laſſen. Dahingegen vereinigt jetzt Frankreich, ſo wie ich die Dinge anſehe, grade die beiden ſchlechteſten Grundlagen zur Wahlfähigkeit, die man jemals ausgeſonnen hat. Die Befähigung zu einem Wähler wird nehmlich durch einen beſtimmten Beitrag direkter Steuern angege-

ben. Dieſe Wahlberechtigung iſt aber ſo hoch angeſetzt, daß ſie an die Repräſentation ſtreift, und Frankreich hat bereits ſo hohe Steuern, daß eine Erleichterung der Laſten eine der erſten Sorgen ſein muß, mit welchen eine gute Regierung ſich zu befaſſen hätte; daraus würde aber folgen, daß, je mehr man dieſen Zweck freier Inſtitutionen erreichte, deſto geringer auch die Mittel, die Freiheit zu erhalten, werden müßten, eben durch die mit der Verminderung der Abgaben eintretende Verminderung der Wahlberechtigten; und deſto leichter würde man ſich darnach der Repräſentation des Eigenthums völlig verſichern können. Eine einfache Regel, daß, um Wähler zu ſein, man überhaupt nur Eigenthum zu beſitzen brauche, würde eine weit beſſere und in ihren Folgen erſprießlichere Einrichtung ſein, als die gegenwärtige.

Jedes Departement müßte eine beſtimmte Anzahl Deputirter ſenden, indem die Wahlzettel nach dem Amerikaniſchen Plane vertheilt würden. Ueber die Dauer der Amtsverrichtung derſelben ließen ſich mancherlei Betrachtungen anſtellen, doch dürfte dieſe die Zeit von fünf Jahren nicht überſchreiten, und ich würde ſogar den kürzern Zeitraum von drei Jahren vorziehen. Die jetzige Pairskammer würde ich in einen Senat umgeſtalten, und ſeine Glieder ſollten eben ſo lange walten, als die Deputirten. Ich ſehe nicht ein, warum der einen Körperſchaft eine längere Zeit geſtattet werden ſollte, als der andern; und ich getraue mir zu beweiſen, daß in unſerm

eignen Lande aus einer ſolchen Einrichtung große Unannehmlichkeiten hervorgegangen ſind. Auch ſehe ich nicht ein, wozu es nütze, daß ein Theil periodiſch austrete; vielmehr ſehe ich darin einen Nachtheil, indem dadurch leicht der Fall eintreten kann, daß die ältern Abgeordneten durch ihre vielleicht beſtrittenen Anſichten mit den neugewählten in Streit gerathen über die gangbarſten Anſichten der neueſten Tage. Dergleichen Zwiſtigkeiten ſind immer in unſerm Lande dem Gange der Ereigniſſe hemmend in den Weg getreten, und haben oftmals die Einheit und Uebereinſtimmung in den Handlungen unſerer Regierung vernichtet. So wollte ich auch, daß jeder Wähler für jeden Senator abſtimme; auf dieſe Weiſe würden in Frankreich die Lokalintereſſen durch die Deputirten vertreten werden; während der Senat im eigentlichen Sinne ganz Frankreich repräſentiren müßte. Dieſe vereinigten Maßregeln würden eine allgemeine Controle bewirken, und das Miniſterium würde alsdann eine Emancipation des Geſammtwillens werden, wovon der König blos das Organ vorſtellen würde.

Ich zweifle gar nicht, daß auch unſre Angelegenheiten einen weit beſſern Fortgang haben würden, könnten wir einen Plan ausſinnen, wodurch die Miniſter die beſtehende ausübende Gewalt unnöthig machten. Der Vorſchlag des Herrn Hillhouſe, daß die Senatoren jährlich durch das Loos den Präſidenten beſtimmen ſollten, iſt meines Erachtens dem Wählen deſſelben vorzuziehen;

aber einigermaßen würde dieſe Weiſe, den Präſidenten zu ernennen, wieder der Vorwurf treffen, daß ſie einen Mangel an Uebereinſtimmung in den verſchiedenen Zweigen der Staatsgeſchäfte hervorbringe. Frankreich entbehrt weder der äußern Zugaben des Königthums, denn es hat Paläſte, Parks und, was dahin gehört, in Überfluß, noch entbehrt es der dazu erforderlichen Gewöhnungen und Vorſtellungen; bei uns iſt von beiden Nichts zu finden. Darin liegt zugleich ein faktiſcher Grund, um in Frankreich das einfache Mittel zur Ernennung eines Miniſteriums nicht von der Hand zu weiſen; bei uns dagegen iſt ein ſolches nicht anzuwenden. So würden wir recht gut in Frankreich einen Thron, von republikaniſchen Inſtitutionen umgeben, errichten können, und wenn auch dieſer Thron nicht ſo gewaltig als der beſtehende erſchiene, ſo würde er dagegen weit feſter ſtehen, als ein Thron von Bajonetten umgeben, und eben dadurch Frankreich ſelbſt am Ende mächtiger erheben.

Der Hauptmißgriff, der im Jahre **1830** geſchah, beſtand darin, daß man den Thron aufſtellte, ehe die Republik feſtſtand, daß man auf Menſchenſinn ſtatt auf Inſtitutionen baute.

Ich kann nicht ſagen, daß Lafayette dieſem Allem ſeinen Beifall gegeben hätte. Er hatte Gründe für die Unausführbarkeit der von mir angedeutete Nichtberückſichtigung perſönlicher Intereſſen, welche gegen eine ſolche Reform thätig und vernichtend auftreten würden; Gründe,

deren genauerer Auseinanderſetzung und Erwägung ich Nichts entgegen ſetzen konnte. In Beziehung auf den Herzog von Bordeaux blieb er dabei, daß das Reich der Bourbons in Frankreich ganz vorüber ſei, das Land ſei ihrer müde geworden. Es möchte anmaßend ſcheinen, daß ein Fremder eine andere Anſicht, einer ſo hohen Auctorität gegenüber, behaupten wollte, „aber können wir anders urtheilen, als nach dem, was unſere Augen ſehen?“ und die Wahrheit nöthigt mich, zu ſagen, daß ich dieſe Meinung nicht unterſchreiben kann. Meine eigne Beobachtung, ſo unvollkommen ſie auch ſein mag, hat mich zu dieſem Reſultate geführt. Ich glaube, es gibt Tauſende ſelbſt unter denen, die jetzt die Tuilerien umlagern, die ſich beeilen würden, bei dem erſten die gegenwärtige Dynaſtie ernſthaft betreffenden Mißgeſchick, die bisherige Maske abzuwerfen, und ſich an die ſogenannte legitime Partei anſchließen würden. Rückſichtlich der Parteien halte ich die republikaniſche für die am meiſten unternehmende, ſie iſt im Beſitze der meiſten Fähigkeiten im Verhältniß zu ihrer Anzahl, iſt aber nicht eben zahlreich. Die Freunde des Königs ſind theils aktive theils paſſive Menſchen, ſind die Unentſchloſſenſten und hängen am wenigſten durch gegenſeitige Uebereinſtimmung zuſammen; was ſie verbindet, iſt der Wunſch, ihr wechſelndes Intereſſe zu fördern, und ihre Zahl übertrifft die republikaniſche Partei beträchtlich. Aber bei weitem die zahlreichſte Partei iſt die der Karliſten oder Henriquinquiſten;

ſie ſind am weiteſten durch das Land verbreitet, thätig im Verborgenen, und überdem vom Landvolke, vorzüglich im Süden und Weſten unterſtützt.

Soviel gab Lafayette zu, was Alle jetzt einzuſehen ſcheinen, daß es ein Fehlgriff war, dem Lande nicht vorher eine gediegenere Verfaſſung zu ſichern, ehe man den König auf den Thron erhob. Doch meinte er, es ſei weit leichter, die Weisheit einer ſolchen Maßregel hinterher zu beurtheilen, als ihrer im Drange der Ereigniſſe ſich zu bedienen. Die Welt iſt überhaupt über faſt die meiſten Begebenheiten, welche auf jene drei Tage folgten, wie ich glaube, in Irrthümern befangen.

Zweiter Brief.

Die Cholera in Paris. — Deren fürchterliche Verwüſtung. — Verödung der Hauptſtadt. — Mein Entſchluß, zu bleiben. — Todesfälle in den höhern Ständen. — Unerwartete Ankunft und Abreiſe. — Preiswürdiges Benehmen der Behörden. — Die Karikaturen über die Cholera. — Einladung eines engliſchen Generals. — Atmoſphäriſche Erſcheinungen, die Ankunft der Cholera verkündend. — Lord Robert Fitzgerald. — Diner im Hauſe von Madame B — —.

Lieber — —

Wir haben wenig Beſchäftigung ſeit meinem letzten Brief gehabt, außer mit der Cholera, die ſich in dem Herzen dieſer großen menſchenerfüllten Hauptſtadt, gleich einer Bombe, niederließ. Seit meinen Ausflügen an die Grenzen im letzten Jahre und unſerm glücklichen Entgehen der Quarantaine, hatte ich dieſes Unheil faſt vergeſſen, als zufällig an meinem Tiſche die Rede darauf kam, weil grade eine ärztliche Perſon ſich unter den Gäſten befand. Dieſer benachrichtigte uns auf vorſichtige Weiſe, daß in der Fakultät unangenehme Vermuthung en ſtattfänden, und daß man die Beſorgniß hege, Paris werde dem immer näherrückenden Uebel nicht entgehen. Darauf fügte er noch im Vertrauen gegen Einige unter

uns hinzu, er habe eben einen Todesfall gehabt, den er keiner andern Urſache als der ächten aſiatiſchen Cholera zuſchreiben könne.

In den nächſten Tagen wurden einige Beſorgniſſe in den Zeitungen angedeutet, und mit ſchreckenvoller Eile folgten nun die Berichte, in welchen die Zahl der täglich Sterbenden bis zu Tauſenden ſtieg. Wie durch einen böſen Zauber veränderte ſich das Aeußere der Stadt; denn die Fremden flüchteten allgemein, und die gewohnten Geſichter derer, die in den Nachbarſtraßen uns täglich vor Augen traten, ſtanden gar bald auch auf der Todtenliſte. Eine ganze Reihe von Aepfelhändlerinnen ſaß an den Straßenecken, zwiſchen der Rue St. Dominique und dem Pont-Royal, deren Geſichter uns ganz befreundet geworden, wegen des lebhaften Handels, den unſer P. mit ihnen trieb, ſo oft wir zwiſchen unſerm Hotel und den Tuilerien an ihnen vorbei mußten. Dieſe waren mit einem Mal verſchwunden; die letzte von ihnen war, wie ich vernahm, von ihrem Stuhl geſunken, und ehe die ihr zu Hülfe Kommenden das nächſte Hoſpital mit ihr erreichten, bereits verſchieden.

Ein Vorfall mag unter ſo vielen dazu dienen, Ihnen ein ſchwaches Bild zu entwerfen von dem Zuſtande von Paris in dieſem Augenblicke allgemeiner Bedrängniß. Eine Schwefelholzhändlerin ward am Thore plötzlich von dem Uebel ergriffen, und man hob ſie auf einen der ſteinernen Sitze, deren ſich die Dienſtboten zu bedienen

pflegen. Ich ließ ſie in den Hof tragen und die von der ärztlichen Behörde empfohlenen Mittel anwenden. Die Kranke war ein ſtarkes Weib in mittleren Jahren, ihre Mutter war bei ihr; ſie kamen aus einem entlegenen Dorfe, um einige Sous durch den Verkauf von Schwefelhölzern zu verdienen. Während man ihnen ärztliche Hülfe leiſtete, ſah ich gelegentlich, auf welche Art dieß arme Volk das Leben friſtet. Ihre Nahrung beſtand aus trockenen Stücken Brod, das ſie auf dem Herwege gebettelt oder gekauft hatten.

Während zwei oder drei vor uns mit der Tochter beſchäftigt waren, knieete die Mutter auf dem Steinpflaſter, um für ihr Kind, für uns und für ſich ſelbſt zu beten. Es lag etwas unbeſchreiblich Rührendes in der Aeußerung der natürlichen innigen Anhänglichkeit dieſer ſo tief ins Elend verſenkten Weſen. Jemand drückte der alten Frau ein Fünffrankenſtück in die Hand; ſie dankte zwar dem Geber, aber ohne einen Blick von der Tochter zu verwenden, in derem Antlitz die Züge des nahenden Todes immer deutlicher wurden, und ſie ſchien eine Weile darauf noch nicht zu wiſſen, was ſie in der Hand hielt. Die Hoſpitalträger brachten die Kranke weg; die Mutter verſprach wieder zu kommen, um uns Nachrichten zu bringen, ſie blieb einige Tage aus; wir fragten im Hoſpitale nach; beide waren geſtorben!

Auf dieſe Weiſe wurden zehn- bis fünfzehntauſend Menſchen binnen einigen Wochen hingerafft. Nicht blos

einzelne Häuſer; nein, bisweilen ganze Straßen beinah ſtarben aus. Da Jedermann flüchtete, deſſen Verhältniſſe und Umſtände ſolches verſtatteten, ſo werden Sie ſich wundern, daß wir vorzogen, in der Stadt zu bleiben. Als die Zahl der Todten täglich zu acht bis neun Hunderten ſtieg, und die Krankheit in unſer Stadtviertel einzudringen begann, ſo hielt ich es ſchon der meiner Obhut anvertrauten Perſonen wegen für Pflicht, mich an einen Ort zu begeben, der außerhalb der Grenzen des Krankheitsgebiets läge. Unſre Koffer waren ſchon gepackt, die Päſſe unterzeichnet, der Wagen im Hofe, als A — — plötzlich krank wurde. Dieß war zwar nicht die Cholera; aber nunmehr überlegte ich, welche Folgen es haben könnte, wenn irgend ein Glied unſerer Geſellſchaft, vielleicht gar ich ſelbſt, in irgend einem Dörfchen der Umgegend krank würde; welch ein hülfloſer Zuſtand für Frauenzimmer in einem fremden Lande dieß ſein müßte. Deßhalb wurde beſchloſſen, dazubleiben und ſich der Vorſehung vertrauensvoll zu überlaſſen. Wir blieben alſo in unſerer Wohnung während der ganzen Zeit, obſchon einige leichte Anfälle der Krankheit in unſerm Hauſe und hunderte in der Nähe ringsum vorkamen.

Die Art, wie Einzelne unſerer Bekannten, gleichſam vor unſern Augen wegſtarben, war furchtbar überraſchend. Heute konnte es unerwartet heißen, der Milchmann ſei todt; geſtern war es der Fleiſchersjunge; gleich darauf bringt ein neuer Bedienter eine Meldung von

einem guten Freunde, und, nach ſeinem Vorgänger fragend, hören wir, der ſei todt. Dergleichen Fälle ereigneten ſich zehn bis fünfzehnmal im engern Kreiſe unſerer nächſten Bekannten.

Anfänglich waren die Todesfälle in den höhern Klaſſen vergleichungsweiſe nicht zahlreich; ſpäterhin aber drang die Krankheit in die Reihen der angeſehenſten Perſonen ein. Dazu gehörte Herr Perrier, der erſte Miniſter, und der General Lamarque. Auch der Prinz Caſtelcicala, der neapolitaniſche Geſandte, iſt in unſrer Nachbarſchaft an dieſer Krankheit geſtorben, gleich mehren Andern. Ganz nahe bei uns iſt eine kurze Straße, aus der man allein ſiebzig bis achtzig Todte hinausgetragen haben ſoll. Die Lage dieſes Stadttheils iſt etwas niedrig, und die Straße liegt beſonders tief.

Dr. S. aus Nordkarolina, der gleich andern Aerzten ſich durch Selbſtaufopferung und wiſſenſchaftlichen Eifer hervorgethan, gab uns wöchentlich ein oder zweimal Nachricht, wie es mit der Krankheit ſtehe, und richtete ſich dabei in ſeinem Urtheile mehr nach dem Augenſchein in den Spitälern, als nach den öffentlichen Bekanntmachungen, die unvermeidlich und vielleicht auch abſichtlich nicht genau ſein konnten. Nach ihm ſtarben von den erſten hundert Kranken, die ins Hotel Dieu gebracht wurden, Alle, bis auf einen Einzigen, und dieſer Einzige war nur muthmaßlich von der aſiatiſchen Cholera ergriffen geweſen.

Während dieſer Zeit zeigten die ſonſt ſo lebhaften Straßen von Paris, und noch dazu, in der Periode, wo ſonſt die meiſten Fremden dieſe Lebhaftigkeit vermehren, jetzt die traurigſte Verödung. Oft ging ich allein auf der Terraſſe der Tuilerien ſpazieren, während außer mir keine zwölf Menſchen im Garten zu ſehen waren, und nicht ſelten fuhr ich von meinem Hotel in der Rue St. Dominique nach der Place Vendôme, ohne auch nur einem halben Duzend Wagen zu begegnen, Fiacres und Cabriolets de Place mit einbegriffen.

Einmal kam ich aus der Rue de la Paix zu Fuße nach Hauſe, als gerade die Krankheit am ärgſten wüthete, und ich fand dieſen heitern und prachtvollen Stadttheil ganz vorzüglich öde; kaum ein lebendes Weſen war auf den Straßen, außer den Lohndienern, den Laquaien und Kammerzofen der öffentlichen Gaſthäuſer, deren es in dieſem Stadttheile ſo viele giebt. An den Thüren ſah man dieſe mit unterſchlagenen Aermen ſtehen, ein ruhiges Bild des ungewohnten Stilllebens in ſolcher Umgebung. Da kamen zwei Reiſekutſchen durch die Rue de Rivoli näher, und dieß brachte einige Bewegung unter dieſe Leute, die ſo ganz des täglichen Brods wegen von den Fremden abhängen. Alſobald erſcholl der allgemeine düſtere Zuruf von einer Gruppe zur Andern: „on part!“ bis Einige durch den Schmutz der Wagenräder aufmerkſam gemacht, plötzlich ausriefen: „on arrive!“ Die Erſcheinung von Fremden wirkte in dieſem Augenblicke gleich

einem Zauberſchlage, Ich ſelbſt war nicht wenig über ihren Anblick erſtaunt, und noch mehr war ich es, als eine Hand vom Kutſchenſchlage her mir zuwinkte. Es war Herr H — — aus New-York, ein alter Schulkamerad, ein Freund, dem wir ſchon öfter auf unſern Reiſen durch Europa begegnet waren. Er kam eben mit ſeiner Familie aus England an, und wunderte ſich, daß es in Paris ſo gar nicht lebhaft wäre, und ſagte mir, im andern Wagen ſitze Herr van Büren. Sein Beſuch in Paris fiel in einen ungünſtigeu Augenblick. Den andern Morgen beſuchte ich die Familie H — — und es ward verabredet, daß wir den andern Tag mit einander in der Rue Dominique zubringen würden: aber ſie ließen uns vergeblich warten. Tags darauf erhielt ich einen Brief von D — — aus Amiens datirt, auf ſeinem Rückwege nach England! Sie waren unbeſonnen hergereiſt, und weiſe thaten ſie daran, von dieſem Schauplatz des Schreckens wieder wegzueilen. Herr van Büren blieb, wie ich hörte, auch nur wenige Tage.

Während die meiſten unſerer Bekannten die Stadt verließen; ſo hielten es doch manche für gerathener, in der gewohnten Umgebung ihrer bequemen Wohnungen zu bleiben, als ſich den Zufälligkeiten einer Reiſe auszuſetzen; zumal da in kurzer Zeit der größte Theil des nördlichen Frankreichs von derſelben ſchrecklichen Seuche befallen wurde. Die Behörden benahmen ſich vortrefflich und gaben mehre Beiſpiele von Selbſtaufopferung für

das Gemeinwohl; in einzelnen Perſonen zeichnete ſich der Charakter der Franzoſen ſehr vortheilhaft aus. In dieſer Hinſicht kann ich wohl ſagen, daß Paris ſich weit beſſer benommen, als London, obſchon die Meiſten das Gegentheil zu glauben geneigt ſind. Man kann in der Regel annehmen, daß die Franzoſen weit weniger, als Andere, dazu geneigt ſind, ihr Licht unter den Scheffel zu ſtellen; aber auf der Stelle und im Augenblick, wo es galt, beobachtet, hat meine Achtung vor ihren Geſinnungen und ihrer Menſchenfreundlichkeit durch die Art ihres Benehmens während dieſer Zeit bedeutend zugenommen. Ungeachtet der Schauer der furchtbaren Krankheiten offenbarten ſich doch oftmals einige der hervorſtehenden Züge des Nationalcharakters. Unter andern lieferten Künſtler mehre Karikaturvorſtellungen der Cholera! Man wird nach und nach ſo hart durch die Gewöhnung an die von allen Seiten drohende Gefahr, daß man endlich bei ſolchen Proben abgeſtumpften Gefühls in das Lachen Anderer miteinſtimmt. Sonderbar genug äußerte ſich der Menſchen wunderlicher Sinn unter harten Prüfungen der Art. Während einer der ſchlimmſten Perioden der Krankheit begegnete ich einem Landsmann, dem es ſonſt nicht an Geiſtesgaben mangelt, der aber die Schwäche hat, das demokratiſche Syſtem unſeres Vaterlandes als deſſen ſchlimmſten Flecken zu tadeln. Ich fragte ihn, warum er jetzt in Paris bleibe, da er weder durch Familie noch andere Verhältniſſe hier feſtgehalten werde?

„Warum nicht gar“, ſagte er, „dieſe Seuche tödtet ja nur das Lumpenpack; mir liegt Nichts daran — vielleicht Ihnen?“ Ich erwiederte, daß ich in meinen Verhältniſſen mich unbehaglich fühle, aber doch nicht ſo ſehr, um aufs Geradewohl zu flüchten. Nach einigen Tagen traf ich ihn nicht mehr; er war ebenfalls geflüchtet, wie ich hörte; denn einige Adlichen ſtarben in unſerm Stadttheil, und da er merkte, daß die Krankheit ſich auch an die höhern Stände wage, ſo trieb ihn die mitfühlende Angſt zur Flucht.

Während die Seuche den höchſten Grad erreicht hatte, ſandte ein alter engliſcher Officier vom Generalſtabe, der früher in Indien gedient und jetzt in unſerer Nähe wohnt, eine Einladung an mich, mit ihm zu Mittag zu ſpeiſen. Ich war es müde, Niemanden beſuchen zu können, und ging hin. Hier fand ich eine ſolche heitere Stimmung, als ob wir uns in dem geſündeſten Luftkreiſe Europas befänden. Herr — —, mein freundlicher Wirth, ſagte, er ſei an dieſes indiſche Klima längſt gewohnt, und die beſte Vorbauungskur gegen eine ſolche Seuche ſei gut Eſſen und Trinken. Ehe wir zu Tiſche gerufen worden, war eben der Graf — — eingetreten, der mir zuflüſterte, Tags zuvor habe man zwölf bis fünfzehnhundert Menſchen begraben, obſchon man weniger als tauſend in den öffentlichen Blättern genannt hätte. Dieſer Herr theilte auch eine ſonderbare Anekdote mit, die er aus achtungswürdiger Quelle habe und

widergebe, ſo ſagte er, wie er ſie gehört. Etwa zehn Tage vor dem Eintreffen der Cholera habe einer ſeiner Freunde einen von den polniſchen Generalen eine Strecke weit zum Mittagsmahl aufs Land begleitet. Als ſie aus dem Hauſe traten, blieb der Pole ſtehen und betrachtete den Himmel aufmerkſam. Sein Begleiter fragte ihn, wornach er ſehe; da deutete der Pole nach einem düſtern Schimmer in der Athmoſphäre von ganz eigenthümlicher Art, und ſagte: „In weniger als zehn Tagen wird die Cholera hier ſein, denn dergleichen Erſcheinungen gingen ihr im Norden immer vorher.“ — Genug, wie Herr von — — ſagt; denn ich erzähle, was ich gehört habe.

Herr — — machte mir auch das Vergnügen, mich bei einem alten freundlichen ehrbarausſehenden Herrn bei dieſer Gelegenheit einzuführen, der ganz unſeren gutherzigen und friedliebenden Alten aus den vergangenen Zeiten ähnlich ſah, die ſich unter der geräuſchliebenden, vorlauten, geldſüchtigen Race der neuern Zeit ganz und gar verloren hat. Es war Lord Robert Fitzgerald, ein Bruder des unglücklichen Lord Edward ſowohl, als jenes Mannes Bruder, der in ſeinen liebenswürdigen einfachen Briefen ſo unterhaltend als „Plenipo Bob“ ſich vernehmen läßt. Dieſer Mann iſt nun auch geſtorben und, wie ich höre, ebenfalls der Cholera als Opfer gefallen.

Ich war noch bei einem andern Diner während dieſer Zeit der Verödung, bei Madame B — —, einer Dame von ſolchem großen Einfluß, daß ſie in ihrem

Hauſe Leute von den abweichendſten Anſichten und von den verſchiedenſten Charaktern verſammelt. Bei dieſer Gelegenheit hörte ich zu meinem Erſtaunen einen der Gäſte, den Marſchall — — die Bemerkung machen, daß manche die Cholera für anſteckend hielten. Es wäre nicht zu verwundern, wenn ſolche Meinungen im großen Haufen vorkommen; aber ich war nicht darauf gefaßt, in einem ſo hohen Kreiſe dergleichen zu hören.

Bei dieſem Diner ſagte ein Anderer, unter den Thürſtehern ſei die Sterblichkeit furchtbar geweſen. Einer ſeiner Freunde beſitze fünf Hotels, und deren Portiers ſeien ſämmtlich geſtorben!

Dritter Brief.

Unſicherheit der Regierung. — Ludwig-Philipp und die Birne. — Karrikaturen. — Häßlichkeit angeſehener Männer in Frankreich. — Der Herzog von Valmy. — Sorgenvolle Ausſichten des geſelligen Zuſtandes unter der neuen Regierung. — Mißverſtändniſſe in Frankreich über die Koſten der amerikaniſchen Verwaltung. — Benehmen amerikaniſcher Agenten in Europa.

Lieber — —,

Die Regierung fängt an, mit jedem Tage unſicherer zu werden, und wiewohl ſie eine ganz verſchiedene Sprache führt, ſo weiß ſie nur zu gut, daß ſie auf die Zuneigung der Nation ſich nicht verlaſſen kann. Sie hat keiner Partei Wort gehalten, und der große Haufen ſieht theilnahmlos zu, welche politiſche Erſchütterungen in allen Verhältniſſen durch die Karliſten und Republikaner verbreitet werden. Die kühne Unternehmung der Herzogin von Berri, ſo unklug und unüberlegt ſie auch begonnen ſein mochte, hat demungeachtet nicht wenig Beſorgniſſe erregt, und das Kabinet in eine recht unbehagliche Stimmung verſetzt. *)

---

*) Ludwig Philipp iſt ganz beſonders durch zufällige Erfolge begünſtigt worden, mehr als vielleicht irgend einem Andern in ähnlicher Lage jemals zu Theil wurde. Der Tod

In einem Lande, wo ſelbſt die Cholera den Karikaturenzeichnern nicht entgehen konnte, hat der König, wie Sie ſich vorſtellen werden, auch nicht leer ausgehen können. Der untere Theil des Geſichts von Ludwig-Philipp iſt von ziemlichem Umfange, während ſeine Stirne, ohne gerade klein zu ſein, ſich allmählich ſchmaler endigt, ſo daß der Umriß des Geſichts leicht mit einer Birne verglichen werden kann. Einer der Urheber von jenen vielen öffentlich zur Schau ausgeſtellten Karikaturen, war vor das Unterſuchungsgericht geladen, und hatte ſich zu ſeiner Rechtfertigung mit einer großen Birne verſehen, die er vorzeigte, um ſeine Vertheidigung deſto anſchaulicher zu unterſtützen, indem er etwa Folgendes vorbrachte: Die Leute bilden ſich ein, ſie hätten in irgend einem Geſichtszuge irgend eine Aehnlichkeit mit einem beſtimmten Gegenſtande wahrgenommen; dies Ding kann aber auch einem andern ähnlich ſehen, und Letzteres einem dritten; und ſo kann leicht auf Aehnlichkeiten mit andern Gegenſtänden geſchloſſen werden, bis man endlich auch ſogar das Geſicht irgend eines ausgezeichneten Mannes

---

des Herzogs von Reichſtadt, die Gefangennehmung und die gefährliche Lage der Herzogin von Berri, die verfehlten öftern Angriffe auf ſein Leben und ſeine Freiheit, und der plötzlich erfolgte Tod des jungen Napoleon Buonaparte in Italien, (des Sohnes von Ludwig) können alle miteinander zu dieſen auſſerordentlichen und günſtigen Ereigniſſen für Ludwig-Philipp gezählt werden.

herausräth. Er frage die Geſchwornen, ob eine ſolche Folgerung von geſundem Urtheile zeugen könne. „Dies hier," fuhr er fort, „dies, meine Herren, iſt eine gewöhnliche Birne, eine Frucht, die Ihnen allen, bekannt iſt. Schneide ich nun hier und da," und während er dies ſagte, ſetzte er wirklich ſein Meſſer an, „ſchneide ich alſo hier und da Einiges ab, ſo kommt einige Aehnlichkeit mit einem Menſchenantlitz heraus; jetzt brauche ich nur hier ein wenig zu ſchnitzen, dort etwas abzuſtutzen, und bald wird Mancher glauben, die Züge eines bekannten Geſichtes zu erkennen; nun könnte mir einfallen, ein Bild von einer Birne auszuſtellen, und wie leicht kann da Jemanden einfallen, ich hätte ein Fratzenbild irgend eines Menſchen ausſtellen wollen!" Dabei muß ich bemerken, daß er durch geſchickte Handhabung des Meſſers eine Aehnlichkeit mit den Umriſſen des königlichen Geſichts hervorbrachte, ſo daß man allgemein ſolches erkannte. Der Mann wurde, Dank ſei es ſeiner Geſchicklichkeit, freigeſprochen; und ſeit dieſer Zeit, gleichſam durch allgemeine Uebereinkunft, iſt man darin einverſtanden, wo irgend eine rohe Skizze einer Birne vorkommt, daß da auf den König angeſpielt werde. Man ſieht daher Birnen in Ueberfluß, obſchon es die Jahreszeit verbietet; und ich zweifle gar nicht, daß es in dieſem Augenblicke Tauſende von Birnen gibt, mit Kreide, Kohle oder andern Subſtanzen überall an den Wänden der Häuſer in der ganzen Hauptſtadt angemalt. Während der Faſchingszeit

erſchienen Masken als Birnen, mit Birnen ſtatt Mützen, oder Birnen austheilend. und das Alles mit ſolcher Keckheit und bisweilen mit ſo viel Witz, daß der König überzeugt werden muß, daß die äußerſte Freiheit, die er bisher Allen zum Schein geſtattete, ſich wenig mit ſeinen geheimen Planen vertrage, Frankreich von Neuem unter eine beſchränkende Regierung zu bringen. Die Widerſprüche, die ſich nothwendig im jetzigen Benehmen des Königs zeigen müſſen, werden eine Aenderung des Syſtems ſpäter oder früher herbeiführen.

Zur Vertheidigung der Karikaturen läßt ſich kaum Etwas anführen. Sie berühren das Gemüth in einer Weiſe, die von der Vernunft am meiſten ſich entfernt, und alſo auch von dem, was Ziemlich und Recht iſt; und es heißt wahrlich das Wort mißbrauchen, wenn man behauptet, die Freiheit könne eine Karrikatur veranlaſſen oder durch ſie befördert werden. Dergleichen Dinge mögen bisweilen als Mittel irgend einen Erfolg herbeiführen, aber jede gerechte Sache muß ſich dadurch zu heben ſuchen, daß ſie ſich von der Anwendung aller tadelnswerther Mittel ganz rein erhält. Uebrigens waltet ein ſonderbares Mißgeſchick über die Geſichtszüge der meiſten ſich in Frankreich auszeichnenden Männer, wodurch gar leicht eine Karrikatur veranlaßt werden kann. Die Zeit der Revolution und des Kaiſerreichs ſcheint ziemlich allgemein gewiſſen Gefühlen Nahrung gegeben zu haben, die ſich durch eine ausgezeichnete Einwirkung den Geſichts-

zügen eingeprägt hat. Im Ganzen ſind die Franzoſen, als Nation, nichts weniger, als ſchön, wovon es nur wenige glänzende Ausnahmen gibt; und mir bleibt es auffallend, daß grade diejenigen, welche eine Aufſehen erregende Rolle ſpielen, zu den Häßlichſten unter ihren Mitbürgern gehören.

Vor nicht langer Zeit ſpeiſte ich am Tiſche des Herrn von — —, zugleich mit Herrn B. von Newyork. Die Geſellſchaft beſtand aus etlichen und zwanzig Perſonen, die alle bedeutendere Rollen während der letzten dreißig Jahre geſpielt hatten. Ich machte meinen Nachbar auf die erwähnte Eigenthümlichkeit der Geſichter aufmerkſam, und fragte ihn, ob er am Tiſche ein einziges Geſicht erblicke, das den friedlichen, ehrwürdigen und unbefangenen Ausdruck zeige, wodurch ſich das Bewußtſein gerechter Abſichten, freimüthige Entſchloſſenheit und ein Gemüth ſich kund gibt, das mit ſich ſelbſt im Reinen iſt. Wir fanden keins! Mir blieb kein Zweifel übrig, daß Nationalgeſichtszüge allmählich durch den Nationalcharakter hervorgebracht werden.

Dagegen kann ich Ihnen eine Vorſtellung von der vollkommenen Einfachheit und dem guten Geſchmack in franzöſiſchen Geſellſchaften geben; indem ich einen kleinen Vorfall mittheile, der mir an demſelben Tage aufſtieß. Ein Herr von beſonders abſtoßendem Aeuſſern ſaß neben uns, und geſprächsweiſe erwähnte er, daß er eine Zeitlang in New-York zugebracht, und ſprach von der Stadt

und ihren Bewohnern mit lebhafter Theilnahme. B— — quälte ſich, um zu erfahren, wer der Mann ſein möchte. Ich konnte bloß ſagen, er ſei ein Mann von ſcharfem Urtheil und vielen Kenntniſſen, den ich öfter ſchon in Geſellſchaften angetroffen, aber ſeinen Namen hatte ich noch nicht ausſprechen hören. Er hatte ſich immer mit gleicher Einfachheit und Beſcheidenheit benommen, und ich hatte ihn immer für einen Sekretär oder Buchhalter des Herrn vom Hauſe angeſehen, der ein hohes Staats-Amt bekleidete, und ich hatte jenen auch öfter an des Letztern Tiſch getroffen. So dachte ich auch noch an den folgenden Tagen.

Die Woche darauf zogen wir aus in die Rüe Saint Dominique. Gerade gegenüber der Einfahrt unſeres Hotel befand ſich die Einfahrt eines andern Hotel, das ehemals dem Prinzen von Conti gehört hatte. Ein paar Tage nach unſerm Auszuge erblickte ich den Unbekannten, der eben aus dem Thore gegenüber herauskam, als ich in das unſrige einbiegen wollte. Er verbeugte ſich, grüßte mich, indem er mich beim Namen nannte, und ging weiter. Nun hatte ich die beſte Gelegenheit, mich zu erkundigen, wer er ſei; ich ſchritt über die Straße, und fragte den Thürſteher nach dem Namen des Herrn, der ſo eben herausgekommen ſei. „Mais c'est Mr. le Duc.“ — Alſo ein Herzog, welcher Herzog aber? — „Kein anderer, als der Herzog von Valmy, der Beſitzer

dieſes Hotels.“ Es war alſo der jüngere Kellermann, der Held von Marengo! *)

Aber ich könnte mit ſolchen Anekdoten ganze Bände anfüllen. Denn in Ländern, wo es eine bedeutende Anzahl thatenberühmter Männer gibt, wird man iu Geſellſchaften nie durch die vorlaute Anmaßung und die rückſichtsloſe Prahlerei beläſtigt, die ſo leicht die Anweſenheit eines glücklichen Staatspapierſpekulanten bezeichnet. Schlachten, im Gegenſatze mit Geldgeſchäften, werden ſelten in Geſellſchaften beſprochen. Ich habe ſchon mehrmals erwähnt, wie wenig Aufſehen in Paris die Anweſenheit eines berühmten Mannes erregt, obgleich an keinem Orte der Welt zartere Aufmerkſamkeiten ſolchen Männern erwieſen werden, die, ſei es in Wiſſenſchaft, in Kunſt oder durch Kriegsthaten, mit Recht berühmt geworden ſind. Indeſſen aus gleichen Urſachen gehen gleiche Wirkungen hervor; und ſo beſorge ich, daß unter der neuen Regierung, in der hauptſächlich die Macht des Geldes herrſcht, in welcher allmählig die Geſinnung überhand nimmt, nur Geld ſei des Strebens höchſtes Ziel, bald jenes prunkende und Aufſehen erregende Benehmen der Papier- und Rentenmännerchen weit allgemeiner werden dürfte, als ſolches früher der Fall war. Schon jetzt finde ich den geſellſchaftlichen Ton auf entſchiedene Weiſe weniger anziehend, und weit ſorgenvoller, als vor der Revolu-

*) Jetzt iſt er längſt todt.

tion von 1830. Vielleicht ſind die Elemente ſich gleich geblieben; aber das Aufwogen der bewegten Zeit wirft den Schaum der Oberfläche zu, und dies iſt eine natürliche, aber vorübergehende Folge des jetzigen Zuſtandes.

Da ich gerade ſolchen Abſchweifungen mich hingebe, ſo will ich die Gelegenheit benutzen, eines ganz neulich mir begegneten Vorfalls zu erwähnen, der mich einigermaßen perſönlich näher angeht. Ein Streit über die Koſten der Verwaltung hatte früher, im November ſchon, ſich erhoben, und iſt jetzt beendigt worden. Die nähern Umſtände ſind folgende: Im vorigen Juli hatte bereits ein Beamter der franzöſiſchen Regierung eine Schrift herausgegeben, in welcher er ziemlich ins Einzelne einging, und Stück für Stück zu beweiſen ſuchte, daß die Amerikaner die Wohlthat des Regiertwerdens um Vieles theurer bezahlen müßten, als die Franzoſen. Da er ſich allein auf dem Kampfplatze befand, und daher ſowohl mit den Prämiſſen als den Concluſionen nach Belieben ſchalten konnte, ſo legte dieſer Mann uns natürlich eine tüchtige Laſt auf, und als Corollarium zu der vermeintlich erwieſenen Behauptung, gingen nicht blos er ſelbſt, ſondern auch andere, die ſeine Partei bildeten, ſo weit, zu behaupten, daß eine Republik der Natur der Sache gemäß, dem Staate weit drückendere Laſten aufbürden müſſe, als eine monarchiſche.

Dieſe übertriebene Behauptung wurde auch als durchaus begründet angenommen, ſelbſt von einer Mehrzahl

trefflich geſinnter Männer, während Monate verſtrichen, ohne daß ich das Geringſte von dem Daſein derſelben wußte. Da erwähnte ein ſehr verſtändiger, durchaus rechtſchaffen geſinnter Franzoſe dieſer Behauptung eines Tages in meinem Beiſein, und bemerkte, daß er ganz erſtaunt geweſen ſei, über die Kühnheit dieſer Behauptung ſowohl, als über das Treffende der dieſelben unterſtützenden Beweisſätze. Das war nun allen frühern Erfahrungen über dieſen Gegenſtand und überhaupt allem dem, was ich ihm ſelbſt in unſern öftern Unterredungen über die amerikaniſchen Angelegenheiten geäußert, ſo ſchnurſtracks entgegengeſetzt, daß er wünſchte, ich möchte jene Schrift ſelbſt leſen und ſie widerlegen, falls ich ſolches wünſchenswerth hielte. Um dieſe Zeit that auch General Lafayette dieſelbe Bitte an mich; er ſandte mir die Nummern des Blattes, welche dieſe Mittheilungen enthielten, und gab mir die Mittel an die Hand, darauf zu antworten. Ich zweifelte keinen Augenblick an dem vollkommenen Rechte eines Amerikaners oder jedes andern, die Irrthümer aufzudecken, wovon dieſe ſtatiſtiſche Abhandlung wimmelt; aber ich hatte keine ſonderliche Luſt, mich mit einem ſolchen Geſchäft zu befaſſen. Da ich indeſſen endlich mich hinreichend überzeugte, es ſei ein verſteckter Angriff auf den General Lafayette, um ihm zu beweiſen, daß er von ſeinem ſo oft gerühmten Amerika eigentlich ſehr wenig wiſſe; ſo gab ich den wiederholten Anforderungen deſſelben nach, und ſchrieb ihm einen flüchtigen

Brief, in welchem ich, ſo weit meine Kenntniß des Gegenſtandes reichte und meine beſchränkten Hülfsmittel ſolches verſtatteten, die Irrthümer jenes Aufſatzes aufzudecken ſuchte. Dieſer Brief veranlaßte Erwiederungen, und der Streit wurde nun auf verſchiednen Wegen und von verſchiedenen Theilnehmern weiter fortgeführt, bis zu einem Zeitpunkte, wo die verſchiedentlich und oft widerſprechend aufgeführten Behauptungen unſerer Gegner ſo ziemlich erſchöpft ſchienen. Da hieß es, man habe die erforderlichen Inſtructionen nach Amerika ergehen laſſen, um unwiderlegliche Erkundigungen einzuhoholen; und man kündigte uns eine nähere Auseinanderſetzung des amer kaniſchen Syſtems an, ſobald ſie ihrerſeits die nöthigen Verſtärkungen erhalten haben würden, um aufs Neue den Kampfplatz zu betreten. *)

*) Jene angedrohte Auseinanderſetzung iſt indeſſen niemals erſchienen; und der Verfaſſer hatte kurze Zeit vorher, ehe er Frankreich verließ, nur noch ſo viel vernommen, daß die eingezogenen Erkundigungen, die man von Amerika erhielt, unbefriedigend ausfielen. Der Verfaſſer hatte, als er früher an dem Streite Antheil nahm, ſich hauptſächlich auf den Staat New-York beſchränkt, da er in Beziehung auf den Staat, wozu er ſelbſt gehörte, ſich natürlicherweiſe weit leichter in Beſitz der nöthigen Dokumente ſetzen konnte, als in Beziehung auf irgend einen andern Staat der Union. Seither haben offiziell bekannt gemachte Berechnungen die Richtigkeit ſeiner Angaben beſtätigt;

Ich habe keineswegs die Abſicht mich hier über dieſen nutzloſen Streit zu verbreiten; ſondern ich habe dieſes Umſtandes blos erwähnt, um Sie mit den Geſinnungen eines Theils unſerer Landsleute bekannter zu machen, da es einigermaßen nützen kann, nicht blos ſie aufzudecken, ſondern ſie auch nach Verdienſt zu würdigen*).

---

da die wirklichen Beträge nur um wenige Sous von den von ihm gemachten Schätzungen abwichen, die im Gegentheil mitunter zu hoch gegriffen und alſo noch zum Nachtheil der von ihm vertheidigten Sache angeſetzt waren.

*) Hiermit iſt mein „Brief an den General Lafayette“ zu vergleichen, der bei Baudry in Paris im Druck erſchien.

Vierter Brief.

Allmähliges Verſchwinden der Cholera. — Tod des Hrn. Caſimir Perrier. — Sein Leichenbegängniß. — Leichenbegängniß des Generals Lamarque. — Prächtige militäriſche Eskorte. — Der Herzog von Fitzjames. — Ein Auflauf. — Erſte Anzeichen aufrühreriſcher Volksbewegung. — Scene vom Pontroyal. — Angriff einer Abtheilung Reiterei auf das Volk. — Die „Sommations." — General Lafayette und die „rothe Mütze." — Volksvorurtheile in Frankreich, England und Amerika. — Kampf im Stadttheile Monmartre. — Der Platz Ludwig des Sechzehnten. — Die erſchreckte Schildwache. — Maleriſches Bivouac der Truppen im Carrouſſel. — Zweifelhafte Lage. — Nachtſicht vom Pont des Arts. — Anſehen der Straßen am folgenden Morgen. — England der Freiheit feindlich geſinnt. — Vorfall bei der Porte St. Denis. — Erſcheinung Ludwig-Philipps in den Straßen. — Gefecht in der Straße St. Mery. — Plötzlicher Schrecken. — Angſt eines Nationalgardiſten und eines jungen Conſkribirten. — Mittagsmahl mit einem Hofmanne. — Unterdrückung des Aufſtandes.

Mein lieber — —,

Seit meinem letzten Briefe häufen ſich die Begebenheiten. Die Cholera verſchwand allmählig, und hörte endlich ganz auf, ein Gegenſtand der Unterhaltung zu ſein. Kaum daß die Zahl der täglichen Opfer bis auf wenige Hunderte herabkam, ſo fühlten ſich die Meiſten wieder

ganz behaglich; und als die tägliche Todtenzahl nicht mehr die Hunderte erreichte, da ſchien es, man habe die Cholera bereits ganz vergeſſen. Aber obſchon die Seuche wirklich vorbei war, ſo wurde das Publikum an ihren Streifzug durch den Tod derer noch bisweilen erinnert, die gewaltſam oder zufällig ihrem zerſtörenden Einfluſſe unterlagen. Zu dieſen gehörte Herr Caſimir Perrier, und ſein Tod wurde als eine gute Gelegenheit betrachtet, um über die Maßregeln der Herrſchaft des juste-milieu öffentlich Gericht zu halten, deſſen Erfinder, nach der allgemeinen Meinung, er nicht nur geweſen ſein, ſondern es auch nach Kräften in Aufnahme gebracht haben ſoll. Ich meinestheils halte dieſe Vermuthung für völlig grundlos. Das juste-milieu will weiter nichts heißen, als Ein Ding auszuſprechen und etwas Anderes zu thun; es iſt eine Aufſehen erregende Täuſchung, und wird ſpäter oder früher als ſolche erkannt werden und dem angemeſſenen Lohn nicht entgehen. Das juste-milieu führt die Freiheit im Munde, und im Verborgenen trachtet es, die Gewaltherrſchaft feſter als jemals zu begründen; indem es aller ſich darbietenden Mittel rückſichtslos bedient, welche es in der Stockung des Handels und in der Hemmung aller Erforderniſſe zur Belebung des Gewerbfleißes in einem Lande auftreiben kann, das ohnehin von unerſchwinglichen Abgaben erdrückt wird. Weder Herr Perrier, noch irgend ein Menſch iſt der erſte Urheber eines ſolchen Syſtems geweſen; es

rührt vielmehr unmittelbar vom Vater der Lügen her, dem es ein Leichtes iſt, die willfährigſten Werkzeuge jederzeit aufzufinden und in Bewegung zu ſetzen. Der vom Erbfeinde inſpirirte Erfinder befindet ſich in London. Herrn Perrier kann man das Verdienſt der Entſchiedenheit, der Unerſchrockenheit und Tüchtigkeit in Geſchäften nicht abſprechen; und weit entfernt, daß er ein ſolches Syſtem ſollte begründet haben, beſaß er vielmehr eine angeborne Freiſinnigkeit, die ſich gewöhnlich zu einem furchtloſen Charakter geſellt, und die ihn unter andern Umſtänden ſicherlich vor Selbſttäuſchung bewahrt hätte. Aber er war ein Manufakturenbeſitzer und ſeine Spinnereien waren daher von bedeutendem Einfluß auf ſein politiſches Glaubensbekenntniß. Ein anderes Verhältniß der Waarenpreiſe hätte ihn vielleicht wieder für liberalere Geſinnungen gewonnen.

Da das feierliche Leichenbegängniß Perriers allgemein als ein Zeugniß für die bevorſtehenden Volksmeinungen im Voraus bezeichnet wurde, ſo machte ich am Morgen, wo ſolches ſtattfinden ſollte, mich auf den Weg, um den Zug mit anzuſehen. Es war nicht viel mehr, als die Vorliebe eines Miniſteriums in ähnlichen Fällen zu bewirken im Stande iſt. Es war ein großer Aufzug von Truppen und Beamteten der Regierung; aber von öffentlicher Theilnahme des Volkes war faſt gar Nichts zu ſehen. Dieſe Gleichgültigkeit war eine gemachte, wie ſie die Maßregeln einer ſich hierdurch auszuſprechen trach-

tenden politiſchen Partei geboten; denn ſonſt würden die guten perſönlichen Eigenſchaften des Verſtorbenen wenigſtens zu etwas mehr Theilnahme aufgefordert haben. Wenn man aber erwartete, daß bei dieſer Gelegenheit ſich eine Billigung der Grundſätze des juste-milieu ausſprechen werde, ſo hatte man ſich von Oben herab völlig verrechnet.

Ganz verſchieden war der Erfolg, als die Oppoſition dagegen einen ähnlichen Verſuch machte bei der Beerdigung des Generals Lamarque. Dieſer ausgezeichnete Krieger fiel ebenfalls als Opfer der Cholera, und ſein Leichenbegängniß fand am 14. Juni ſtatt. Die Oppoſitionsblätter hatten ſeine Freunde und Anhänger aufgefordert, bei dieſer Gelegenheit zu erſcheinen, um dem Könige und ſeinen Miniſtern zu beweiſen, daß ſie eine gefährliche Bahn betreten hätten, auf welcher ſie keine Stütze in der Volksmeinung erlangen würden. Die Vorbereitungen zu dieſer Feierlichkeit gewannen ſogleich ein ganz verſchiedenes Anſehen im Vergleiche mit denen bei jener frühern Gelegenheit. Damals war Alles augenſcheinlich von den Behörden ausgegangen; jetzt aber ſah man die Regierung faſt nur bemüht, ihr Uebergewicht unangetaſtet zu erhalten. Der höhere militäriſche Rang des Verſtorbenen erwarb ihm die Anſprüche auf eine glänzende militäriſche Begleitung, und dieſes wurde ſeinen Freunden ohne Schwierigkeit bewilligt, und vielleicht mit deſto größerer Bereitwilligkeit, weil dadurch die Ge-

genwart einer deſto beträchtlicheren Anzahl von Bajonetten nothwendig wurde, als deren ſonſt den Miniſtern an dieſem Tage hätten zu Gebote ſtehen dürfen. Es ſollen von der Nationalgarde zwanzigtauſend und darüber in ihrer kriegeriſchen Tracht, aber blos mit Seitengewehren beim Zuge geweſen ſein. Vielleicht war dieſe Anzahl übertrieben; aber gewiß waren ſie in beträchtlicher Anzahl dabei. Der ganze Zug, die Truppen mit einbegriffen, wurde auf hunderttauſend Menſchen geſchätzt. Der feierliche Zug bewegte ſich über die Boulevards nach dem Jardin de Plantes, woſelbſt der Leichnam der Familie des Verſtorbenen übergeben werden ſollte, um von dort nach dem Süden von Frankreich zur Beſtattung fortgebracht zu werden. Da ich gerade andere Geſchäfte hatte, ſo ſah ich auch blos die Vorbereitungen mit an und den Anfang der Feierlichkeit; darauf begab ich mich wieder zurück in unſer ſtilles Quartier zu meinen ruhigen Beſchäftigungen.

Der Tag ging für uns ziemlich ruhig vorüber, denn der Stadttheil St. Germain hat ſo viele bedeutende Hotels und ſo wenige Kaufläden, daß dort ein Zudrängen vieler Menſchen nicht gewöhnlich iſt; bei dieſer Gelegenheit zumal ſchien die ſchwärmende Bevölkerung uns ganz verlaſſen zu haben, um dem feierlichen Leichenbegängniſſe Lamarque's ſich anzuſchließen. Ich weiß nicht, ob ich überhaupt der Veränderung erwähnt habe, welche die Cholera in den Straßen von Paris bewirkt hatte;

denn man kann annehmen, daß wohl zehntauſend von denjenigen, die kein anderes Obdach haben, als die traurigen Hölen, in denen ſie Nachts ſich verkriechen, durch die Wuth der Krankheit hingerafft worden waren.

Gegen fünf Uhr ging ich gelegentlich nach der Rue de Rivoli, und fand weit weniger Menſchen auf den Straßen und im Garten, als man es ſonſt um dieſe Zeit des Tages gewohnt iſt. Ich vernahm ein Gerücht, es habe eine kleine Verwirrung auf dem Boulevard des Italiens ſtattgefunden, weil der Herzog von Fitzjames, eines der Häupter der Karliſten, ſich geweigert habe, beim Vorüberzuge des Leichnams von Lamarque ſein Haupt zu entblößen, als er gerade von ſeinem Balkon niederſah. Ich hatte den Herrn von Fitzjames öfter in Geſellſchaften geſehen, und obſchon er ein entſchiedener Anhänger der vorigen Regierung iſt, ſo wußte ich doch, daß ſein Benehmen in Worten und Handlungen zu gut war, als daß ich in ein ſolches müßiges Gerede hätte Vertrauen ſetzen können. Durch ein ſonderbares Zuſammentreffen war ich nur einmal näher mit General Lamarque bei einem kleinen Mittagsmahle zuſammengekommen, welches Frau von M — — gab, und wobei Herr von Fitzjames ebenfalls zugegen war. Wir waren unſerer nur fünf oder ſechs an der Tafel, und es herrſchte ein durchaus freundſchaftlicher und vorzüglich gebildeter Ton, den nur ein verſöhnlicher und gemäßigter Geiſt unter Menſchen von ſo abweichender Meinung eingeben

konnte. Dieſes geſchah kurz nachher, ehe Lamarque von ſeiner letzten Krankheit befallen wurde; daher mußte das mir natürlich ganz unwahrſcheinlich vorkommen, was man von dem Begebniß auf den Boulevards erzählte, und ich betrachtete es nur, wie eine der Uebertreibungen, die täglich unſre Ohren zu beläſtigen pflegen. Es war beinahe ſechs Uhr, und ich kehrte deßwegen nach Hauſe zurück, um zu Mittag zu eſſen, in der Meinung, dieſer Tag werde vorübergehen, wie ſo viele andere.

Wir ſaßen eben bei Tiſche, oder vielmehr es war halb ſechs Uhr vorbei, als wir die Trommeln Rappel ſchlagen hörten. Es war eine Zeit, wo kein Tag ohne dieſes Zuſammentrommeln verging; dieſes wiederholte ſich ſo oft, daß es faſt ſchien, als ſuche die Regierung hierin ein Mittel zur Befeſtigung ihres Anſehens, indem ſie die Nationalgarde durch dieſes häufige Zuſammenberufen ermüden wolle; ſpäter aber hatten wir außer den regelmäßigen wöchentlichen Paraden nichts dergleichen mehr vernommnn. Einige Minuten darauf kam unſer François, der ans Einfahrtthor geſchickt worden war, mit der Nachricht herein, eben ſei ein Nationalgardiſt, aus einer Kopfwunde blutend, vorbei gekommen. Sobald ich dieſes vernommen, verließ ich unſer Hotel und begab mich nach dem Fluſſe zu. In der Rue du Bac, der großen Durchgangsſtraße unſeres Stadttheils, fand ich einige Männer und meiſtens Frauen an ihren Ladenthüren und Einfahrtthoren, aber Niemand war im Stande, über

das, was in den entfernten Stadttheilen vorging, Auskunft zu geben. Längs den Quais und auf den Brükken waren nur wenige Menſchen verſammelt, und hier und da ſah man einige Nationalgardiſten ſich zu ihren Sammelplätzen begeben. Ich eilte mit ſchnellen Schritten durch den Garten, der um dieſe Zeit, wie gewöhnlich, faſt menſchenleer war, und ging, unter einem Bogen des Palaſtes weiter, über den Hof und das Carrouſel nach der Rue de Richelieu. Im Schloſſe und ſeinen Umgebungen waltete tiefes Schweigen; die Wachen und die müßigen Soldaten der Wachthäuſer ſchienen ſo ruhig zu ſein, als jemals ſonſt. Nirgends hatte das Hin- und Hergehen der Leute den geringſten Anſchein von Abſicht oder Uebereinſtimmung, und ich ſchloß daraus, die königliche Familie müſſe entweder zu St. Cloud oder Neuilly ſich befinden. Auf dem großen Platze, wie in den Straßen, waren wenig Leute zu ſehen; doch ſchienen diejenigen, die ich dort traf, neugierig umzublicken, bisweilen ſtill zu ſtehen, dabei gleicherweiſe verſtört und forſchend in ihren Bewegungen.

Ich war bis zum Säulengange des Theatre-Français gekommen, als eine zahlreiche Schaar berittener Gensdarmen im angeſtrengten Galopp die Straße hinauf raſſelte. Ihr Vorüberziehen war ſo plötzlich und eilfertig, daß ich nicht Acht geben konnnte, in welcher Richtung ſie kamen, und blos bemerkte, daß ſie den Boulevards zueilten. Ein Gensdarme zu Fuß war gerade

der Einzige in meiner Nähe; ich bat ihn um Auskunft über die Urſache des Vorganges. „Je n'en sais rien" in der abweiſenden Art, die den franzöſiſchen Soldaten ſo leicht zur Gewohnheit wird, wenn ſie übler Laune ſind, war Alles, was ich von ihm herausbringen konnte.

Nun ſpazierte ich ganz gemächlich durch die Säulengänge des Palais Royal, die ich noch nie ſo verödet gefunden. Nur ein einziger Menſch befand ſich im Garten, und dieſer ging eilig hindurch in der Richtung nach dem Theater. Hier und da blickte bisweilen ein Kopf aus einer Ladenthüre hervor; aber nie hatte ich früher eine ſolche Stille in dieſer Umgebung geſehen, die ſonſt von Menſchen wimmelte. Kaum war ich eine Strecke weit in einer der mit Fenſtern verſehenen Gallerieen hingeſchlendert, als ich durch einen Lärmen aufſchreckte, der in jeder Richtung umher zu mir drang, und ſich längs der ganzen Ausdehnung der langen Gallerieen zu verbreiten ſchien. Die Unterbrechung der frühern Stille wirkte ſo plötzlich, wie das Knallen einer Kanone, und der Lärmen war faſt in demſelben Augenblick ganz allgemein. Ich kann den Eindruck, die Verſchiedenheit des Getöſes abgerechnet, am beſten mit dem Lärmen vergleichen, wenn bei plötzlichem Sturm, auf einem Kriegsſchiffe Segel, Stangen und Raaen durcheinander wuchten, oder wenn plötzlich der Ruf zum Einreffen der Segel erſchallt. Der große Platz war ſogleich von Männern, Weibern und Kindern erfüllt, und der Lärm rührte von

den Fenſterläden her, die auf einmal im ganzen weitläufigen Gebäude in demſelben Augenblick zugeſchlagen wurden. In weniger als fünf Minuten war kein einziges Ladenfenſter mehr unverwahrt.

Noch war kein Schein von nahender Gefahr vorhanden. Die Trommelwirbel hatten faſt ganz aufgehört, und als ich auf meinem Rückwege nach der Rue Dominique bis ans Carrouſel gekommen, hatte ich in den Straßen nichts bemerkt, das ſo viel Unruhe rechtfertigen konnte, die entweder durch einen plötzlichen Schrecken erregt, oder zu politiſchen Zwecken abſichtlich verbreitet worden; wo alſo Staatsklugheit ſolche Maßregeln zu fordern ſchien.

Wenige Menſchen verſammelten ſich auf den Brükken und Quais, und die Bewegung ſchien mehr nach dem Pont Neuf, als nach den niedern Stadttheilen ſich hinzuwenden. Während ich über den Pont Royal ging, erblickte ich eine Brigade leichter Artillerie, welche den Quai herauf kam, von der Ecole militaire, die Pferde in ſtarkem Trab, die Mannſchaft auf den Fuhrwerken oder zu Pferde, wie bei dieſer Waffengattung gebräuchlich. Das Getöſe und die Haſt machte ziemlichen Eindruck und brachte die Ladenbeſitzer der Rue du Bac in Bewegung, die jetzt meiſtens ihre Laden zu ſchließen begannen. Die Geſchütze raſſelten über die Brücke und eilten im Galopp nach dem Carrouſel durch den Guichèt du Louvre.

Ich ſetzte meinen Weg fort durch die Rue du Bac hinunter, und fand die Straße mit Menſchen angefüllt, vorzüglich Frauenzimmern, welche nach der Brücke hinſtarrten. Ein Ladendiener, der ſeinem Herrn beim Schließen des Ladens beiſtand, tröſtete ihn durch Verwünſchungen gegen „ces messieurs les républicains;“ man muthmaßte nämlich, dieſe ſeien die Veranlaſſung der Unruhen, und er war augenſcheinlich überzeugt, die Artillerie werde ihnen nichts Gutes bringen. Vielleicht hätte der nämliche Menſch am folgenden Morgen bei einer andern Wendung der Dinge bereitwillig „vive la république!“ gerufen; jetzt hieß es aber noch immer: „vive le commerce!“

Als ich in unſer Hotel zurückkam, erzählte ich, was vorging, beſchwichtigte dadurch die Befürchtungen, die man natürlich haben mußte, und eilte nochmals fort, um den Lauf der Begebenheiten zu beobachten.

Jetzt hatten ſich von dem Pont Royal her vierzig bis fünfzig Nationalgardiſten am Quai eingefunden, von einem Punkte, wo ſich mehre Hunderte beiſammen befinden mochten. Das war eine trübe Vorbedeutung für die Regierung, und die anwachſende Menſchenmenge ließ keine günſtigere Ausſicht hoffen.

Zehntauſende ſchaarten ſich jetzt längs den Quai's und drängten ſich auf den Brücken; es waren keine armſeligen Kerle, keine ſogenannten Sanscülotten, ſondern anſtändige Bürger, von denen die meiſten ein ernſtes, und, wie mirs vorkam, Unheil drohendes Stillſchwei-

gen beobachteten. Ich zweifele keineswegs, wären etwa tauſend entſchloßne Männer unter ihnen grade in dieſem Augenblicke aufgetreten, unter der Leitung weniger Männer von anerkannten Fähigkeiten, Ludwig-Philipps Regierung würde wie ſchmelzender Schnee ſich aufgelöſt haben. Weder die Nationalgarde, noch die Armee, noch das Volk hätte ihm beigeſtanden. Jeder wartete augenſcheinlich den Ausgang der Begebenheiten ab, ohne die geringſte Beſorgniß für das Schickſal der beſtehenden Regierung zu zeigen. Man kann ſich keine größere Gefühlloſigkeit denken, kein gleichgültigeres Abwarten des Erfolgs, als hier überall ſich darſtellte. Blos einige Ladenbeſitzer ſchienen unruhig zu werden.

Auf dem Pont Neuf war ein unbedeutendes Gedränge um einige Arbeiter, die über die Urſache dieſer Störung im Geſpräch begriffen waren. Nach dem ich vorher einen ehrbar ausſehenden alten Mann befragt, miſchte ich mich unter das Gedränge, um eine Vorſtellung von der Art zu bekommen, wie die Menge über den Vorfall denke. Es hatte das Anſehen, als ob einige Mißhelligkeiten zwiſchen den Truppen und einem Theile der Bürger entſtanden wären, und als ob ein Kavallerieangriff auf Letztere ausgeführt worden ſei, ohne die geſetzlichen Formen zu wahren. Viele aus dem Volke hatten den Ruf: „zu den Waffen!“ hören laſſen; mehre von der Garde du Corps waren entwaffnet worden, und viele Tauſende ſchloſſen ſich nun aneinander, um ihre Freiheiten zu ver-

theidigen. In kurzer Zeit gewann Alles das Anſehen, als ob von Neuem eine Revolution ausbrechen ſolle. Der Gegenſtand der Unterredung im Gewühle war die Befugniß einer Dragonerabtheilung, eine Verſammlung von Bürgern, ohne vorhergegangne Aufforderung zum Auseinandergehen, was die Franzoſen: „les sommations“ nennen, ſogleich feindlich zu behandeln. Ich bewunderte den ſchlichten, natürlichen Verſtand einiger Männer, wie ſie dieſen Gegenſtand beſprachen; es waren nur Handwerker, aber ſie brachten weit beſſere Gründe für ihre Meinungen vor, und zeigten ein weit richtigeres Gefühl in den fünf Minuten, während welchen ich ihnen zuhörte, als ich in Jahresfriſt von den Beſuchern der Pariſer Salons über dieſelben Gegenſtände hätte vernehmen können. Mich überraſchte dieſe Klarheit der Begriffe deſto mehr, weil ich mich noch ganz wohl erinnerte, mit welcher unklaren Seichtheit eben dieſer Gegenſtand noch kürzlich in der Deputirtenkammer beſprochen worden war.

Bei einem der neuerlichen Vorfälle im Oſten von Frankreich hatten die Truppen auf eine Menge Volks Feuer gegeben, ohne die erforderlichen „Sommations“ vorhergehen zu laſſen, weil, wie behauptet ward, einige Steine aus dem Volkshaufen gegen die Truppen geworfen worden waren. Jeder, der nur den geringſten Begriff von der Herrſchaft des Geſetzes in ſich trägt, weiß, was er von einem ſolchen Vorfall zu denken hat. Zehntauſend Menſchen ſind in einer Straße verſammelt, und

ſind im Beſitze ihres Rechts, und vielleicht ein halbes Dutzend unter ihnen begeht einen Frevel. Jetzt wird militäriſches Einſchreiten nöthig; aber, ehe dieſes eintreten darf, müſſen nothwendig gewiſſe Formen beobachtet werden, um die Bürger zu benachrichtigen, daß ihr gewohntes Recht aufgehoben ſei, um der öffentlichen Sicherheit willen, und um ſie warnend zum Auseinandergehen zu bewegen. Dieſes iſt eine Maßregel der Vorſicht, welche der gewöhnlichſte Verſtand begreifen muß; und gleichwohl behaupteten manche von den Beamten, und noch dazu Rechtskundige, es hätten die Soldaten Rechte, gleich andern Menſchen, und wenn alſo aus einem Volkshaufen Steine auf ſie geworfen würden, ſo hätten ſie das Recht, ſich wider einen ſolchen Volkshaufen ihrer Waffen zu bedienen! Nach dieſer Behauptung iſt, wie Sie leicht einſehen, nichts weiter nöthig, als daß man einige Wenige anſtelle, um Steine aus einem Volkshaufen heraus ſchleudern zu laſſen, um alsdann berechtigt zu ſein, jede Art der Verſammlung von Bürgern den Angriffen einer Truppenmacht preiszugeben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein Soldat das Recht habe, wie jeder andere Bürger, ſein Leben zu vertheidigen gegen denjenigen, der ihn angreift; aber auch ein Bürger hat nicht das Recht, zur Vertheidigung ſeines Lebens eine Piſtole in einen Volkshaufen hinein abzufeuern. Doch iſt dieſes ein Stück aus der Logik von der Ausſchließung des dritten Falles. — Ihre Sache iſt

ſo ſchlecht, als irgend möglich, und ihre Schlußweiſen können alſo nicht weniger, als eben ſo ſchlecht ſein.

Vom Pont Royal ging ich nach dem Pont Neuf, wo ſich das Volk in noch weit dichteren Haufen verſammelt hatte; jedes Auge blickte unverwandt in die Richtung nach der Place de la Baſtille zu, wo die Unruhen, wie es hieß, begonnen hätten. Es war aber Nichts zu ſehen; doch hörte man ein oder zweimal das Plänkeln von Kleingewehrfeuer. Ich verweilte hier ungefähr eine Stunde, und kehrte darauf, meinem Verſprechen gemäß, in unſer Hotel zurück, um das Wenige, was ich geſehen und gehört hatte, dort mitzutheilen. Im Vorbeigehen bemerkte ich, daß die Zahl der Nationalgardiſten auf dem Pont Royal bis zu ungefähr hundert Mann angewachſen war.

Nachdem ich die Befürchtungen meiner Familie beſchwichtigt, ging ich wieder aus, um eine mir bekannte Dame ebenfalls zu beruhigen, die ſich faſt ganz allein in ihrer Wohnung befand. Ich traf ſie in großer Angſt und in der feſten Ueberzeugung, daß die beſtehende Regierung geſtürzt werden würde. Unter andern Neuigkeiten erzählte ſie, das Volk habe den General Lafayette im Triumph nach ſeinem Hauſe geleitet, und ehe noch der Kampf begonnen, habe man ihm eine „rothe Mütze" überreicht, die er auf ſein Haupt geſetzt habe. Sie wiſſen, bei den Franzoſen iſt die rothe Mütze das Sinnbild des äußerſten Jakobinismus und des revolutionären Schrek-

kenſyſtems. Ich lachte über ihre Beſorgniſſe, und bemühte mich, ſie zu überzeugen, das eitle Geſchwätz von Lofayette könne nicht wahr ſein. Weit entfernt, daß er darnach ſtrebe, durch Gewalt zu herrſchen, ſagte ich, verabſäume er vielmehr zu ſeinem Nachtheil die nöthigen Vorſichtsmaßregeln, um ſeinen ihm gebührenden Einfluß aufrecht zu erhalten, wenn er irgend einmal eine wichtige Stelle einnehme. Er war immer für die Freiheit begeiſtert und handelte ſtets ſo, als ob alle übrigen Menſchen gleiche erhabene und rechtliche Geſinnungen hegten, wie er ſelbſt. Doch ich redete zu tauben Ohren; denn wenn gleich eine liebenswürdige und gefühlvolle Frau, ſo war ſie nun einmal in den Vorurtheilen der höhern Stände, als Sprößling einer franzöſiſchen Pairsfamilie erzogen worden.

Ich fand übrigens das Mährchen von Lafayette ſchon ziemlich im Gange, als ich wieder durch die Straßen zog. Die Neigung, gemeinem Geſchwätz Gehör zu geben, iſt übrigens nicht auf diejenigen beſchränkt, deren Lebensverhältniſſe ſie leicht veranlaſſen, immer das Schlimmſte von denen zu denken, die über ihnen ſtehen; denn die Gemeinheit erſtreckt ſich weiter und höher hinauf, als als man es auf den Anblick glauben ſollte. Freimüthige und wohlwollende Geſinnungen ſind das ſicherſte Zeichen eines Ehrenmannes; aber, außer den gewöhnlichen Anſichten und der eignen äußern Glätte, fehlt den Meiſten hinreichende angeborne Kraft, um den Mängeln ihrer Erziehung

und Gewöhnung abzuhelfen. Wer ſich einigermaßen in der Welt umgeſehen hat, wird leicht bei denen, die dazu weniger Gelegenheit hatten, eine Neigung bemerken, über Meinungen und Gewohnheiten zu ſpötteln, deren Sinn ſie nicht zu faſſen vermögen, und das bloß deshalb, weil ſie mit ihren alltäglichen und bekannten Meinungen und Gewohnheiten nicht übereinſtimmen. Auch unſer Vaterland zählt eine Menge ſolcher einfältiger Tadler, und ich erinnere mich der Zeit ſehr wohl, wo Alles einer beſchämenden Rüge unterliegen mußte, was irgend ſich nicht mit den täglichen Gewohnheiten eines Jeden vertragen mochte. Es galt faſt ſchon für etwas Verwerfliches, eine Stunde ſpäter zu Frühſtücken oder zu Mittag zu ſpeißen, als der nächſte Nachbar. Eben dieſe Verläſterung trifft in Europa in derſelben gemeinen und überdies boshaften Weiſe alle diejenigen, von denen man vorausſetzt, daß ſie freiſinniger über Staatsangelegenheiten denken, als ſie ſelbſt zu denken gewohnt ſind. Ich habe es ſchon oft an einem andern Orte berührt, in England ſind die öffentlichen Angelegenheiten ſo ſehr gekünſtelt durch das Eingreifen der Kirche in den Staat, daß ein ziemlich aufgeweckter Kopf dazu gehört, der als Staatsmann ſtreng an die goldene Regel Chriſti feſthalten dürfte, gegen Jedermann ſo zu handeln, wie er wünſche, daß man gegen ihn handele, und dabei der Nachrede der Treuloſigkeit entgehen könnte! Der Wunſch, unſere Mitmenſchen zu förden, dadurch, daß man ſie

auf der geſellſchaftlichen Leiter eine Stufe höher hinanhebt, iſt meiſtens der ſicherſte Weg, den, der ſolchen in ſich trägt, als einen von aller Rechtlichkeit und Ehrlichkeit entblöß- ten Menſchen hinzuſtellen. Durch ſolche Veranlaſſungen ſind die Bemühungen und der Einfluß der trefflichſten Männer Englands faſt durchaus vereitelt worden; kaum gibt es in dieſem Augenblick irgend einen wahrhaft frei- ſinnigen Mann, über den ſelbſt die Beſſergeſinnten der Kirchen- und Staat-Partei nicht ſeufzen ſollten, dem ſie nicht mit Mißtrauen in ſeine Abſichten und Geſin- nungen lohnten. Der Nachahmungstrieb hat, wenn auch in einer freundlicheren Form, dieſes Verkennen des Guten und Rechtſchaffenen bis nach Amerika verbreitet, wo es nicht möglich wäre, daß ein Mann von Erziehung und Bil- dung nicht auch zugleich ein Mann des Volks ſein könnte, wenn Wahrheit und Recht dort wirklich von Allen empfun- den und verſtanden würde. Viele Männer von Erziehung ſind ohn' Zweifel in Amerika nicht Männer des Volks, aber hierin begehen ſie, meiner Meinung nach, einen argen Mißgriff, eben als Männer von Erziehung. Denn ſie verſtatten gemeinen Geſinnungen, die aus gegenſeiti- ger Uebereinſtimmung und aus den nichtsbedeutenden Uebeln der Nachbarn entſpringen, in ihnen die erhabneren Gefühle und großmüthigeren Beſtrebungen zu erſticken, die allein das beſtändige Eigenthum des wahrhaft gebil- deten Standes ſein ſollten.

In Frankreich iſt die engliſche Denkungsart, nur durch

die Umſtände etwas verändert, jetzt hervorſtechend, obſchon man hier weniger gewohnt iſt, die Moralität Anderer ſchlechthin zu verdächtigen. Der Kampf der Selbſtſucht und Habſucht iſt in Frankreich weniger verſchleiert und bemäntelt, als auf der andern Seite des Kanals. Aber das Princip der Selbſtſucht, wenn es ſich regt, iſt weit thätiger; und Wenige mühen ſich hier für ihre Nebenmenſchen ab, ohne den Argwohn ſchlechter Bewegungsgründe auf ſich zu laden.

Blicken wir zurück auf das, was die Zeit nach und nach ans Licht befördert, ſo erfahren wir, auf welche Weiſe unſer Waſhington im Anfang der Revolution von ſeinen Feinden verläſtert worden iſt. Graydon erwähnt in ſeinen „Denkwürdigkeiten eines in Penſilvanien zugebrachten Lebens“ einer Unterredung mit einem engliſchen Offizier, der in Wahrheit gute Geſinnungen hegte, und dem es um unentſtellte Wahrheit zu thun war. Dieſem Ehrenmann hatte man durchgehends vorgeſpiegelt, Waſhington ſei nichts weiter, als ein Abenteurer, der das Vermögen einer jungen Wittwe, die er geheirathet, durch Spiel und Ausſchweifung vergeudet, und darauf ſich entſchloſſen habe, durch irgend ein verzweifeltes Unternehmen ſein Glück zu machen! Das war alſo wahrſcheinlich die aufrichtige Meinung, welche die britiſche Armee im Jahr **1776** von dem Manne hegte, den künftige Ereigniſſe als einen ſolchen bewährten, der durchaus nur nach edlen Beweggründen gehandelt, und der,

weit entfernt, der ebengeſchilderte Abenteurer zu ſein, ein großes Vermögen aus uneigennütziger Vaterlands-liebe aufs Spiel ſetzte, und deſſen hervorſtechender Charakterzug die unerſchütterliche Lauterkeit ſeiner Abſichten war. Nunmehr iſt es Lafayette, den ähnliche gemeine Geſinnung mit Verunglimpfungen verfolgt, ohne daß die Umſtände es geſtatten, die Reinheit ſeiner Abſichten ebenſo offenbar zu machen, als dieſes unter günſtigeren Verhältniſſen bei ſeinem großen Vorbilde Waſhington möglich war. Dieſes unziemliche und verletzende Verfahren bei ſeiner Entlaſſung vom Oberbefehl der Nationalgarde war zwar eine Beſchwichtigungsmaßregel in Rückſicht der Verbündeten; aber hier lag auch die verſteckte Abſicht, den Glauben daran zu vermehren, daß er ſelbſt freiwillig dieſer Auszeichnung ſich begeben haben würde,*) —

---

*) General Lafayette hat die republikaniſchen Aeußerungen des Königs viel zu wörtlich genommen, und das gleich anfangs; daher beobachtete er nicht immer die nöthige Mäßigung, welche derjenige, der auf einem Thron ſitzt, obſchon er viel Popularität beſitzen mag, vielleicht in Anſpruch nehmen könnte. Im Jahr 1830 ſagte Lafayette zum Verfaſſer, der König habe am Morgen geſagt, Einige in ſeiner Umgebung hätten den General einen „maire du palais“ genannt. Auf die Frage, ob wohl der König dieſelbe Meinung hege, antwortete er: „Nach ſeinen Aeußerungen möchte ich das nicht glauben; aber ſonſt kommt es mir ſo vor, als ſei er tant soit peu derſelben Meinung.“ Das war

Doch wir ſind ganz von dem abgekommen, was in den Straßen von Paris vorging.

Große Maſſen von Linientruppen begannen ſich jetzt zu zeigen mit Anbrechen der Nacht, und Nachrichten kamen jetzt ſo unmittelbar, daß kein Zweifel blieb, daß in den engen Straßen des Stadttheils Montmartre der Kampf hart im Gange ſei. Während dieſer Zeit blieb das Benehmen der auf den Brücken und längs den Quai's verſammelten Volksmenge dem Anſchein nach ungewöhnlich ruhig. Es zeigte ſich wenig oder keine Theilnahme weder für die eine noch für die andere Seite der Kämpfenden, und man konnte ſchwer unterſcheiden, welche von ihnen der Regierung geneigt waren. Die Karliſten ſahen argwöhniſch, die Republikaner keck, die Juſtemilieupartei voll Beſorgniß dem Ausgang entgegen.

Ich ging wieder nach Hauſe um Nachrichten zu bringen, und gegen neun Uhr begab ich mich über dem Quai und

---

allerdings eine gefährliche Stellung einem Herrſcher gegenüber, ein Fall, der ſeit Hugo Capets Zeiten in Frankreich nicht wohl vorgekommen ſein mochte. Einige Wochen ſpäter erzählte Lafayette eine andere Unterredung mit Ludwig-Philipp über ſeine ohne Umſtände erfolgte Entlaſſung. „Sie ſollen auf Lebenszeit zum Ehren-Befehlshaber der Nationalgarde ernannt werden,“ hatte der König geſagt. „Sire, wie würde es Ihnen gefallen, Ehrenkönig zu heißen?“ war Lafayettes Antwort. Es iſt offenbar, daß die freundſchaftlichen Verhältniſſe unter Beiden bald aufhören mußten.

den Pont-Louis-Seize nach dem Carrouſel. Dabei fällt mir ein, daß ich in einem frühern Briefe zu ſagen vergaß, daß ich vor einigen Monaten über den Platz Ludwigs des Sechzehnten ging, mit einem befreundeten Franzoſen, welcher mir erzählte, er habe kürzlich mit dem Grafen — geſprochen, der Zeuge der Hinrichtung Ludwigs des Sechszehnten geweſen, und der ihm geſagt, es beſtehe über den wahren Ort, wo die Guillotine damals ſtand, ein allgemein verbreiteter Irrthum. Nach der mir gemachten Auseinanderſetzung, welche zu beſtreiten nicht leicht ſein dürfte, ſtand die Guillotine an der Seite des Platzes, nahe an der Stelle, wo die nach Verſailles beſtimmten Wagen gewöhnlich ſtehen, und zwar innerhalb der „borgues“, die hier am Rande der Straße ſtehen, wo ſie nach dem Quai ſich zu wendet. Während ich hier einen gewohnt gewordenen Irrthum verbeſſere, muß ich auch noch hinzuſetzen, daß Herr Guillotin, der Erfinder dieſes nach ſeinem Namen genannten Werkzeugs, meines Wiſſens, noch lebt; denn das Mährchen, daß derſelbe auf ſeiner von ihm ſelbſt erſonnenen Zurüſtung hingerichtet worden ſei, iſt blos ein dichteriſcher Einfall.

Ich ging durch die rue de Rivoli, um eine Engländerin, die wir kannten, zu beſuchen, welche in dieſem Stadttheile wohnte. Ich fand ſie allein, verſtimmt und feſt überzeugt, es ſei eine neue Umwälzung vorgegangen. Sie war ihrer Stellung nach eine Ariſtokratin, und obſchon ſonſt ziemlich freiſinnig, demungeachtet für

die Erhaltung der beſtehenden Lage der Verhältniſſe beſorgt, wie alle liberale Ariſtokraten oder ariſtokratiſche Liberalen, die in dem Beſtehenden die letzte Schutzwehr gegen eine Volksherrſchaft zu erblicken vermeinen. Auch hat ſie Freunde und Bekannte in der königlichen Umgebung, und betrachtete daher das Schickſal derſelben als einigermaßen mit dem Schickſale des Hofes enge verknüpft. Wir äußerten einander gegenſeitig unſere Theilnahme; ſie, weil eine Revolution im Gange ſei; ich, weil Mangel an öffentlichen Vertrauen und ungeheure Täuſchung in der jetzigen Verwaltung eine ſolche nothwendig machten.

Es war etwa eilf Uhr, als ich dieſen Stadttheil verließ; die Straßen waren beinahe verödet, gelegentlich zog eine Patrouille vorüber; wenig Fremde waren zu ſehen; denn bis jetzt waren noch wenige vor der Cholera Entflohene zurückgekehrt. Die Thore des Gartens waren geſchloſſen, und ich fand Wachen vor den Guichets des Carrouſels, ſo daß ich verhindert wurde, auf dem gewohnten Wege zurückzukehren. Ich wollte ungern auf demſelben Wege wiederheimkehren; und deßhalb ging ich durch die rue de **Rivoli**. Während ich mich ganz nahe am Schloſſe hielt, um den Schmutz zu vermeiden, ſo befand ich mich plötzlich vor einem Nationalgardiſten, der hinter einem Schilderhäuschen Wache hielt. Kaum kann ich den fürchterlichen Schrei Ihnen ſchildern, mit dem er ſein „Zurück“! mir zurief. Sah er mich für

eine Schaar blutdürſtender Republikaner an, ſo mußte ich ihn meinerſeits für ein reißendes Thier halten. Der Mann war augenſcheinlich erſchrocken, und alſo gerade geeignet, jeden Strauch für einen Feind anzuſehen. Freilich war die andere Partei eben mit der Entwaffnung der verſchiedenen Wachtpoſten beſchäftigt; aber dieſer Burſche war noch über hundert Fuß von der Hauptwache entfernt, und ihn drohte nicht die geringſte Gefahr. Zwar ſtreckte er mir ſein Bajonet entgegen, doch bin ich ungewiß, ob er nicht vielleicht ſeine Wehr geſtreckt hätte, wenn ich gegen ihn meinen Spazierſtock hätte erheben wollen; doch es iſt weit gefährlicher, einem erſchreckten Räuber oder Wachtpoſten gegenüberzuſtehen, als dem einen oder dem andern, wenn ſie kaltblütig ſind. Es wurde indeſſen kein Blut vergoſſen.

Da ich das Carrouſel verſchloſſen fand, ſo ging ich durch die rue St. Honoré, die ebenfalls gut von Truppen beſetzt war. Wenige verwegene junge Burſche jubelten eine kurze Strecke vor mir her, ergriffen aber gleich die Flucht, ſo wie eine Patrouille ſich ſehen ließ. Endlich erreichte ich die rue du Coq St. Honoré, und da ich die Straße ganz leer fand, ſo bog ich um die Ecke, in der Abſicht, in den Hof des Louvre und über den Pont des Arts an die andere Seite des Fluſſes zu kommen. Statt dieſe wohlberechnete Bewegung auszuführen, rannte ich geradezu gegen eine Truppenabtheilung an, die queer durch die Straße in dreifacher Linie ſich aufgeſtellt hatte.

Die Stellung war gut; denn die Mannſchaft war vor einem Feuer, das ſie hätte bedrohen können, völlig ſicher; während ſie durch unbehinderte Schwenkung auf der Stelle bereit ſtand, in einer, wie in der andern Richtung, wirkſam aufzutreten.

Mein Empfang war nicht ſchmeichelhaft; aber der befehligende Officier war zu ruhig, als daß er einen einzelnen Mann für eine Bande Rebellen hätte nehmen ſollen, und ich erhielt die Erlaubniß, meinen Weg durch die Rue St. Honoré fortzuſetzen. Ich kam dieſem Poſten in den Rücken, indem ich mich die nächſte Oeffnung hindurch wand. Der Hof des Louvre war unbewacht und leer, und im Durchgehen hatte ich den Anblick eines maleriſchen Bivouaks der Truppen im Carrouſel. Da ich kein Hinderniß antraf, ſo folgte ich dieſer Richtung und kam bis in den Rücken einer Schwadron Küraſſiere, die von den Pferden abgeſtiegen waren und die äußerſte Linie von den Truppenmaſſen bildeten. Es mochten etwa drei bis vier tauſend Mann von allen Waffengattungen auf dieſer Stelle verſammelt ſein, meiſtens, wenn auch nicht alle, reguläres Militär. Ich verweilte unbemerkt, oder doch unangefochten, wohl eine halbe Stunde mitten unter ihnen, und beobachtete den maleriſchen Eindruck der verſchiedenartigen Gruppen in der Beleuchtung der Lagerfeuer. Starke Patrouillen gingen ab und zu, und kaum fünf Minuten gingen ohne die Ankunft oder den Abgang von berittenen Expreſſen vorü-

der, da das Hauptquartier der Nationalgarde ſich im Palaſte befand.

Es war ſchon faſt Mttternacht, und mir fiel die Beſorgniß der Meinigen in der Rue St. Dominique wieder ein. Ich wollte durch den guichet oberhalb zurückkehren, der allein unbeſetzt war; aber kaum war ich in die Nähe deſſelben gekommen, ſo vernahm ich plötzlich einen lauten Ruf längs dem Quai. Es klang gleich einem militäriſchen Ruf, und dafür hielten es die Truppen und der Befehl: „aux armes!“ ward ſogleich ausgeführt. Die Küraſſiere ſaßen auf, ordneten ſich in Haufen, und ſetzten ſich mit eilfertiger Behendigkeit gegen den Feind in Bewegung. Unglücklicherweiſe ging ihr Vorrücken gerade nach demſelben guichet, dem ich mich ebenfalls näherte. Die Vorſtellung, zwiſchen zwei Feuer zu gerathen, und noch dazu in einem Streit, der mich nichts anging, hatte für mich nichts Einladendes. Die Lage der Dinge erforderte einen ſchnellen Entſchluß, und da ich einmal wußte, wie es im Carrouſel ſtehe, ſo zog ich vor, mich zum erſtenmal in meinem Leben dem juste-milieu anzuſchließen.

Die Küraſſiere waren in ſo großer Eile begriffen, um nur durch den guichet zu kommen, welches ein Engpaß war, und zu eifrig beſchäftigt, als daß ſie Zeit gehabt hätten, mich im Vorüberfluge niederzuſäbeln. Ich ließ ihnen alſo nur wenige Miuuten Zeit, um einen Vorſprung zu gewinnen, wenn es irgend zum Gefechte

kommen mußte, und dann folgte ich hintendrein nach dem Quai.

Der Lärm war kein blinder, wie ich am andern Tage vernahm, aber die Aufrührer hatten ſich über den Pont des Arts zurückgezogen, wo Kavallerie nichts ausrichten kann, und hatten eine wachhaltende Truppenſchaar in dem Stadttheil von St. Jacques überfallen und aufgehoben. Die Küraſſiere trabten eilig nach dem Pont Neuf, um ſie einzuholen, als ich eben den Quai noch erreichte, und ich benutzte alſo dieſe Gelegenheit, um mittelſt des Pont des Arts den Fluß zu überſchreiten.

Sonderbar kam es mir vor, mich ſo ganz allein auf dieſer Brücke um Mitternacht zu finden, im Herzen einer großen Hauptſtadt, im Augenblicke, wo ihre Straßen von Truppen wimmelten, während ſtreitende Parteien um das Uebergewicht kämpften, und vielleicht das Loos nicht von Frankreich allein, ſondern von ganz Europa von dem Ausgange dieſer Erſchütterungen abhing! Angeregt durch dergleichen Betrachtungen, machte ich Halt nnd beſchauete die Scene.

Schon öfter erwähnte ich, wie ſchön und maleriſch Paris von ſeinen Brücken herab ſich ausnimmt. Den ſchönſten Standpunkt gewährt der Pont-Royal; doch bietet der Pont des Arts gerade zur Nachtzeit die ergreifendſten Anſichten dar von jenen alterthümlichen, hohen, eckigen Gebäuden, längs dem Fluſſe, die wegen ihrer Formen und Fenſter, niedrigen Felſenufern ähneln. In der

Mitte dieſer gehäuften Wohnungen, in dieſen düſtern und engen Gaſſen, in welche nur ſelten die Sonnenſtrahlen einzudringen vermögen, lagen jetzt Kriegerſchaaren, ausruhend unter ihren Waffen, oder den Anbruch des Tages erwartend, um das Schickſal des Landes zu entſcheiden. Man war faſt in die Zeiten der Ligue oder der Fronde zurückverſetzt, und faſt unwillkührlich heftete ich meine Augen auf jenes Altanfenſter des Louvre, wo Karl der Neunte geſtanden haben ſoll, als er nach den ſich flüchtenten Proteſtanten ſchoß. Die unheilbrütende Stille, welche rings umher herrſchte, war bezeichnend und ſeltſam zugleich. Ein Reich ſtand hier auf dem Spiele, und ſeine Bevölkerung war in ſeine Wohnungen ruhig zurückgekehrt, den Ausgang mit ſo viel ſcheinbarem Gleichmuth betrachtend, als ob Morgen ein Tag ſein werde, wie alle Tage. Gewöhnung und Mangel an Uebereinſtimmung zwiſchen den Herrſchenden und den Beherrſchten hatte dieſe Gleichgültigkeit hervorgebracht.

Als ich den Quai Voltaire erreicht hatte, war Niemand mehr zu ſehen, außer einem Piquet auf dem Pont-Royal. Ich wußte nicht, ob vielleicht irgend ein Anhänger des Hauſes Orleans in größerem als gewohnten Eifer, mich anzutaſten für gut finden möchte, weil ich von Amerika komme, und deßhalb ging ich eine der erſten Gaſſen hinunter, um ſchnell in die rue du Bac nicht weit von der Brücke einbiegen zu können. Nur etwa fünf oder ſechs Menſchen begegneten mir zwiſchen

dem Quai und dem Hotel — — alle Läden waren feſt verſchloſſen. Kaum war ich eingetreten, ſo verriegelte der Thürhüter die Pforte unſeres Hotel, und wir begaben uns zur Ruhe, voll Erwartung deſſen, was „über Nacht ſich ereignen dürfte.“

„Les canons grondent dans les rues, Monsieur,“ bemerkte der Pförtner, als ich am andern Morgen zum Thore hinaus auf die Straße wollte. Die Volksmenge wogte in unſerem Stadttheile unbehindert hin und her; die Läden waren ſämmlich wieder offen; es ſchien, als ſei man unterrichtet, in dieſer Nähe werde keinerlei Kampf ſtatt haben. Indem ich die Rue du Bac hinauf ging, begegnete ich dreien Nationalgardiſten, die eben vom Kriegsſchauplatze] gekommen waren und, ihren Reden zufolge, die Nacht einigermaßen in feindlicher Umgebung zugebracht hatten. Sie waren abenteuerlicher Mittheilung voll und hatten ſich, ihrer Meinung nach, mit Ruhm bedeckt.

Die Straßen wurden immer lebhafter, Alles ſuchte die Quai's oder die Brücken zu erreichen, weil dort der Lärmen vernehmbarer war, der dort ſich einen Weg hin bahnte, von dem Stadtthore her, wo der Kampf vor ſich ging. Gelegentlich vernahm man dort das Kleingewehrfeuer und einigemal erſcholl auch ein Kanonenſchuß; aber das Feuern war abgebrochen, durchaus nicht heftig, und blieb in unregelmäßiger Folge. Im Carrouſel begegnete ich einem bekannten Engländer, und wir beſchloſſen

beide, uns nach dem Kampfplatze zu begeben, um zu ſehen, was eigentlich vorgehe. Mein Begleiter ſprach heftig gegen die Empörer, welche, wie er ſagte, die Fortſchritte der Freiheit ein halbes Jahrhundert lang durch ihren Ungeſtüm verzögern würden. Die Regierung, ſagte er, wird ſie niedertreten und ihren Sieg zum Vorwande ſtrenger Maßregeln benutzen. Doch ich habe den liberalen Grundſätzen mancher Engländer mißtrauen gelernt; denn ſie fragen vor allen Dingen nach den Vortheilen ihres Landes, ehe ſie an die Rechte ihrer Nachbaren denken. Sie werden ſagen, das liege nun einmal in der menſchlichen Natur, daß Jedermann ſelbſtſüchtig ſei. Das iſt wahr; allein wenig Nationen haben ſo mannigfache Intereſſen zu wahren, als die Engländer, und kein Volk anderer Länder wird auf ſo vielfältige Weiſe durch beſondere Rückſichten getrieben, von dem geraden Wege des geſunden und billigen Urtheils abzuirren. England als Nation iſt niemals der Freiheit anderer Nationen geneigt geweſen; dieſes beweiſt die langwierige bittere Feindſchaft gegen uns, wie gegen Frankreich und Holland; dieſes beweiſt Englands enges Bündniß mit der Türkei und mit Perſien, wie vieles Andere ſonſt. Gerade in dieſem Augenblicke ſieht es ſich durch die Beſorgniß vor Rußland gezwungen, einigermaßen nachzulaſſen und dem Freiheitsſtreben ein Weniges nachzugeben; es iſt aber blos eine Myſtifikation, die zu durchſchauen ſehr wenig Scharfſinn erfordert. Welcher

Sünden aber man England auch beſchuldigen mag, die Schuld der Volksthümlerei hat die Nation nie auf ſich geladen. Aufrühreriſches Beiſpiel hat England nicht gegeben; vielmehr ſind die neuerlich dort begonnenen Bewegungen zu Gunſten der Freiheit die Folgen des von außenher einwirkenden Beiſpiels und fremdher bedingten Einfluſſes. Dieß iſt meine Meinung vom engliſchen Staate, ſofern ſeine Grundſätze in das geſellige Leben tief eingreifen und nicht minder weit um ſich greifen. Doch gibt es auch einzelne Engländer, die ihren Anſichten ein größeres Gewicht beilegen, als andere Menſchen ſonſt zu thun pflegen. Die Zahl dieſer Letzteren iſt in beſtändig raſcher Zunahme begriffen, und dieſe hat von jeher mehr für die Freiheit gewirkt und wird auch ferner mehr für ſie wirken, als wie der Staat, als ſolcher, beabſichtigen dürfte.

Wir gingen durch den Palais-Royal, durch die Paſſages Vivienne und du Panorama nach den Boulevards. Die Straßen waren voll Menſchen, als gelte es ein Volksfeſt, und doch bemerkte man hier und da die Beſorgniſſe über das mögliche Ende deſſen, was vorging. Eine große Anzahl Truppen zeigte ſich hier, und das Gerücht lautete, es ſtänden ſechzigtauſend Mann von Seiten der Regierung unter Waffen. Die Hälfte wäre zu einem ſicheren Erfolge hinreichend geweſen, wenn man nicht von der Abneigung des Volkes Beweiſe gehabt hätte. Wenn ein einziges Regiment von der Linie Tags

zuvor ſich wider den König erklärt hätte, ja ſelbſt wäre ſolches erſt am 6. Juni geſchehen, ſo würde Ludwig-Philipp gewiß entthront worden ſein. Aber ſo weit meine Beobachtung reichte, zeigte ſich keine der Hauptperſonen von der Oppoſition bei dieſer Gelegenheit öffentlich, oder ſie ſtellten ſich, als ginge die Sache ſie Nichts an.

Mein Begleiter verließ mich auf den Boulevards, und ich ging weiter nach der Porte St. Denis, wo wirklich etwas einem Kampfe Ähnliches vorging; es war ein unbedeutendes Feuern, und ich begegnete einigen Verwundeten, die nach ihren Kaſernen zurückkehrten; der Eine war durch den Leib geſchoſſen. Aber der Vorfall am St. Denis-Thore war durchaus nicht ernſthaft und auch bald vorüber.

Die Aufrührer hatten ſich nach der Rue St. Mery zurückgezogen, wo ſie enge von ſtarken Truppenabtheilungen umſtellt wurden, und dorthin ihnen zu folgen, ſchien mir doch etwas unvorſichtig. Dort entbrannte der Kampf weit heftiger, und von Zeit zu Zeit dröhnte Kanonendonner herüber.

Sie möchten wiſſen, ob mir es nicht unbehaglich geworden ſei, in den Straßen einer Stadt umher zu ſtreichen, während ſo viele Menſchen in blutigem Kampfe begriffen waren; doch werden Sie leicht ſehen, daß hierbei wenig oder gar nichts zu wagen war. Die Straßen waren von Menſchen erfüllt, und das war nicht zu fürchten, daß die eine oder andere Partei ins Gedränge

geradezu hinein feuern werde. Der Kampf beſchränkte ſich auf einen einzelnen Stadttheil, und kein Menſch von nur alltäglichem Verſtande würde ſich da ohne Noth einer Gefahr ausgeſetzt haben, wo ihn der Gegenſtand des Streites nichts anging. Zwar ſind bei dieſer Gelegenheit ſelbſt Weiber und Kinder getödtet worden, aber doch nur unter Umſtänden, die in keinem Falle der Maſſ der Einwohner zur Laſt gelegt werden können.

Die Kaffeehäuſer wurden, wie gewöhnlich, beſucht, und gar nicht weit von dem Schauplatze des Kampfes hatte Alles das Anſehen eines gewöhnlichen Sonntages, an welchem Truppen=Inſpektion gehalten wird. Der Morgen verging auf dieſe Weiſe; und nachdem ich in der Zwiſchenzeit einmal in unſerm Hotel geweſen, fand ich mich wieder auf dem Pont=Royal gegen vier Uhr Nachmittags ein. Von da ging ich mit zwei amerikaniſchen Freunden, die ich dort antraf, längs dem Quai des Palaſtes nach dem Pont=Neuf. Das Gedränge war ſehr dicht, und es war ſchwer, ſich hindurch zu arbeiten. Kurz, ehe wir die Brücke erreichten, hörten wir rufen und ſchreien: „vive le Roi!" Sogleich erblickte ich Hrn. de Chabet=Rohan, den erſten Ehrenadjudanten, den ich gar wohl kannte, und der gewöhnlich das königliche Geleit anführte. Es ſchien, als ſei Ludwig=Philipp vom Lande angekommen und über die Boulevards nach der Place de la Baſtille gefahren, und als ſei er von da längs den Quai's auf dem Rückwege nach den Tuile-

rien begriffen. Seine Erſcheinung in den Straßen während eines ſolchen Vorgangs wurde ſehr belobt, und in den Zeitungen verweilte man natürlich bei der vom Könige bei dieſer Gelegenheit bewieſenen Feſtigkeit. Ein recht zaghafter Menſch hätte freilich fürchten können, ſeine Perſon bei einem ſolchen Vorgange bloszuſtellen; aber das Wagſtück war auf keinen Fall ſo groß, als man es dargeſtellt hatte. Der königliche Zug war nirgends dem Feuer ausgeſetzt, und nur wenige Minuten lang befand er ſich in der Nähe des Kampfplatzes, und es war auch nicht leicht, in den mit Truppen beſetzten Straßen Jemanden nach dem Leben zu trachten. Uebrigens ſehe ich nicht ein, warum man nicht vorausſetzen dürfte, daß der König bei dieſer wie bei anderen Gelegenheiten ſich männlich benommen haben würde.*) Der königliche Zug bog durch das Carrouſel ein in den Hof des Louvre, während wir unſeren Weg über die Brücke fortſetzten.

Der Pontneuf war voll von Truppen, welche die

*) Ich fragte einſt den General Lafayette, was er von dem Charakter des Herzogs von Orleans (Egalité) halte. Er erwiederte lachend: vor Kurzem habe ihm der König eine ähnliche Frage vorgelegt. — „Und Ihre Antwort?“ — „Ich antwortete Sr. Majeſtät, ich hielte ſeinen Vater für einen braven Mann; aber ſein Sie verſichert, ich war froh, daß er mich nicht gefragt, ob ich ihn auch für einen redlichen Mann hielte.“

Trottoirs beſetzt hielten, und wimmelte von Männern, Weibern und Kindern. Auf dem Greveplatz war ein Scharmützel geweſen, und der Schauplatz des Hauptgefechtes, die Rue St. Mery, war ganz in der Nähe. Wir ſchoben uns langſam im Gedränge vorwärts, das Geſicht gegen die Inſel gewendet, als der Lärm von vier oder fünf in der Nähe gerade hinter uns abgefeuerten Gewehren Alles in Bewegung brachte. Eine Heerde Schaafe hätte kaum in größerer Verwirrung auseinander geſprengt werden können, wenn plötzlich ein fremder Hund unter ſie geſtürzt wäre, als jetzt das Gedränge auf der Brücke durcheinander wimmelte. Der Schrecken iſt das am ſchnellſten anſteckende Uebel, und im erſten Augenblick liefen wir gleich den Uebrigen. Doch nach einigen Sätzen ſtanden wir wieder. Zwei Kriegsmänner, der Eine ein Nationalgardiſt, der Andere ein Neukonſkribirter der Linientruppen, fielen mir auf; ich ſah keine Gefahr und hatte alſo Zeit, ſtehen zu bleiben und zu lachen. Der Nationalgardiſt war ein kleiner ſpießbürgerlicher Kerl mit einem tüchtigen Schmeerbauch; er griff eben nach ſeiner Kehle, ſchwerathmend, als furchte er, ſein Herz hüpfe ihm oben hinaus; es war ein drolliges Zerrbild des Schreckens. Der Neukonſkribirte, ein ſchlanker rothhaariger Jüngling, war ſchneebleich geworden, und ſtand mit offnen Augen und Munde, als habe er ein Geſpenſt erblickt, ſtarr und unbeweglich. Er war vom Schrecken wie gelähmt; doch dieſer Junge würde viel-

leicht bei einer anderen Gelegenheit ſich tapfer gehalten und ſich als guten Soldaten gezeigt haben; aber der andere Monſieur Mayeux, wiewohl kaum fünf Fuß hoch, ſchien ſich nicht tief genug bücken zu können; er hatte vielleicht den ganzen Vorgang für einen tüchtigen Spaß gelten laſſen, bis gerade in dieſem Augenblicke zuerſt die Wichtigkeit eines Schlachtenlärms plötzlich ſein ganz unvorbereitetes Hirn überraſchte. Die Soldaten ihrerſeits wandten zwar ihre Ohren in jener Richtung, aber hielten es ſelbſt unter ihrer Würde, auch nur ihre Gewehre zu ſchultern. Für Alle, die ſich auf der Brücke befanden, war auch wirklich keine Gefahr vorhanden; obgleich die Nähe des Schießens und das Unerwartete des Lärmens leicht eine Menge Menſchen in Schrecken jagen konnte. Am folgenden Tage berichteten die Zeitungen, einige Menſchen ſeien durch dieſe Schüſſe verwundet worden, die wirklich von den Empörern kamen.

Vielleicht wird es Sie wundern, daß ich an dieſem Tage eine Einladung zum Mittagseſſen erhielt, bei einem Herrn, der eine hohe Stelle bei der Perſon des Königs bekleidet. Er hatte mir kein Billet geſchickt, um mir abzuſagen, und da ich ihn im königlichen Gefolge geſehen hatte, ſo wurde ich daran erinnert, daß es Zeit ſei, mich in Staat zu werfen. Ich ging alſo nach Hauſe und nahm mir vor, ihm zu zeigen, ich ſei eben ſo gleichgültig geſtimmt, als es irgend ein Franzoſe ſein konnte, über Alles, was ſich vor unſern Augen begeben.

Ich fand etwa zwölf Perſonen in dem Prunkgemache der Frau — — verſammelt, und zwar pünktlich um ſechs Uhr, als ob Paris in völliger Ruhe ſich befinde. Der General war noch abweſend, aber ich konnte die Mittheilung machen, daß er ungefährdet in den Palaſt angelangt ſei. Kurz vorher, ehe wir zur Tafel gebeten wurden, trat er ein, und brachte die Nachricht, der Aufruhr ſei im Keime erſtickt, und nur einige verzweifelte Menſchen, die ſich in eine Kirche geflüchtet, hielten noch Stand. Er war recht heiterer Laune und ſchien dieſes Ereigniß für einen Triumph der Sache Ludwig-Philipps anzuſehen.

Fünfter Brief.

Die Nationalgardiſten in dem Hofe des Palaſtes. — Nicht abgeforderte Todte in der Morgue. — Anſicht des Schauplatzes des Kampfes. — Der ſchlechtzielende Artilleriſt. — Sonderbares Schauſpiel. — Die Umtriebe der herrſchenden Partei. — Das Martialgeſetz. — Verletzung der Charte. — Lächerlicher Auftritt im Carrouſel. — Ein widerſpenſtiger Nationalgardiſt.

Lieber — —,

Den Tag nach der Beendigung des Kampfes ging ich nach dem Louvre, wo ich, wie gewöhnlich, Herrn M — — antraf, der mit Abſchriften beſchäftigt war. Er war meiſtens allein in den weiten düſtern Bogengängen, wie in den Tagen der Cholera; aber wir hatten dort einen Ueberblick über die Nationalgarde, die bei dem Vorfalle thätig geweſen war; ſie ſtanden jetzt im Hofe des Palaſtes geſchaart, um den Dank des Königs zu empfangen. Ihre Anzahl mochte kaum fünftauſend betragen; doch waren auch wohl nicht Alle anweſend.

Vom Louvre wandte ich mich nach dem eigentlichen Schauplatze des Kampfes. Eine Anzahl noch nicht zurückgeforderter Todter waren in der Morgue zur Schau geſtellt, und Jedermann durfte hinzutreten. Daſelbſt

waren wohl fünfzig bis ſechzig Leichname, und unter ihnen befanden ſich einige Frauen und Kinder, die wahrſcheinlich bei dieſem Vorgange getödtet worden waren. Alle waren durch Flintenſchüſſe tödtlich getroffen, meiſtens von Büchſenkugeln; auch einige Wenige waren von Schrotſchüſſen getroffen. Da die Mißvergnügten faſt die ganze Zeit ziemlich geſchützt ſtanden; ſo ſcheint es, hat die Kavallerie wenig zu thun bekommen. Man flüſterte einander zu, es ſeien Polizeiagenten anweſend, um die Geſichtszüge und das Benehmen der Zuſchauer zu beobachten, um auf dieſe Weiſe die Mißvergnügten auszukundſchaften.

Da mehre Krieger aus Napoleons Zeiten Tags zuvor beim Mittagsmahle waren, die in der Belobung der guten von den Anführern eingenommenen Stellung einſtimmig waren; ſo war meine Neugierde rege geworden, den Ort des Kampfes ſelbſt zu unterſuchen. Die Straße St. Mery iſt enge, und die Häuſer ſind ziemlich hoch. Der Thurm der Kirche ſteht ein wenig vorwärts, ſo daß er ſie gleichſam zu einem Engpaß macht, und der Pflaſterſteine hatte man ſich zu Barrikaden bedient, wie im Jahre 1830. Dieſe Pflaſterſteine ſind um Vieles breiter, als die unſrigen, dazu eckig und durch ihre Größe zur Aufführung einer rohen Mauer gerade geeignet; da nun hinreichendes Material oorhanden iſt, ſo iſt nichts leichter, als eine Bruſtwehr aufzuwerfen, hinter welche eine Maſſe Volks gegen Alles ſonſt, nur nicht

gegen Artillerie geſchützt wird. Zwei einander nahgelegene Gaſſen öffnen ſich in die Rue St. Mery, aber nicht in gerader Linie, ſo daß der Zugang durch beide zu derſelben, durch die quer an der Ecke ſtehenden Häuſer beherrſcht wird. Das eine dieſer Häuſer ſcheint den Mißvergnügten als Veſte gedient zu haben, und an dieſer Stelle, ſo wie in deſſen Nähe wogte der Kampf am heftigſten. Gegen dieſes Haus wurden Kanonen aufgefahren, und es ward gänzlich beſchädigt, wiewohl weniger durch Rundſchüſſe durchlöchert, als man hätte erwarten ſollen. Die Fenſter waren zertrümmert, und die Decken der oberen Gemächer waren gänzlich durch Kanonenkugeln zerſtört, die durch zu hohe Schüſſe eingedrungen waren. Etwa zwanzig bis dreißig Todte waren in dieſem Hauſe gefunden worden.

Ich war an dieſem Morgen mit dem Obriſt — — zuſammengetroffen, und wir beſuchten daher das Schlachtfeld gemeinſchaftlich. Er ſagte mir, die Neugierde habe ihn bewogen, die ganze Straße, welche der Veſte der Aufrührer gegenüber liegt, am vorhergehenden Tage zu durchſtreichen; er zeigte mir eine porte-cochère, unter welcher er während eines Theils des Gefechtes Schutz gefunden. Die im Gefechte begriffenen Truppen waren eine Strecke weit vor ihm voraus, und er erzählte, wie ſie öfter vor dem Feuer aus dem Hauſe weichen und ſich von Neuem ſammeln mußten, weil das Feuer von dort her öfters nachdrückliche Wirkung that. Die Truppen

ſtanden aber auch völlig unbedeckt und befanden ſich dadurch in großem Nachtheil. So können leicht mehre Hunderte von ihnen an dieſer Stelle und in der Nähe derſelben getödtet oder verwundet worden ſein.

Da gab es auch einen Beweis von der Wichtigkeit der rechten Beſonnenheit in einer Schlacht in einem Schuß, den wir in der Mauer eines Seitengebäudes faſt gerade gegenüber der porte-cochère erblickten, unter welcher Obriſt — — Zuflucht geſucht hatte. Der Artilleriſt, der die Kanone richtete, aus welcher dieſer Schuß herrührte, hatte die beiden Seiten der Straße vor ſich, um ſich darnach beim Zielen zu richten, und doch traf ſein Schuß eines der Seitengebäude, gar nicht weit von der Kanone, und in einer ſolchen Höhe, daß die Kugel ziemlich weit über die Schornſteine des Hauſes, nach welchem ſie abgefeuert wurde, hätte hinüberfliegen müſſen. Doch jeder, der mit dem wirklichen Leben bekannt iſt, weiß, daß er der Poeſie ein weites Feld einräumen muß, wenn er von „vollen Lagen," vom „freien Gebrauch des Bajonets" und von der „impoſanten Wirkung mörderiſchen Artilleriefeuers" lieſt. Alte und beſonnene Truppen entwickeln bisweilen außerordenttiche Beweiſe von Tapferkeit; doch bin ich zu glauben geneigt, daß die glänzendſten Thaten meiſtens von ſolchen ausgeführt werden, die grade lange genug geſchult worden ſind, um den ganzen Umfang der Gefahr, in der ſie ſchweben, nicht völlig überſehen zu können. Bei dieſer Gelegenheit

erzählt man ſich außerordentliche Thaten der Aufrührer, voll Unerſchrockenheit, die wahrſcheinlich völlig wahr ſind, da ſolche verzweifelte Selbſtaufopferung, in einem Zuſtande großer Aufregung, dem Charakter der Franzoſen ganz eigen iſt, die ſich mehr durch Hineinſtürmen als durch Ausdauer in gefährlichen Lagen auszeichnen.

Die Straße St. Mery bot Spuren des Kampfes eine ziemliche Strecke weit dar, aber nirgends war das Gefecht hitziger geweſen, als vor dem eben erwähnten Hauſe. Die Kirche wurde ganz zuletzt genommen, aber ich fand Nichts, das mich hätte vermuthen laſſen, daß dort das Gefecht von gleicher Heftigkeit geweſen wäre.

Es war ein fremdartiger Auftritt für uns, die Volksmaſſe einer ſo großen Stadt durch die Straßen ſchwärmen zu ſehen, um den Schauplatz eines Kampfes zu betrachten, der das Wohl oder Wehe der Geſammtheit ſo nahe betraf, und zu ſehen, mit welcher beiſpielloſen Unempfindlichkeit dieſe Menſchen ſich faſt nur um die ſichtbaren phyſiſchen Wirkungen zu bekümmern ſchienen.

Nur das glaubte ich zu bemerken, daß die Mehrzahl den Beſiegten größere Theilnahme widmete, als den Siegern, und daß man die Kühnheit jener bewunderte, ohne auf ihre Abſichten einzugehen; Niemand ſchien zu wiſſen, wer die Aufrührer geweſen ſeien.

Im Laufe des Morgens begegnete ich dem Herrn — — auf der Straße. Er hat durchaus rechtliche Geſinnungen; niemals hörte ich ihn das Benehmen ſeiner

politiſchen Gegner durch Uebertreibung entſtellen, oder die Fehler ſeiner eignen Partei bemänteln. Als die Rede auf die letzten Vorfälle kam, äußerte er die Vermuthung, die Regierung habe dieſe ſelbſt angezettelt, in der Gewißheit, die Bewegung leiten und ihr Anſehen dadurch befeſtigen zu können; dennoch hielt er es für überflüſſig, der Annahme zu widerſprechen, daß demungeachtet ein Anſchlag ausgebrütet werde, um die beſtehende Regierung zu ſtürzen. Seinen Ausdrücken nach, beſtand hier ein Zuſammentreffen der freiwilligen Beſtrebungen der Mißvergnügten mit den Umtrieben der Regierung, um einen Ausbruch vor ſeiner Reife zu erzwingen, ſo daß man nicht genau anzugeben vermag, welche von beiden Triebfedern hier am meiſten gewirkt, oder wo die Grenze zwiſchen beiden ſich befunden habe. Ich glaube wirklich, daß die Sache ſich ſo und nicht anders verhielt; denn es wäre Viel behauptet, Frankreich jemals von geheimen Umtrieben freiſprechen zu wollen.

Das Publikum war an dieſem Morgen durch ein Gerücht beunruhigt worden, als beabſichtige die Regierung, Paris in den Belagerungszuſtand zu erklären, welches grade ſo viel ſagen will, als uns Alle miteinander unter das Martialgeſetz zu ſtellen. Dieſes ſieht nun freilich mehr den Maßregeln eines Napoleon ähnlich, als der verheißenen Freiheit, die durch jene drei Tage erkämpft ſein ſollte. Jetzt fängt die Oppoſition an, die konſtitu-

tionelle Charte durchzugehen, um zu ſehen, welche Rechte ſie auf dem Papiere beſitzt; aber was vermag ein beſchriebenes Papier gegen die Forderungen und Wünſche derer, welche die Macht in Händen haben? — Der Kaſſationshof ſoll indeſſen der Mehrheit nach aus Karliſten beſtehen, und, wie die Sachen jetzt ſtehen, beweiſt eben die Hoffnung, die jetzt nach zwei Jahren die Freiheit auf jene Anhänger der Bourbons baut! — Gewiß, lieber — —, wir leben in einer ſonderbaren Welt; man weiß nicht einmal mehr, wen man als ſeinen eigentlichen Beſchützer anſehen darf unter dieſen politiſchen Wetterhähnen insgeſammt. Um aber dieſes zu verſtehen, belieben Sie ſich zu erinnern, daß eine Klauſel der Charte ausdrücklich feſtſetzt, daß Niemand verurtheilt werden dürfe, „es ſei denn durch ſeine natürlichen Richter“; hierdurch wird alſo klar ausgeſprochen, daß keine außerordentliche oder ungewöhnliche Gerichte zur Beſtrafung gemeiner Verbrechen eingeſetzt werden dürfen. Weil aber das Martialgeſetz militäriſche Gerichtsbarkeit und militäriſche Strafurtheile mit ſich führt, ſo behauptet man, es ſei kein Grund vorhanden, das Martialgeſetz in der Hauptſtadt in einem Augenblick einzuführen, wo grade die Macht der beſtehenden Regierung eine feſtere Stellung behauptet, als ſie jemals ſeit ihrer Einſetzung beſeſſen hat. Aber die Charte ſetzt ebenfalls feſt, daß die Konſcription aufgehoben werden ſolle, und gleichwohl ſind alljährlich neue Konſcribirte ausgehoben worden, mit

derſelben Regelmäßigkeit, als jemals, ſeit die Unterſchrift Ludwigs des Achtzehnten unter dieſer Akte ſtand.

Alle Läden wurden heute geöffnet, und Geſchäfte, wie Zerſtreuungen beginnen wieder ihren gewohnten Lauf. Die Nationalgardiſten der Bannmeile, die geſtern im Gefechte thätig waren, werden feſtlich geſpeiſt und belobt, während die Zuſchauer behaupten, einige von ihnen bildeten ſich ein, ſie hätten gegen die Karliſten gefochten, und andere dagegen ſtänden im Wahn, die Jakobiner niedergeſchmettert zu haben. Alle ſind der Meinung, der Freiheit leichtere Bahn eröffnet zu haben.

Ich kehrte durch das Karrouſel hindurch zurück und wurde zufällig Zeuge eines lächerlichen Schauſpiels. Eine Schaar dieſer Krieger, ehrliche, wohlgeſinnte Landleute, in ziemlich vernachläſſigtem Putze, befanden ſich noch in Hofe des Palaſtes. Es ſchien, als ob einer dieſer Helden außerhalb dem beſtimmten Bezirk herumgeſtreift wäre, wo er ſich in irgend ein wichtiges Geſpräch mit Nachbarsleuten eingelaſſen und ihre Gaſtlichkeit mit Erzählungen aus den neueſten Schlachtereigniſſen vergolten hatte. Ein Sergeant hatte ihn aufgefordert, zu ſeiner Fahne zurückzukehren; allein die Begierde nach gutem Wein und angenehmen Geplauder war ſtärker, als die Liebe zur Kriegsdisciplin. Je mehr der Sergeant ſich in militäriſcher Würde gegen ihn anließ, deſto höher ſtieg der Geiſt des Widerſtrebeus in ſeinem Kameraden, bis zuletzt die Aufforderung des Sergeanten ſo förmlich erſcholl,

als gälte es, einen belagerten Ort zur Uebergabe zu bewegen. Die Antwort war in der That heldenmäßig, und lautete, in unſere Sprache wörtlich überſetzt: „Ich will nicht.“ Eine alte Frau trat jetzt aus dem Gedränge hinzu, um zu dem Sergeanten ein begütigendes Wort zu reden, aber ſie konnte nichts weiter vorbringen als: „Ecoutez Mr. le Sergeant“; — denn, wie alle mit Gewalt Bekleideten, war er unbeweglich und ungeduldig, weil ſein Anſehen hier beleidigt ſchien. Er ging zu ſeinem Bataillon zurück, und verſuchte, einige Mannſchaft zuſammenzubringen, um den Widerſpenſtigen feſtzunehmen; doch dies war leichter geſagt, als ausgeführt. Die Mannſchaft war gar nicht geneigt, einen guten Nachbar zu plagen, der eben noch dem Staate treue Dienſte geleiſtet, und der nun auch einmal fröhlich ſein wollte. Der Sergeant kehrte alſo allein zurück, und forderte nun den Ungehorſamen nochmals, wenn es möglich geweſen wäre, mit noch weit förmlichern Worten auf. Allein jetzt hatte der Unfolgſame den Mund zu voll, um antworten zu können; er wandte ſeinem Obern den Rücken zu, ſo daß dieſer wohl ſehen konnte, daß jener auf ſeiner Weigerung beharre. Endlich trug der Krieger den Sieg davon; denn der Andere war genöthigt, unverrichteter Sache davon zu gehen.

Die Landleute, die in große r Anzahl anweſend waren ſahen dem Vorgange mit ernſten Blicken zu, aber die Pariſer lachten grade zu über den Spaß. Ich habe dieſe kleine

Geſchichte nur deshalb erzählt, um zu zeigen, daß die Menſchen einander darin überall ähnlich ſind, und weil dieſe ſubordinationswidrige Handlung grade unter den Fenſtern des Palaſtes des Königs der Franzoſen vorfiel, grade in einem Augenblicke, wo ſeine Anhänger rühmten, daß das königliche Anſehen den Sieg errungen; — wäre dieſes im Innern von Nordamerika vorgefallen, man würde es als einen Beweis von der Nichtachtung der Geſetze in Freiſtaaten angeführt haben! Ich behaupte dagegen, daß Milizen, welche man mitten aus ihren täglichen Beſchäftigungen herausführt und in Schaaren vertheilt, und noch dazu unter die Befehle ihrer Freunde und Nachbaren ſtellt, ſich in ihren Neigungen und Beſtrebungen in der ganzen Welt gleich ſind.

Sechſter Brief.

Anblick von Paris. — Beſuch bei Lafayette. — Sein Benehmen. — Seine Erzählungen des Anfanges der Empörung. — Umtriebe der Polizei. — Lafayette's Geſinnung. — Seine merkwürdige Aeußerung gegen den General — —. — Unterredung über die Julirevolution. — Die Doctrinären. — Volksſympathie in England und am Rhein. — Lafayette's Entlaſſung von der Nationalgarde. — Der Herzog von Orleans und ſeine Freunde. — Militäriſche Gerichtshöfe in Paris. — Der Bürger-König in den Straßen. — Vernichtung der Lilien. — Die königliche Equipage. — Der Herzog von Braunſchweig in Paris. — Seine gezwungene Entfernung aus Frankreich. — Aufenthalt deſſelben in der Schweiz. — Ein lächerlicher Mißgriff.

Mein Lieber — —,

Während der Aufregung der letzten drei Tage hatte ich nicht daran denken können, einen Beſuch in der Rüe d'Anjou zu machen; eigentlich hatte ich mir eingebildet, Lafayette befinde ſich in Lagrange, weil ich gehört hatte, er werde nur bis nach geſchehener Beſtattung des Leichnams des Generals Lamarque ſich in Paris aufhalten. Es ging ein Gerücht, er ſei gefangen genommen worden; doch dieſes betrachtete ich, wie andere wichtige Neuigkeiten, mit denen man ſich bei ähnlichen außerordentlichen Ereigniſſen

gewöhnlich herumzutragen pflegt. Es war ſchon Abend, als ich zufällig erfuhr, er ſei vielleicht in ſeinem Zimmer anzutreffen; deshalb ging ich über den Fluß, um mich ſelbſt davon zu überzeugen.

Welch' ein Unterſchied zwiſchen dem Anblick der Straßen an dieſem Abende, und dem Eindruck, welchen ſie in der Nacht des fünften dieſes Monats auf mich machten! Jetzt waren die Brücken menſchenleer, der Garten verödet, und der etwa ſichtbare Theil der Bevölkerung erſchien voll Angſt und Argwohn. Das Gerücht, daß die Regierung die Abſicht habe, die Hauptſtadt in den Belagerungszuſtand zu erklären, und ſtatt der bürgerlichen Gerichte militäriſche einzuſetzen, ward beſtätigt, wiewohl dieſe Maßregel noch nicht amtlich angekündigt worden war. Dieſes Benehmen ſtand indeſſen im graden Widerſpruch mit einer Beſtimmung der Charte, wie ich vorher bemerkte, nnd in einer Stadt, wo ſo eben fünfzigtauſend Mann einen Aufſtand von wenigen hundert niedergeſchmettert hatten, war ein ſolcher Eingriff eben ſo leichtſinnig als in ſich ſelbſt geſetzwidrig. Doch das Verdienſt hat dieſe Maßregel für ſich; es wird dadurch die Maske abgeworfen und deutlich zu erkennen gegeben, was eigentlich die jetzigen Machthaber ein Volk regieren nennen.

Eine Todtenſtille herrſchte in der Rue d'Anjou. Außer der Reihe von Cabriolets de place, deren blos drei daſtanden, war weder ein Wagen noch ein menſchliches

Weſen dort zu ſehen. Ganz unbeſetzt war das Einfahrt-thor von No. 6, etwas ganz Ungewöhnliches, zumal unter drohenden Verhältniſſen, ſo daß ich ſchon glaubte, ich könne ihn nicht ſprechen, und mein Gang ſei vergeblich geweſen. Das Thor war geöffnet, und ohne anzuklopfen trat ich ein und wandte mich eben von der Haupttreppe, um die ſchmaleren Stufen hinanzuſteigen, die zu der Thüre führen, wo ich früher ſo manche hohe Staatsbeamtete ſich durchdrängen ſah, als der Pförtner mich anrief. Er erkannte mich aber beim Scheine der Leuchte ſogleich und winkte mir gewährend zu.

Einige Minuten wartete ich, nachdem ich die Schelle gezogen, ehe Baſtian die Thüre öffnete. Der brave Burſch ließ mich ſogleich ein, und ohne mich vorher melden zu wollen, führte er mich geradeweges durch die Salons nach dem Schlafgemache ſeines Herrn. Der General befand ſich allein mit dem Gemahl ſeiner Enkelin, François de Corcelles. Erſterer ſaß, als ich eintrat, mit dem Rücken gegen die Thüre gekehrt; der letztere lehnte am Vorbau des Kamins. Das „bon soir, mon ami“ des erſtern war freimüthig und herzlich, wie immer; aber mir fiel ſogleich eine Veränderung in ſeinem Benehmen auf. Er war ruhig und ſtreckte ſeine Hand nach mir aus, ſo wie Baſtian meinen Namen nannte; aber, obſchon er nicht an ſeinem Tiſche ſaß, ſtand er doch nicht auf. Während ich vortrat, um Herrn von Corcelles zu begrüßen, ließ ich einen Blick nach ihm gleiten, und ich

erinnere mich nie, daß aus Lafayette's Zügen jemals ſolche Hoheit widerſtrahlte. Seine große, edle Geſtalt war erhaben und wie verklärt, das von Alter noch nicht getrübte Auge glänzte in heiterem Selbſtgefühl. Er ſchien gefaßt auf das Zuſammentreffen wichtiger Begebenheiten, und ſah ihnen mit der Würde und dem Ernſte entgegen, die ſeinen Grundſätzen Ehre machten.

Die genaue Bekanntſchaft mit dieſen Grundſätzen und die Vertraulichkeit, die er ſo freundlich erwiedert hatte, gaben mir den Muth, frei heraus zu reden. Nachdem das Geſpräch einige Minuten gedauert, fragte ich ihn lachend, wie ihm die „rothe Mütze" gefallen habe? Meine Frage erregte durchaus kein Mißverſtändniß, und ich hörte mit Verwunderung, daß dieß Gerücht dießmal weit mehr gegründet war, als ſolches bei dergleichen Geſchwätzen ſonſt der Fall iſt. Er theilte folgenden Vorfall mit, der auf der Place de la Baſtille ſich ereignet hatte.

Der feierliche Zug machte grade Halt, und eben ſollten die Beſtattungsreden gehalten werden, da brach die Unordnung aus; er konnte aber nicht ſagen, wodurch der Lärmen und wie er entſtand. Mitten in dem Getümmel erſchien ein Mann zu Pferde, der die gefürchtete „rothe Mütze" trug. Einige Leute drängten ſich an Lafayette und ladeten ihn eiu, ſich auf dem Stadthauſe ſehen zu laſſen, kurz, man verlangte, er ſolle ſich an die Spitze der Volksbewegung ſtellen, und überreichte

ihm eine rothe Mütze. Er ergriff ſie und ſchleuderte ſie in den Gaſſenkoth. Darauf ſtieg er in ſeine Kutſche, um nach Hauſe zu fahren, aber ein Theil des Volksgedränges ſpannte die Pferde aus und zog ihn bis an die Rue d'Anjou. Sobald er in ſeinem Hotel angekommen war, ging die Menge friedlich auseinander.

Wohl mögen Sie neugierig ſein, zu wiſſen, welches die Anſichten Lafayette's über die Begebniſſe dieſer Woche geweſen ſeien. Die Oppoſitionsblätter hatten unverzüglich den ganzen Vorfall für eine Anſtiftung der Polizei erklärt, welche man, ſei es mit Recht, ſei es mit Unrecht, öffentlich beſchuldigt, daß ſie zu ſolchen Hülfsmitteln ihre Zuflucht nehme, in der Abſicht, die Zaghaften in Angſt zu ſetzen, um ſie zu bewegen, der Sicherkeit ihrer Perſonen und der Aufrechthaltung der Ordnung wegen, ſich dem ſtarken Arm einer kraftvollen Regierung willig zu fügen. Bei dem jüngſten Vorfalle wurde auch behauptet, es habe das Miniſterium eine günſtige Gelegenheit geſucht und gefunden, um die etwa beſtehenden geheimen aufrühreriſchen Plane zu ſchnellem übereiltem Ausbruch zu nöthigen, während es dafür geſorgt hatte, mit einer hinreichenden Macht ſich bereit zu halten, um des Sieges gewiß ſein zu können.

Schon öfter habe ich jenes ſchönen und edelmüthigen Zuges in Lafayette's Charakter erwähnt, der es ihm, wie es ſcheint, unmöglich macht, ein entwürdigendes Vorurtheil gegen ſeine politiſche Gegner zu unter-

halten. Dieſer Zug iſt meines Bedünkens unzertrennlich von denjenigen erhabenen Geſinnungen, welche nur den höhern moraliſchen Eigenſchaften ſich zugeſellen, und dieſen Zug hatte ich zu hundertmalen Gelegenheit an Lafayetten zu bewundern. Ich meine damit keineswegeſ jenen vollkommenen „bon ton“, der alle ſeine Reden wie ſein Benehmen jederzeit beherrſcht; vielmehr verſtehe ich darunter ſeine Beſonnenheit und Mäßigung, die ihm in ſeinen Urtheileu nie verſtattet, ſein Gefühl für Billigkeit und Recht durch Selbſtſucht oder Leidenſchaft zu entſtellen. Gewiß iſt es eine Schwachheit von ihm, daß er hier keinen Unterſchied zwiſchen Tugendhaften und Laſterhaften macht; — daß er diejenigen, die gleich ihm ſelbſt, von Menſchenliebe und dem Wunſche des Wohlthuns getrieben werden, mit denen gleichſtellt, die blos ihre perſönlichen Abſichten verfolgen; aber dieſes Opfer ſollen vielleicht alle die Männer bringen, die durch perſönliche Volksgunſt Einfluß auf die Menſchen überhaupt erſtreben. Jefferſon hat Lafayetten beſchuldigt, er habe zu viel Gewicht auf die gute Meinung Anderer von ihm*) gelegt; und dieſe Beſchuldigung iſt vielleicht nicht ſo ganz ungegründet; indeſſen darf man nicht die beſondere Stellung aus den Augen verlieren, in welcher dieſer außerordentliche Maun ſich befindet, wenn

*) War aber Jefferſon ſelbſt ganz frei von dieſem Tadel?

wir über den Werth oder den Unwerth ſeines Benehmens urtheilen wollen. Seine Grundſätze verbieten ihm durchaus, ſich jener Auskunftsmittel zu bedienen, die von denen gewöhnlich gebraucht werden, die wegen des Zwecks die Mittel nicht weiter beachten, und dazu ſind ſeine Gegner die Großen dieſer Erde. Ein Mann, der ſich einzig auf die Wahrheit und auf die Reinheit ſeiner Abſichten ſtützen kann, muß, was auch Schwärmer dagegen einwenden mögen, nothwendig ſeine Zwecke verfehlen. Die öffentliche Achtung iſt zum Gelingen von Lafayette's Planen durchaus unentbehrlich; denn nur ſo ſtehen ihm Tauſende zur Seite, die ſeine Feinde werden würden, wenn er jemals der Wahrheit den Rücken kehrte, oder wenn er ſich von allen denen abwenden wollte, deren Handlungen und Abſichten vielleicht nicht die Probe der nähern Unterſuchung beſtehen würden. Sogar diejenigen, denen er zu dienen bereit iſt, würden ihn verlaſſen, wenn er ihnen im Geringſten merken ließe, daß er einen ſcharfen Unterſchied zwiſchen den Würdigen und Unwürdigen mache. Dabei dürfen wir auch die Macht und den Einfluß ſeiner Gegner nicht unbeachtet laſſen. In der Feindſeligkeit der neueren Ariſtokraten darf man nirgends auf Edelmuth und Biederkeit ſich verlaſſen; denn ſie ſind nur dazu da, ihre Hände nach Vortheilen auszuſtrecken, uud ihre Beſtrebungen ſind ſo entwürdigend, als irgend möglich. Wer ihnen mit Erfolg widerſtehen will, der muß goldne Meinungen bei ſeinen

Anhängern anregen, oder ſie werden ihm immerdar zu ſtark werden.

Aber während ich über Grundſätze vernünftele, verlangen ſie Thatſachen, oder wenn Anſichten, lieber doch die Lafayettes, welche Sie den meinigen vorziehen möchten. Als ich es wagte, ihn zu fragen, ob er glaube, daß die Regierung mitgewirkt habe, um die letztern Unruhen zu erregen, antwortete er mit der Lauterkeit und Furchtloſigkeit; die dieſen Mann durch ſeinen Charakter ſo hoch ſtellen.

Er war der Meinung, es habe eine Verſchwörung beſtanden, aber er hielt es auch für wahrſcheinlich, daß Agenten der Regierung mehr oder weniger in der Sache betheiligt ſeien. Er kam in demſelben Augenblicke, als ihm jener Mann die rothe Mütze anbot, auf den Gedanken, dieſer könne ein Werkzeug der Machthaber ſein, gab aber zu, daß dieſe Vermuthung mehr auf früher gemachte Erfahrungen, als auf irgend ihm bekannte jetzige Umtriebe gegründet wäre. Der Menſch an ſich ſelbſt war ihm völlig unbekannt. Lafayette hatte ſich vorgenommen, ſogleich nach beendigtem Leichenbegängniß die Stadt zu verlaſſen, aber „man hatte ausgeſprengt", fügte dieſer Mann mit der Würde des Selbſtbewußtſeins hinzu, „man wolle eine Urſache finden, mich feſtzunehmen, und deßhalb wünſchte ich ihnen die Mühe zu ſparen, mich in la Grange aufzuſuchen."

Darauf fuhr er fort, mir zu erzählen, was er und

ſeine politiſche Freunde von der Offenbarung der öffentlichen Stimme erwartet hätten, und daß ſie auf dieſe wichtigen Begebenheiten vorbereitet geweſen wären. „Die öffentlichen Angelegenheiten naheten einem entſcheidenden Wendepunkte, und wir wünſchten die Regierung zu überzeugen, daß ſie ihr Syſtem ändern müſſe, und daß Frankreich die Revolution nicht herbeigeführt habe, um bei den Grundſätzen der heiligen Allianz ſtehen zu bleiben. Der Verſuch, um bei der Gelegenheit des Leichenbegängniſſes von Perrier die Beweiſe des erforderlichen Beiſtandes vom Volke her zu erlangen, iſt fehlgeſchlagen; während dagegen bei dem Leichenbegängniſſe von Lamarque der Erfolg ſo ſehr uns begünſtigte, daß ein neues Miniſterium und neue Maßregeln hätten folgen müſſen, wenn nicht jener unglückliche Vorfall dazwiſchen gekommen wäre. So wie die Sachen jetzt ſtehen, wird die Regierung aus dem Geſchehenen Vortheil ziehen. Ich wünſche Niemanden ungerechter Weiſe zu beſchuldigen, aber nach meiner Anſicht von den Menſchen und von den Begebenheiten, kann ich mich unmöglich der Beſorgniß über das Bevorſtehende erwehren.*)

---

*) Später brachte man auf dem Wege öffentlicher Unterſuchung in Erfahrung, daß Vidocq und ein Theil ſeines Gefolges, als Landleute verkleidet, ſich unter den Aufrührern befanden. Eine Regierung, die von dem Beſtehen einer Verſchwörung zu ihrem Umſturze Kunde hat, beſitzt ohne Zweifel das Recht, Spione zur Ge-

Während wir uns ſo unterredeten, wurde ein Beſuch des Generals — —, den ich ſeit dem Mittagsmahl am vorigen Tage nicht geſehen hatte, angemeldet und angenommen. Er hielt ſich nur wenige Minuten auf; denn obgleich er freundlich empfangen wurde, ſo hatten doch die Vorfälle der letzten Woche augenſcheinlich eine Spannung zwiſchen beiden bewirkt. Der Beſuch ſchien mir auf Seiten des Gaſtes von Ehrfurcht und Schonung zu zeugen, aber die neuerlichen Begebenheiten und ſein nahes Verhältniß zu dem Könige mochten ihm einigen Zwang auferlegen, und obſchon auf keiner Seite ein Mangel des gegenſeitigen Wohlwollens bemerklich war, ſo wurde doch während dieſes kurzen Beſuches der „zwei Tage", womit man ſeither in Frankreich den 5. und 6. Juni bezeichnet, kaum mit einem Worte erwähnt; aber ſelbſt das eine Wörtchen bewog Lafayetten zu einem ſtärkeren Ausdrucke feindlicher Geſinnung, als ich jemals aus ſeinem Munde vernommen hatte. Als nämlich darauf angeſpielt wurde, die liberale Partei könne ſich wohl an die Regierung Ludwig-Philipps anſchließen, ſagte er: „à présent un ruisseau de sang nous sépare." *) — Mir kam es vor, als halte der General — — dieſe

genwirkung und Abwehr in Bewegung zu ſetzen; wenn ſie ſich aber ſo weit herabläßt, um ſelbſt Anreizungen zum Aufruhr zu veranlaſſen, dann überſchreitet ſie ihre geſetzliche Befugniß.

*) Jetzt trennt uns ein Strom vergoſſenen Bluts.

Aeußerung für eine entſchloſſene und entſcheidende; denn er ſtand bald darnach auf und verließ uns.

Lafayette äußerte ſich günſtig über die perſönlichen Eigenſchaften und über die Rechtſchaffenheit ſeines Beſuches, als er ſich wegbegeben hatte; nur, ſagte er, ſei er ſo enge mit dem juste milieu verkörpert, daß er ihn nicht länger zu ſeinen Freunden zählen könne. Ich fragte ihn, ob er jemals einen wahrhaft Liberalen in politiſchen Anſichten gekannt habe, der in der Schule Napoleons erzogen worden wäre? Der General gab lachend zu, der ſei freilich ein ſchlechter Lehrmeiſter geweſen, um von ihm zu lernen, und darauf fügte er hinzu, es ſei die Abſicht geweſen, dem General — — ein Portefeuille anzubieten, und (ſo viel war mir klar), er meinte nämlich, wenn es gelungen wäre, das beſtehende Miniſterium zu ſtürzen.

Dieſes Geſpräch führte unvermerkt zu der Beſprechung der Julirevolution, und auf ſeine eigene Theilnahme an jenem wichtigen und entſcheidenden Ereigniſſe. Vergeblich würde ich mich bemühen, hier die Worte des Generals Lafayette wiederzugeben; noch weniger würde es mir gelingen, die Art zu ſchildern, in der ſie geſprochen wurden, die wenn gleich kalt und würdevoll, einen düſtern römiſchen Geiſt offenbarte, der die tiefſte Verehrung abnöthigte. Gewiß, noch nie ſah ich ihn ſo ganz in dem äußern Ausdrucke des wahrhaft großen Mannes, als eben an dieſem Abende; denn Niemand iſt im freund-

ſchaftlichen Kreiſe weniger zur Deklamation geneigt, Niemand einfacher in ſeinem Benehmen, als er. Aber jetzt war ſein Gefühl tief angeregt, und ſeine Aeußerungen drängten ſich gewaltſam aus ſeiner Bruſt, während ſeine Geſichtszüge einen Theil von dem verriethen, was in ihm wirkte und kämpfte. Sie müſſen ſich mit einem ſchlichten Abriſſe deſſen begnügen, was in ununterbrochener Herzensergießnng, die wohl eine halbe Stunde währte, von ſeinen Lippen floß.

Er beſchuldigte in allgemeinen Ausdrücken ſeine Widerſacher der Verdrehung ſeiner Worte und der Entſtellung ſeiner Handlungsweiſe. Die oft widerholte Rede; „voici la meilleure des republiques“, wäre ihm beſonders falſch ausgelegt worden, während man die Umſtände, unter denen er geſprochen und gehandelt, abſichtlich unbeachtet gelaſſen habe. Eben in Bezug auf dieſe ſeine Aeußerung, ging er in die nähere Auseinanderſetzung der Urſachen ein, welche eine neue Dynaſtie geſchaffen hätten.

Der entſcheidende Umſtand, welcher das Kabinet Karls des Zehnten zu jenen äußerſten Nothmitteln greifen ließ, die den Thron umſtürtzten, war durch eine legislative Kombination herbeigeführt worden. Um zu ihrem Zwecke zu gelangen, hatten faſt alle Meinungen und alle Schattirungen der Oppoſition ſich vereinigt; eine große Zahl ſogar von denen, die perſönlich den Bourbons anhingen, widerſtrebten damals dem Plane derſelben, das „ancien régime“ wiedereinzuführen. Die meiſten Kapitalienbe-

ſitzer und ganz beſonders ſolche, die in Geſchäften verwickelt waren, welche leicht durch politiſche Wirren gefährdet werden konnten, waren im Stillen bereit, die herrſchende Dynaſtie zu unterſtützen, während ſie gleichwohl eifrig bemüht waren, deſſen Macht zu beſchränken. Der Zweck dieſer Menſchen war, den Frieden aufrecht zu erhalten, Induſtrie und Handel zu beſchützen, vorzüglich ihren eigenen; und zu gleicher Zeit ging ihre Abſicht dahin, dem Eigenthume einen Einfluß auf die öffentliche Verwaltung bleibend zu verſichern. Kurz, England mit ſeinen Freiheiten ſchwebte ihnen als Muſter vor, obſchon manche unter ihnen zu verſtändig waren, als daß ſie einen Rückſchritt hätten wünſchen mögen, ſo wie es bei einer gewiſſen Partei in Amerika der Fall iſt, nm die Nachäffung deſto vollkommener zu machen. Die, welche gleichſam das engliſche Syſtem ganz und gar verſchlingen wollten, wurden die „Doktrinären“ genannt, wegen ihres unbedingten Anhängens an eine Theorie; während die verſchiedenſten Abſtufungen verſchiedener Anſichten ſich unter jene vertheilt fanden, die mehr die Fakta ins Auge faßten und weniger an bloßen Grübeleien feſthielten, wie ihre gläubigen Mithelfer. Alle aber beſeelte gleicher Eifer des Widerſtandes gegen das beſtehende Syſtem der Regierung und derſelben offenkundige Abſichten.

Sie wiſſen es, die Folgen davon waren die vielbeſprochenen Ordonanzen und der Aufſtand des Volkes.

So wenig hatte man weder das Eine noch das Andere vorhergeſehen, daß vielmehr das erſtere begreiflicherweiſe die Freunde der Bourbons gleich ſehr beunruhigte und überraſchte, als die Feinde derſelben. Das letztere ging hauptſächlich aus der Kühnheit und Entſchloſſenheit der jungen Leute hervor, die mit der Preſſe zunächſt verbunden waren, und fand durch das Selbſtgefühl und durch das Wagniß der arbeitenden Klaſſen von Paris einen feſten Anhaltpunkt. Die Entwicklung der Ereigniſſe ging naturgemäß aus dem Aufſchwung des franzöſiſchen Charakters hervor, welcher die nöthige Uebereinſtimmung und Theilnahme unter den verſchiedenen Klaſſen der handelnden Perſonen hervorbrachte. Mit den folgenden Ereigniſſen hatten diejenigen, die mittelſt ihrer parlamenriſchen Oppoſition die damalige Lage der Dinge veranlaßt, nichts weiter zu ſchaffen. Lafayette ſelbſt war damals zu la Grange und er kam erſt am zweiten jener merkwürdigen Tage nach Paris. Weit entfernt, an den unerwarteten Begebenheiten Theil zu nehmen, befanden ſich vielmehr ſämmtliche Deputirten in banger Beſorgniß, und ihre erſten Bemühungen waren auf einen Vergleich abzweckend. Aber die Begebenheiten waren mächtiger, als alle Berechnungen, und die Bourbons waren bereits wirklich des Thrones verluſtig geworden, ehe noch ein Streben oder gar ein Plan im Werke war, um dieſen Ausgang herbeizuführen, weder bei den Angreifern noch bei den Vertheidigern derſelben.

Jetzt denken Sie ſich den Thron unbeſetzt, die handelnden Perſonen in dem letzten Begebniß, als leidende Zuſchauer, der Dinge harrend, die kommen könnten, und hierdurch die Gelegenheit eröffnet für die parlamentariſche Taktik, um fortan wirkend einzugreifen. Die Menſchen hatten Muße, Wirkungen und deren Folgen abzuwägen. Ein neuer politiſcher Kreuzzug bedrohte Frankreich, und wahrſcheinlich hinderte ſonſt Nichts deſſen Verwirklichung, als die Zeichen der Völkerſympathieen in England und am Rhein. Dabei drohte die Gefahr, daß die Banquiers und Manufakturiſten, ſo wie die Eigenthümer großer Ländereien, die Sache, für welche ſie thätig geweſen, verloren geben müßten, wenn ſie der Mehrzahl der Bevölkerung das Uebergewicht in Händen ließen. Bis zu dieſem Augenblicke hatte die Maſſe des Volkes zu den Deputirten, wie zu ihren Freunden aufgeblickt. Um alle Parteien anzufeuern, oder wenigſtens eine ſo große Anzahl als möglich zu gewinnen, hatte man den Ruf: „la charte!" wiederholt vernommen; und ſo war die Oppoſition mit der Aufrechthaltung derſelben unzertrennlich verbunden. So wurden die neuen Kammern verſammelt, und nachdem der Kampf entſchieden, ſo wandte ſich die Bevölkerung naturgemäß denen zu, die bis dahin in ihren Reichen als Geleitsmänner ſich bemerklich gemacht hatten. Dieſes Bruchſtück der Repreſentation wurde nun nothgedrungen der Vereinigungspunkt aller Kräfte.

Bis dahin war Lafayette von allen Abtheilungen der

Oppoſition unterſtützt worden; denn ſein Einfluß auf die Maſſe des Volkes, um Gewaltthätigkeiten unterdrücken zu können, ward als ein Umſtand von äußerſtem Gewichte ſelbſt von ſeinen Feinden anerkannt. Diejenigen ſogar, die ihn jakobiniſcher Grundſätze und des Strebens anklagten, die geſellſchaftliche Ordnung zu untergraben, fanden eine behagliche Sicherheit in ſeinem ſchützenden Einfluſſe, die ſie ohne ihn nicht würden empfunden haben, Louis-Philipp bediente ſich ſeiner Hülfe, wie Sie wiſſen, bis die über die Miniſter verhängte Unterſuchung beendigt war, worauf man ihn ohne Umſtände des Oberbefehls der Nationalgarde dadurch entſetzte, daß man dieſe Stelle ganz aufhob. *) „Es hätte in meiner Macht

*) Der Verfaſſer hatte Gelegenheit, ſeit ſeiner Rückkehr nach Amerika zu erfahren, wie ſehr die Wahrheit, ehe ſie das atlantiſche Meer durchmißt, entſtellt zu werden pflegt, und wie wenig man ſelbſt über die ausgezeichnetſten Begebenheiten in Europa an der Jenſeite des Meeres im Klaren iſt. Es hatte einigen Leuten gefallen, zu ſagen, Lafayette habe ſelbſt auf den Oberbefehl der Nationalgarden verzichtet, und ſo iſt dieſes Faktum in unſern meiſten öffentlichen Blättern mitgetheilt worden Das Amt wurde aber ſchlechthin abgeſchafft, ohne ihn darüber zu Rathe zu ziehen, und damit bezweckte man ſeine Entfernung, um den alliirten Mächten gefällig zu ſein. Hinterher kam dann der Verſuch zu einer ungeſchickten Erläuterung, als habe ein blos genehmigtes Austreten aus dem Dienſte ſtattgefunden.

geſtanden, damals eine Republik einzuführen," fuhr er in ſeinen Mittheilungen fort, „und unterſtützt durch die Pariſer Bevölkerung, und gedeckt durch die Nationalgarde, hätte ich mich ſelbſt an die Spitze der Republik ſtellen können. Aber ſechs Wochen würden hingereicht haben, meine Laufbahn zu beendigen und auch der Republik ein Ende zu machen. Die Regierungen von Europa würden ſich zu unſerem Sturze verbunden haben; denn die Bourbons hatten Frankreich in hohem Grade wehrlos blosgeſtellt. Wir befanden uns nicht in der Lage, widerſtehen zu können. Zwei erfolgreiche feindliche Einfälle hatten das Vertrauen der Nation zu ſich ſelbſt vermindert, welche ohnehin in ſich getheilt geweſen ſein würde. Aber vorausgeſetzt, daß es uns gelungen wäre, unſere auswärtigen Feinde zu überwältigen, ein Erfolg, der wenigſtens im Bereiche der Möglichkeit lag; ſo würde nichts deſto weniger, mit Hülfe der Propagande und der allgemeinen Unzufriedenheit, eine feindliche Macht im Innern verblieben ſein, die uns gewiß überwältigt haben würde. Jene Herren in den Kammern, auf welche ein großer Theil des Volks vertrauensvoll den Blick erhob, würden jeder wichtigern von mir ergriffenen Maßregel ſich widerſetzt haben, und wenn ſie kein anderes Mittel hätten ausfindig machen können, um der Einführung einer Republik zuvorzukommen, ſo würden ſie mich in den Fluß geſtürzt haben."

Dieſer letzte Ausdruck iſt wörtlich wiedergegeben,

zweimal bediente er ſich deſſen an dieſem Abende. Darauf verfolgte er ſeine Rede weiter und ſagte: daß, weil er die Unmöglichkeit eingeſehen, ganz nach ſeinen Wünſchen zu Werke zu gehen, er ſich damit habe genügen laſſen, den Plan aufzunehmen, der ſeinen Abſichten damals wenigſtens am nächſten zu entſprechen geſchienen habe. Die Freunde des Herzogs von Orleans waren in Bewegung, vorzüglich Herr Lafitte, der damals bei ihm ſelbſt in hohem Zutrauen ſtand; dabei war der Herzog freigebig in liberalen Aeußerungen. Unter ſolchen Umſtänden hielt Lafayette es für möglich, eine Regierung einzuſetzen, die in der Form monarchiſch, aber im Weſen republikaniſch war. Solches iſt, oder wenigſtens iſt ſolches beinahe der Fall in England, und er ſah dennoch keine Schwierigkeit, dergleichen auch in Frankreich zu verwirklichen. Zwar mußte er zugeben, daß die engliſche Republik eine Ariſtokratie ſei, doch dieſe Eigenheit betrachtete er als eine Folge der Grundlage und der Unabhängigkeit ihrer Verfaſſung. Er ſah keinen hinreichenden Grund, weßhalb Frankreich auch in dieſem weſentlichen Punkte England nachahmen ſolle; und er hoffte, daß wenn eine verſchiedene Verfaſſung zu Grunde gelegt worden wäre, ſo würde Frankreich in der Wirklichkeit eine verſchiedene politiſche Geſtaltung erlangt haben, wenn es auch dieſelbe Form äußerlich beibehalten hatte.

Mit Beziehung auf die ihm ſo oft nachgeredeten Worte, ſagte er, er habe ſich ſo ausgedrückt: „voici la

meilleure des républiques pour nous," indem er namentlich auf die Schwierigkeiten und Hinderniſſe, die ſeine Handlungen begleiteten, aufmerkſam machte. Dabei verhehlte er keineswegs, daß er ſich in dem Könige getäuſcht habe, der ihn in dem Wahn ließ, als hege er ganz verſchiedene Grundſätze von denen, die er ſpäter durch die That als ſeine wirkliche Denkweiſe kund gegeben habe.

Sodann kam die Rede auf den „état de siège" und auf die gegenwärtigen Abſichten der Regierung. „In wenigen Tagen werde ich mich nach la Grange begeben," bemerkte der General mit Lächeln, „wenn ſie mich nicht etwa gefangen nehmen, und ich werde bis zum vierten Juli dort bleiben, wornach wir unſer gewöhnliches Mittagsmahl halten werden, wie ich hoffe." Ich ſagte ihm, das langwierige Fieber, an welchem A— — darniedergelegen, mache eine Veränderung der Luft nöthig, und daß ich mich deßhalb fertig mache, um Frankreich nochmals, eines wiederholten Ausflugs halber, zu verlaſſen. Er drang in mich, bis zum vierten noch zu bleiben; und da ich entgegnete, wir könnten bei den obwaltenden Umſtänden, bis dahin ſämmtlich als Aufrührer erſchoſſen werden, wenn wir liberale Geſundheiten auszubringen fortführen; da lachte er und ſagte: „ihr Bellen ſei ärger, als ihr Beißen."

Es war faſt zehn Uhr, als ich mich empfahl, und und nach der Rue Saint Dominique zurückkehrte. Die Straßen waren düſter und öde, und kaum begegnete ich

einem einzigen Vorübergehenden auf dem meilenweiten Wege zwiſchen beiden Hotels.

Es war eine ſchaurige Luſt, eine große Stadt in einem ſo außerordentlichen Zuſtande zu betrachten; ich konnte mir es nicht verſagen, die jetzige Stille mit den Scenen jener Zeit zu vergleichen, wo die Regierung noch jung und unabhängig war, ſo daß ſie die Nothwendigkeit erkannte, dem Volke ſchmeicheln zu müſſen. Ich habe Ihnen ſchon manche Begebenheiten jener Zeit mitgetheilt; aber manche habe ich unerwähnt gelaſſen, und dazu manche beſondere Vorfälle, die mir gerade in dieſem Augenblicke neu in der Erinnerung auftauchen, wo der König mit der Einrichtung militäriſcher Gerichte in ſeiner Hauptſtadt beſchäftigt iſt.

Einſt ſpazierte ich gelegentlich durch die Tuilerien, als ein Lärmen mich nach einem Gedränge hinzog. Was war es? Ludwig-Philipp ging ſpazieren! Sie merken wohl, dieß geſchah abſichtlich, um Aufſehen zu erregen — um den Unterthanen zu zeigen, daß er in der äußeren Erſcheinung jedem anderen Menſchen gleich ſehe. Er hatte einen weißen Hut auf und trug einen Regenſchirm (ich weiß nicht mehr genau, ob es ein rother war), und ging in ſo nachläſſiger Weiſe einher, als irgend ein Menſch hinſchlendern kann, und gab ſich alle Mühe, die irgend möglich, um die unbehagliche Aufgabe völlig durchzuführen. Kurz, er war herablaſſend aus allen Kräften. Einige Herren, die ihm folgten, vermochten kaum glei-

chen Schritt mit ihm zu halten, und das Volk auf den Gaſſen ward ordentlich genöthigt, ſich in Trab zu ſetzen, um ſeine Neugierde zu befriedigen. Das war ungefähr um dieſelbe Zeit, als der König von England die Londoner enthuſiasmirte, indem er nach einer Regierung voll Zurückgezogenheit plötzlich in den Straßen erſchien, gleich einem andern Menſchen zu Fuße einherwandelnd. Ob eine gegenſeitige Verabredung bei dieſen zuſammentreffenden Ereigniſſen ſtatt fand, kann ich wirklich nicht ſagen.

Bei einer anderen Gelegenheit fuhren A— — und ich bei Nachtzeit aus, um ein Bivouac im Carrouſel in Augenſchein zu nehmen. In der Straße Saint-Honoré geriethen wir in einen dichten Haufen Menſchen und waren genöthigt, ſtille zu halten. Während wir hielten, erhob ſich im Gedränge ein lufterſchütternder Ruf: „vive le Roi!" und eine Abtheilung von berittenen Nationalgardiſten zu Fuß kamen an unſerm Kutſchenfenſter vorüber, ihre Säbel ſchwingend und gleich verrückten Menſchen aufkreiſchend. Ich ſah hinaus und erblickte den König in ihrer Mitte, der die Straßen ſeiner guten Stadt Paris eben zu Fuße durchſtrich! Jetzt hat er uns alle unter das Martialgeſetz geſtellt, und geht damit um, alle todtſchießen zu laſſen, die ihm nicht behagen.

Die Lilien ſind, wie Sie wiſſen, das unterſcheidende Sinnbild der Herrſcherfamilie Frankreichs. Hier legt man ein ſo großes Gewicht auf Kleinigkeiten dieſer

Art, ſo daß Napoleon, bei allem ſeinem zermalmenden Militärdeſpotismus, niemals darauf ausging, dieſes Sinnbildes ſich zu bedienen. Während ſeiner ganzen Regierung waren die Landesmünzen mit ſonſt Nichts, als einer Inſchrift und einem einfachen Lorbeerzweig auf der einen Seite geziert; wiewohl das ſtufenweiſe Fortſchreiten ſeiner Macht und die allmählige Umgeſtaltung, die er im Gemeinweſen durchſetzte, ebenfalls in der Folge dieſer Gepräge nachgewieſen werden kann. Die erſten Münzen, die er prägen ließ, zeigten ſein Bild, als erſter Konſul, mit den Worten: „**Republique Française**" auf der Kehrſeite. Nach einiger Zeit ward daraus: „**Empereur**" und „**Republique Française.**" Späterhin ließ er kühn: „**Empire Français**" auf die Rückſeite ſetzen, als er bereits einen wahrhaft herrſchermäßigen Widerwillen gegen das Wort Republik verſpürte.

Während der neueſten Ereigniſſe, die unmittelbar auf die letzte Revolution gefolgt waren, hatte Niemand an die „Lilien" gedacht, womit die Bourbons alle möglichen Dinge in und um die Hauptſtadt, um nicht zu ſagen, durch ganz Frankreich geſchmückt hatten. Dieſe Unterlaſſungsſünde zog die Aufmerkſamkeit einiger Demagogen auf ſich, und es entſtand eine kleine Volksbewegung vor dem Bogen des Carrouſel, von Drohungen begleitet, dieſe Zierrathe zu verwüſten. Alſobald wurden Arbeiter in Thätigkeit geſetzt, um Alles, was einer Lilie ähnlich ſähe, in Paris zu vernichten. Das Hotel der

Schatzkammer beſaß deren mehre Hunderte in großer Steinroſetten; alle mußten vor Meißel und Schlägel weichen! Der König legte ſelbſt das Wappen ſeiner Familie ab und ließ auf ſeinen Wagenſchlägen ſolches auslöſchen. Ich ſprach mit Lafayette darüber, welcher mit Betonung entgegnete: „Wahrhaftig, das ſagte ich dem Könige: ich hätte dieß gethan, ehe ein Volksauflauf ſtatt gefunden; aber hinterher hätte ich es durchaus nicht gethan.“

Die Bourbons fuhren gewöhnlich mit acht Pferden; aber dieſer König ließ ſich ſelten mit ſechſen ſehen; letztere Zahl iſt zwar nicht unziemlich, aber erſtere doch der eigentliche königliche Styl. Einige Zeit vor dem Eintritte der letzten Kriſis, ſahe ich, wie der Kutſcher im Palaſte ganz frühe oder doch ehe das Gewühl der Menſchen lebhaft wurde, ſich zur Fahrt mit acht Pferden einübte. Es iſt zu vermuthen, daß blos die Erwägung der Umſtände, die Birnen und die Herzogin von Berri Veranlaſſung gaben, das Vordergeſpann wegzulaſſen.

Einige Tage nach dieſem Ereigniſſe ſpeiſte ich in der Geſellſchaft eines Deputirten, der zugleich ein ausgezeichneter Rechtsanwalt iſt, der mich mit den neueſten Ergebniſſen eines anderen Herrſchers ergötzte und worüber man ſich hier nicht wenig luſtig machte. Dieſer Advokat wurde in dieſer Sache zu Rathe gezogen, und daher hat ſeine Erzählung einige Glaubwürdigkeit.

Sie erinnern ſich wohl, daß bald nach der Revolu-

tion von 1833, das Volk in Braunſchweig aufſtand und ſeinen Herzog abſetzte, und deſſen Thron, oder Armſeſſel, (denn ich kenne die rechten Ausdrücke nicht), ſeinem Bruder übertrug. Dieſer Herzog von Braunſchweig iſt der Enkel deſſen, der in den Feldzügen der „ältern" Revolution eine Rolle ſpielte, und der Sohn desjenigen, der bei Quatre-Bras gefallen iſt. Seine Großmutter war eine Schweſter Georgs des Dritten, ſeine Tante war die Gemahlin Georgs des Vierten, und der letztere war ſein Vetter, Oheim und Vormund.

Der abgeſetzte Fürſt zog ſich nach Paris zurück, wenn man es Zurückziehen nennen kann, wenn jemand von Braunſchweig hierher kommt. Nach einiger Zeit wurde der Polizei gemeldet, er beſchäftige ſich mit Werbungen, um ſeine Staaten wieder zu erobern. Er wurde vor den Folgen gewarnt und erhielt die Weiſung, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen. Die Warnung wurde nicht beachtet, und nachdem ihre Geduld erſchöpft war, enſchloß ſich die Regierung endlich, ihm zu befehlen, daß er Paris verlaſſen ſolle. Dem Befehle wurde nicht gehorſamt.

Nun muß ich erinnern, daß wenige Jahre früher der Herzog in Paris war, und weil er meuchelmörderiſche Nachſtellungen, warum, weiß ich nicht, beſorgte, von der Polizei einen ihrer Agenten zugetheilt erhielt, der für die Sicherheit ſeiner Perſon beſorgt ſein mußte. Dieſer Menſch hatte dieſes Amt mehre Wochen lang verſehen, und da er alſo die Perſon des widerſpenſtigen

Fürſten kennen mußte, ſo wurde, als man zur Gewalt ſchreiten wollte, eben dieſer Agent mit den Gensdarmen geſchickt, um ſich der Perſon deſſelben wirklich verſichern zu können.

Demzufolge erſchien eine Anzahl dieſer Herren eines Morgens früh vor dem Hotel, welches die Ehre hatte, Seiner Durchlaucht zur Wohnung zu dienen, und verlangte vorgelaſſen zu werden, im Namen der Polizei. Niemand wagte, ihnen den Eintritt zu verſagen, und die Polizeibeamten wurden hineingelaſſen. Sie trafen den unbezwingbaren Fürſten in ſeinem Morgenanzuge und in Pantoffeln, in einer Haltung, als ob er noch in Braunſchweig zu befehlen habe, oder doch faſt ſo. Man machte ihn mit der Abſicht ihres Beſuches bekannt, die nämlich keine andere war, als ihn über die Grenze zu geleiten.

Der Großenkel Georgs des Dritten, der Vetter und Neffe Georgs des Vierten, der Vetter Wilhelms des Vierten, der Exherzog von Braunſchweig, hörte ihren Vortrag mit einer Ruhe, wie ſie ſeiner erlauchten Abſtammung und ſeiner hohen Verwandtſchaft völlig würdig war, indem er dem Polizeikommiſſar herablaſſeud antwortete. In deutlichem Engliſch gab er ihnen zu verſtehen, er gehe nicht von der Stelle. Die Ehrfurcht vor dem königlichen Blute mußte endlich der Dienſtpflicht

weichen; und als kein anderes Mittel übrig blieb, ſo faßten die Gensd'armen mit ihren entweihenden Händen den fürſtlichen Leib an, trugen ihn ohne Umſtände die Treppe hinab, und ſperrten ihn ſammt Schlafrock und Pantoffeln, wie er war, in eine Miethkutſche.

Es war ein Bedauern erregender Anblick, einen jungen Mann von ſo hohen Erwartungen nnd Hoffnungen, von einer ſo alten Abſtammung, von ſeinem ſo weit entlegenen Herzogthume verbannt, auf eine ſolche rohe und ungaſtliche Weiſe behandelt zu ſehen! Gleich Cäſar, der ſeinen Feinden unerſchrocken ins Angeſicht blickte, bis er den Dolch des Brutus fühlte, bedeckte er ſein Antlitz mit dem Schnupftuche, und duldete mit würdiger Entſagung, als er es endlich inne ward, wie der Miniſter des Innern bis auf das Aeußerſte ſeine Maßregeln durchzuſetzen wagte. Herr — — hat uns nicht geſagt, ob er vielleicht ausgerufen habe: „Auch Du, Montalivet!“ Die Leute im Hotel ließen ihre Theilnahme an dem grauſamen Vorgange ziemlich laut vernehmen; die Aufwärterinnen weinten in den Gängen, wie Aufwärterinnen, die ſolche Gewaltſtreiche mit anſehen, natürlicherweiſe weinen mußten.

Kaum befand ſich der Herzog in dem Miethwagen, ſo fuhr man ihn auch ſogleich zur Stadt hinaus nach einem Poſthauſe hin, auf dem Wege nach der Schweiz.

Dort ſetzte man ihn in eine Poſtkaleſche und brachte ihn weiter bis an die nächſte Grenze.

Als er das Ende ſeiner Reiſe erreicht hatte, wurde der Herzog von Braunſchweig ſeinem Schickſal überlaſſen, mit einer Gleichgültigkeit, welche ganz zu dem gewaltſamen Benehmen paßte, oder die von den Dienern eines Fürſten nicht anders zu erwarten war, der noch kürzlich ſeine Achtung vor hohem Range dadurch an den Tag gelegt, daß er ſeine eignen Blutsverwandten aus ſeinem Königreiche faſt auf gleiche Weiſe hinausgetrieben hatte. Glücklicherweiſe fiel der unglückliche Herzog zufällig den Republikanern in die Hände, die, wie gewöhnlich, ſich beeilten, ihm ihre Huldigung darzubringen. Der Vorſtand der Gemeinde erſchien, um ihn höflich zu empfangen; alle Beamteten näherten ſich ihm mit bereitwilligem Eifer, und um ihm ihr Beileid zu bezeugen, wurde ein junger Deutſcher ihm vorgeſtellt, um den ſo hart behandelten Fürſten dadurch einigen Troſt zu gewähren, daß man ihm Gelegenheit gebe, ſeinen gerechten Schmerz in ſeiner Mutterſprache auszudrücken. Dieſer Zug von zarter Aufmerkſamkeit wurde aber durch die Aeußerung eines geſchäftigen Dieners unnütz, daß ſeit ſeiner Entthronung ſein Herr einen ſolchen Widerwillen gegen die deutſche Sprache gefaßt habe, daß er faſt in Wuth gerathe, wenn er ſolche nur höre! Der Fremde war alſo ſo höflich, ſich zu entfernen.

Während dieſes Alles vorging, ſo verſchwand der Herzog plötzlich, und Niemand wußte, wo er hingekommen ſei. Die öffentlichen Blätter machten dies Ereigniß bald bekannt, und die allgemeine Vermuthung ſtand feſt, er ſei wieder nach Paris zurückgekehrt.

Mehre Wochen nachher wurde der Herr — — beauftragt, wegen einer Amneſtie zu unterhandeln, indem er im Namen ſeines Bevollmächtigten verſprach, es würden keine weitere Schritte in Frankreich zur Wiedererlangung ſeines Herzogthums unternommen werden. Der Miniſter war dies in ſo fern zufrieden, daß er äußerte, er wollte Alles, was geſchehen ſei, vergeſſen, wenn nur der Herzog nicht wieder eigenmächtig nach Frankreich zurückgekehrt wäre, nachdem er auf Befehl der Regierung in der Ihnen mitgetheilten Weiſe nach der Schweiz abgeführt worden war. Herr — — verſicherte den Miniſter auf ſein Ehrenwort, hier walte ebenfalls ein Mißverſtändniß. „Wohl! ſo geben Sie mir darüber hinreichende Ueberzeugung, und Seiner Durchlaucht ſoll es freiſtehen, hier ſo lange zu bleiben, als es Höchſtderſelben gefallen wird.“ — Da Seine Durchlaucht Frankreich nicht verlaſſen haben, ſo können dieſelben auch nicht eigenmächtig wieder zurückgekehrt ſein.“ — „Wie? Frankreich nicht verlaſſen? iſt er denn nicht in die Schweiz gebracht worden?“ — „Durchaus nicht; da es dem Herzog beſſer iu Paris gefiel, ſo zog er vor,

hier zu bleiben. Die Perſon, die Sie fortbringen ließen, war ein junger Geſellſchafter des Herzogs, von derſelben Größe, ein Franzoſe, der kein Wort Deutſch verſteht!“

Das verlangte Verſprechen wurde gleich gegeben, denn dieſe Sache mußte verſchwiegen bleiben; da der Einfluß des Lächerlichen in Paris weit größer als der der Vernunft iſt. Vielleicht haben Sie ſchon in einigen Tagblättern darauf bezügliche Anſpielungen vernommen, wenn von der Flucht des Herzogs von Braunſchweig die Rede war?

Siebenter Brief.

Oeffentliches Diner. — Achtungsloſes Benehmen von Amerikanern. — Streifzüge durch Paris. — Ausſicht von den Bleidächern von Notre-Dame. — Die Place Royale. — Die Brücken. — Fortſchritte in den öffentlichen Bauten. — Die Paläſte des Louvre und der Tuilerien. — Königliche Einfriedigungen in den Gärten der Tuilerien. — Oeffentliche Bauten — Hotels und Gärten von Privatperſonen. — Meine Zimmer im Hauſe der Montmorency's. — Unſere andern Wohnungen. — Großartige Wohnplätze in Paris. — Vergleichung des Aufwandes in Paris und Newyork. — Die amerikaniſchen Kaufläden verglichen mit den europäiſchen.

Lieber — —,

Der Zeitraum zwiſchen dem Aufſtande der zwei Tage und dem 27. Juli verſtrich in der gewohnten Weiſe. Der militäriſche Gerichtshof hatte ſich bedeutend hervorgethan durch ſeine Verurtheilungen zum Erſchießen der Leute; allein es wurde an den karliſtiſchen Kaſſationshof appellirt, welcher in höchſter Inſtanz die Urtheilsſprüche als geſetzwidrig aufhob. In der Zwiſchenzeit ordneten wir das öffentliche Mahl für den 4. an; da Lafayette abſichtlich von Lagrange hereinkommen wollte, um an

demſelben Theil zu nehmen. Was dieſes Diner betrifft, ſo habe ich blos das zu ſagen, daß ſich hier eine Gelegenheit zeigte, welche vollkommen darthut, welchen gemeinen und unüberlegten Beweggründen eine Partei von Amerikanern Folge leiſtet, mögen nun dieſe Bewegründe recht oder unrecht ſein, — und, wie wenig der männlichere Charakter bei unſern Landsleuten in Achtung ſtehe, ſo daß ich mir feſt vornehmen ſollte, bei ſolchen Gelegenheiten künftig meinen Beitritt zu verſagen. Es ſchmerzt mich, es ſagen zu müſſen, aber die Wahrheit nöthigt mich, es einzugeſtehen, daß wegen Mangel eines geſchloſſeneren geſelligen Ganzen, das ſich in der Gewöhnung befeſtigte, einander in einem höhern Aufſchwunge des Gefühls gegenſeitig zu heben, es außer dem großen Haufen unſerer Landsleute nirgends Menſchen gibt, die über den Unwiſſenden und den Entwürdigten ſich kaum erhebend, dennoch ſo ſehr geſchmeichelt werden und ſich darauf etwas einbilden. Ich hoffe niemals die Schlechtigkeit begangen zu haben, durch Verläugnung meiner Denkweiſe oder meiner Moralität um den Beifall der Menge zu buhlen; aber dieſes Diner hat mir einen Widerwillen gegen das eingeflößt, was man „Popularität“ bei Leuten nennt, die, während ſie Alles als ein Werk ihrer eignen Schöpfung gelten laſſen wollen, ſich nicht einmal Zeit und Gelegenheit geſtatten, das Wahre der Sache auszumitteln, oder die Folgen ihrer Aeußerungen und Handlungen abzuwägen.

Das Wetter war mehre Wochen hindurch angenehm

und warm, ſowohl Ausgangs Juni als Anfangs Juli; und obſchon eine flüchtige Trübung unſere heitern Genüſſe beſchattete, durch das Wiedererſcheinen der Cholera, wenn auch in bedeutend geringerem Grade; ſo kann ich doch nicht ſagen, daß ich einen gleichlangen Zeitraum hindurch mich größerer Befriedigung meiner Wünſche in Paris erfreut hätte. Die Stadt war leer nach dem gewöhnlichen Sinne dieſes Ausdrucks, und die bewegte Welt hatte uns gänzlich uns ſelbſt überlaſſen.

So wie meine Geſchäfte des Morgens beendigt waren, ſtrich ich durch die Gartenanlagen, beſuchte die Kirchen, ſchwärmte längs den Quais, durchſtöberte die Läden der Verkäufer alten Hausraths und anderer ähnlicher Gegenſtände. Es gibt hier eine große Anzahl ſolcher Läden, und ihre Vorräthe an merkwürdigen Gegenſtänden ſind unermeßlich. Faſt ſcheint es, als habe ganz Frankreich ſeine Ueberreſte des alten Syſtems in die Vorrathshäuſer der Hauptſtadt ausgeſchüttet. Die Ausleerung der Chateaux und Hotels hat ihnen Schätze geliefert, die man wirklich ſehen muß, um eine Vorſtellung davon zn bekommen; und mich wundert es ſehr, daß mehre unſerer begüterten Landsleute nicht auf ihren Reiſen ſich um dieſe Schätze bemühen, um ſie nach Amerika hinüber zu fördern.

Gewöhnlich bringe ich ein paar Stunden bei M—— in der Halle des Louvre zu, nemlich von zwei bis vier Uhr; er geht mit mir nach Hauſe, um zu Mittag zu ſpei-

ſen, und um ſieben Uhr, wo in dieſer Jahreszeit und Breite noch heller Tag iſt, machen wir einen Spaziergang. Ich habe ſchon öfter geſagt, daß Paris eine pittoreske Stadt ſei, eine endloſe Abwechſelung von Vergnügungen gewähre, außer der Betrachtung des wühligen Volksgedränges, des geſelligen Treibens, der Schauſpielhäuſer und der Boulevards. Die öffentlichen Schauſtellungen des Ehrgeizes und der Selbſtgefälligkeit in der Akademie und in ihren Verhandlungen über Wiſſenſchaft, Kunſt und Philanthropie ſind wenig nach meinem Geſchmacke, denn Alles iſt darin gekünſtelt und vorbereitet; und ich habe dagegen manchen wahren Genuß in einzelnen Bezirken dieſer kleinen Welt gefunden, worauf, meines Bedünkens, die meiſten Reiſenden ihre Aufmerkſamkeit nicht zu richten pflegen.

Die Kirchen in Paris entbehren des Geruches der Heiligkeit, des ergreifenden Schauers, der geiſtlichen Umnebelung, des andächtigen Aberglaubens, wodurch die italieniſchen Kirchen in eine betäubend-ſchwärmeriſche, in eine lieblich-wehmüthige Stimmung verſetzen. Doch ſind ſie hochragende, umfangreiche Bauten, und können den Beſuchenden deshalb ſchon anziehend erſcheinen. Die Kirche Notre-Dame in Paris iſt ein edles architektoniſches Denkmal, und ſeit der erzbiſchöfliche Palaſt zerſtört worden, wird ſie beſſer ins Auge fallen, als es bei dieſen ehrwürdigen Gebäuden ſonſt möglich iſt. Vor wenigen Tagen beſtiegen M— — und ich Abends die Thürme

derſelben, ließen uns auf ihren Bleidächern nieder, und betrachteten über einevolle Stunde die mancherlei Gemälde der uns umgebenden Gegenſtände von oben herab. Dieſe zuſammenhängende Maſſe von Dächern, über die ſich hier und da, gleichſam ſchwarz gefirnißt, Thürme, Hallen, Kuppeln und Paläſte erheben, bisweilen, wie bei den Tuilerien und dem Louvre, wohl (engliſche) Meilen weit ſich ausdehnend; dazwiſchen die Durchklüftung der Straßen, den Spalten in Felsmaſſen ähnlich anzuſehen; der Fluß in abwechſelnden Krümmungen durch das Ganze ſich windend, und von Brücken überbaut, worüber wimmelnde Menſchen-Milben und zappelndes Wagengeflimmer hinüberſchwärmt; die Schaaren von Bildern vergangener Zeiten, die geſchichtlich berühmten Anhöhen, die das Thal der Hauptſtadt umſchließen; die Kenntniß deſſen, was in ihrem Innern wogt, unſer Mitgefühl für ihr Ehmals und Jetzt, unſere Zweifel über das, was ihr bevorſteht, Alles dies vermehrte den Eindruck dieſes Abends auf unſer Gemüth. Die Fernſicht der Landſchaft ging für uns verloren, und ſelbſt mehre Stadttheile bargen ſich bereits in die überſchattende Annäherung der Nacht, als wir hinunterſtiegen, und dies trug viel dazu bei, den Eindruck unſerer Unterredungen auf unſer Inneres zu erhöhen, als wir uns alle jene wichtigeren Zeitpunkte vergegenwärtigten, wo dieſe große Stadt der Schauplatz entſcheidender Ereigniſſe war. —

Auch andere Ueberreſte der alten Zeiten durchwan-

derten wir; denn der jetzige Bau der Kirche Notre-Dame ſoll ſchon ſiebenhundert Jahre geſtanden haben. Die Place-Royale iſt eine der merkwürdigſten Gegenden der Stadt, und ungeachtet dieſe ſo oft beſucht worden, ſo haben wir ſie doch nochmals durchforſcht, denn wir fingen an, die Gegenſtände mit der Theilnahme zu betrachten, die derjenige empfindet, der einen liebgewonnenen Ort verläßt, vielleicht für immer! Dieſer Platz, in ſeiner Art einzig, umfaßt die Lage der uralten Wohnungen der franzöſiſchen Könige. Nach dem Heinrich der Zweite dort ſeinen Tod in einem Tournier gefunden, ließ Heinrich der Vierte den Platz mit Hotels umgeben, alle von Ziegeln — eine neue Erſcheinung in Paris, — und im Geſchmacke ſeiner Zeit erbaut. Doch iſt die Mode mächtiger geweſen, als der königliche Wille; und hier kann man ſchöne Folgen von Gemächern um ein Viertel des Preiſes miethen, um den man nur kleine, ineinandergedrängte Zimmer in der Nähe der Tuilerien erhält. Das berühmte Arſenal, in welchem Sülly ſo oft ſeinen königlichen Herrn empfing, iſt ganz in der Nähe dieſes Platzes, und auch die Baſtille befand ſich nicht weit davon. Kurz, die Welt hat während der letzten beiden Jahrhunderte grade durch die Stadt hin ſich fortbewegt.

Ich werde niemals müde, von den Pariſer Brücken zu ſprechen. Bei Tage wie bei Nacht bin ich auf ihnen verweilt, um die Ausſicht von ihnen zu genießen; denn dieſes Wort umfaßt nicht zu viel, in Beziehung auf die

Menſchenmaſſen und die Gruppirungen der Gegenſtände, die man von ihren Bogen herab betrachten kann. Als öffentliche Bauten ſind ſie nicht grade ſtaunenswürdiger und prächtiger zu nennen, als die Brücken von London, Florenz, Dresden, Bordeaux und vieler anderer Städte Europa's, da der Fluß, über den ſie ſich wölben, nur geringe Breite hat. Aber ihre Anzahl, die Abwechſelung ihrer Bauart, ſelbſt die Einfachheit mancher unter ihnen, machen ſie als Ganzes, nach meiner Meinung, weit intereſſanter, als die Brücken anderer Städte, die ich geſehen. Der Pont de Jena vereinigt faſt alle Vollkommenheiten, die eine Brücke nur haben kann. Ich gebe ihr vor der berühmten Ponte della Trinita in Florenz den Vorzug. Auf dem Pont Louis-Seize ſollen jetzt einige ungeheure Statuen aufgeſtellt werden, welche, wenn ſie den Tadlern auch nicht entgehen, doch das Maleriſche derſelben erhöhen werden.

Bis jetzt habe ich Paris hinreichend kennen gelernt, um die Fortſchritte in der öffentlichen Baukunſt beobachten zu können. Der Bogen an der Barriere de Neuilly iſt um einige Fuß höher aufgebaut und ſeiner Vollendung nahegerückt; der Flügel, der als Gegenbau zur Gallerie, das Carrouſel umſchließen und zuletzt das Louvre und die Tuilerien in eine einzelne Folge von Gebäuden vereinigen ſoll, iſt ſchon eine ziemliche Strecke weit vorgeſchritten, und Alles wird in Bereitſchaft geſetzt, um mit den auf dem Platze noch befindlichen wenigen Häuſern

aufzuräumen. Wenn dieſer Plan wirklich ausgeführt wird, dann wird der Palaſt der franzöſiſchen Könige beträchtlich mehr als eine (engliſche) Meile weit miteinander verbundene Gebäude umfaſſen, die ſich ſämmtlich um einen freien Binnenraum erheben werden. Der einzelne Saal der Gemälde-Gallerie iſt an ſich eine Viertel- (engliſche) meile lang!

Während der Hitze der letzten Finanzdiskuſſion wurden manche unerfreuliche Dinge auf Unkoſten Amerika's vorgebracht, denn die Geldmacht geht hier wie aller Orten zu Werke, indem ſie ſelbſt dem franzöſiſchen bon ton zu mächtig wird, und wo es an Thatſachen und Vernunftſchlüſſen gebrach, da fanden die im Solde der Regierung ſtehenden Publiciſten ein Auskunftmittel an dem herkömmlichen Rüſtzeug der Handelsmänner, Schimpfen und Verläſterung. Unter andern kecken Behauptungen brachte einer von ihnen vor, in der Abſicht die gerühmten Unternehmungen der Amerikaner ins Lächerliche zu verkehren, daß ſie zwar zu allerlei öffentlichen Bauten weitausſehende Plane machten, aber ſolche niemals ausführten. Er bezog ſich dabei auf das Kapitol, deſſen Bau bereits 1830 begonnen, der aber, noch ehe er fertig geworden wäre, ſchon einmal durch eine Feuersbrunſt zerſtört worden ſei.

Als einer ihrer Gegner mich bei dieſer Gelegenheit zu zeigen, dazu mich zu erniedrigen, war meine Sache nicht; von dem Standpunkte eines Ehrenmannes durch

Erwiderungen in demſelben Tone herabzuſteigen, würde ſich mit dem Bewußtſein nicht vertragen haben, daß ich vor keinem Kämpfer auf politiſchem Felde zu weichen genöthigt werden könne. Aber wie es bei dergleichen Anreizungen zu gehen pflegt; jene wiederholten Angriffe bewogen mich doch, mich um das zu bekümmern, was vielleicht die Unterthanen einer Monarchie in dieſer Beziehung vor uns voraus haben dürften. Das Reſultat meiner Bemühungen hat manche meiner franzöſiſchen Freunde zum Lachen gereizt, und ihnen die Ueberzeugung gegeben, daß diejenigen, „welche in gläſernen Häuſern wohnen, ſich in Acht nehmen müſſen, mit Steinen um ſich zu werfen.“

Der neue Palaſt des Louvre iſt ſchon vor zweihundert Jahren aufgeführt worden. Es iſt ein prächtiger Bau, der einen Hof von mehr als einer Viertel- (engliſchen) meile im Umfange umgibt, der manche gute Bildſäulen, Basreliefs und einen herrlichen Säulenbau enthält. In mancher Hinſicht iſt dieſer Palaſt einer der ſchönſten in Europa. Sein Inneres iſt aber noch unvollendet, obſchon man mit der Verſchönerung deſſelben langſam und allmählich weiter vorrückt. Noch iſt ein ſehr in die Augen fallendes Hauptfenſter in dem Pavilion, welches den Eingang zum Karrouſel überwölbt, ohne Glasſcheiben, und zum Schutz gegen die Witterung iſt die Oeffnung noch heutigen Tages mit ſchlechten unabgehobelten Brettern zugemacht, ungefähr auf dieſelbe Weiſe, wie man ſolches

an den Schindel-Paläſten bei uns zu Hauſe gewohnt iſt. Hundert Franken etwa würden hinreichen, dieſem Uebelſtande abzuhelfen.

Der Palaſt der Tuilerien wurde durch Katharinen von Medicis erbaut, welche bereits todt war, ehe noch die jetzigen Vereinſtaaten anfingen bevölkert zu werden. Es iſt ein laternenähnliches, geſchmackloſes Gebäude, das aus vielen Pavilions beſteht, die durch einen Haupt-Aufbau von verſchiedener Höhe und Umfang, aber von gleichförmiger Häßlichkeit verbunden ſind. Das Material hier umher iſt leicht zu bearbeiten, ſo daß man hier gewohnt iſt, die Maſſen roh aufzumauern, und ſobald ſie ſtehen, erſt die Kapitäler und Zierrathen auszuarbeiten. An einem Haupttheile dieſes Palaſtes ſind die unausgearbeiteten Blöcke noch geblieben, wie ſie waren, und es ward daran hinreichend gemeißelt, um dem Beobachter anzudeuten, daß hier der Plan nicht zur Ausführung kam. Ich will nicht meine Bemerkungen noch über andere Werke außer den Palaſtbauten ausdehnen, um zu unſerer Rechtfertigung anzuführen, wie ganz Europa von ſolchen Verſtößen gegen den guten Geſchmack und von ähnlichen Nachläſſigkeiten wimmele. Ich glaube vielmehr, daß wir in der Regel bei unſern öffentlichen Unternehmungen am meiſten unſere Plane durchführen, obſchon ſie nicht immer in demſelben guten Geſchmack, in demſelben Maßſtabe, und mit derſelben Ausdauer ausgeführt werden, als man hier mit den öffentlichen Arbeiten fort-

ſchreitet. Wenn aber die öffentlichen Unternehmungen allgemeine Vortheile bezwecken, dann ſtehen wir ſicher hinter keiner Nation zurück.

Einen merkwürdinen Beleg für die Umwandlung in den Zeitverhältniſſen finde ich darin, daß Ludwig-Philipp gewagt hat, was ſelbſt Napoleon bei aller ſeiner Macht nicht gerathen fand, zu unternehmen, obſchon es bekannt iſt, daß ihn die Unannehmlichkeit beengte, von der er ebenſo ſehr, wie dieſer, befreit zu ſein, wünſchte. Bis ganz vor Kurzem konnten die Vorübergehenden ſo nahe zu den Fenſtern des Palaſtes gelangen, als man gewöhnlich ſich jedem ausgezeichneteren Gebäude in einer gewöhnlichen Straße nähern kann. Der Kaiſer klagte darüber, er könne aus keinem Fenſter in ſeinen eigenen Garten ſehen, ohne ein Menſchengedränge zu veranlaſſen; dieſes Uebel ertrug er jedoch, während ſeiner Herrſchaft, als Konſul wie als Kaiſer, vierzehn Jahre hindurch; denn es fand ſich kein Auskunftsmittel, um dieſen Uebelſtand zu entfernen, wenn er nicht ſelbſt einen Theil des Gartens, der ſo lange Zeit allen Spaziergängern offen geſtanden hatte, da ſie ihn gleichſam als den ihrigen betrachteten, für ſich allein in Beſchlag nehmen wollte. Dagegen auf den Reichthum von ganz Frankreich und auf den verſteckten Beiſtand aller der Nationen, mit welchen ſein Vorgänger zu kämpfen genöthigt war, ſich verlaſſend, hat nunmehr Ludwig-Philipp kühn die Schranken durchbrochen, zwei kleinere Gärten unter

den Fenſtern des Palaſtes angelegt, die er von den öffentlichen Spaziergängen durch Gräben und niedriges Gemäuer abgeſondert, und dadurch hat er wirklich ſich in den ausſchließlichen Beſitz geſetzt, um das Ungethüm von ſich fern zu halten und gelegentlich weitere Verbeſſerungen ausführen zu können. Endlich wird wahrſcheinlich noch ein Flügel des Palaſtes vorwärts nach dem Garten zu vorgebaut werden; es ſei denn, daß man vorzöge, den ganzen Bau, wie er jetzt ſteht, niederzureißen, um einem bequemern und geſchmackvolleren Gebäude Platz zu machen.

Paris erfreut ſich eines hohen Rufes ſeines architektoniſchen Styls in den öffentlichen Gebäuden, und wenn es auch in vieler Rückſicht, mit andern Hauptſtädten verglichen, zurückſteht, ſo darf dieſer Stadt doch in der erwähnten Beziehung ein ausgezeichneter Standpunkt eingeräumt werden. Die Magdalenenkirche (Napoleons Temple de la gloire, in welchem die Namen ausgezeichneter Franzoſen in eherner Schrift prangen ſollten), iſt eines der ſchönſten europäiſchen modernen Gebäude. Es ſchreitet unaufhaltſam ſeiner Vollendung entgegen; denn während meiner Anweſenheit iſt es bis faſt zu den Zinnen emporgeſtiegen. Jetzt iſt es bereits unter Dach, und man iſt mit dem Ausmeißeln des Basreliefs an den Unterſtützungsmauern beſchäftigt. Die Garde-Meubles, zwei Gebäude, welche die eine ganze Seite der Place-Louis-Seize, oder de la Concorde, wie man jetzt ſagt, einnehmen und durch die Rue Royale getrennt ſind, gehören

zu den ſchönſten Gebäuden der Stadt. Einige Zierrathe derſelben ſind etwas grell und überladen, aber die hervorſtechenden Züge des franzöſiſchen Bauſtyls ſind hier weit glücklicher ausgedrückt als gewöhnlich. Nur Eins dieſer Gebäude hat eine öffentliche Beſtimmung uud iſt gegenwärtig das Hotel der Admiralität; das andere iſt blos der Symmetrie wegen erbaut worden, wird aber zu Privatwohnungen benutzt und iſt jetzt bloſes Privateigenthum. Die Börſe iſt ebenfalls ein modernes Gebäude, wetches einen allgemeinen wundervollen Eindruck macht.

Von den Hotels und Gärten der Privatperſonen kann in Paris ein Fremder kaum etwas Beſtimmteres mittheilen. Wiewohl ich mich bereits ſechs Jahre hier umgeſehen, ſo erregen ſie noch täglich mein Erſtaunen durch ihre Größe, Schönheit und Pracht. Verglichen mit Rom, Florenz, Venedig und Genua, ſtehen dieſe über ihnen an Reichthum und Ausdehnung mancher Privatgebäude; aber mit Ausnahme Roms haben ſie keine ſolche Gärten aufzuweiſen, und ſelbſt hat Rom deren keine in ſo genauer Verbindung mit den Wohnungen ihrer Vornehmen in der Stadt ſelbſt. Die römiſchen Villa's *)

*) Dieß Wort bedeutet im Italieniſchen etwas von dem ganz Verſchiedenes, als wir es im Engliſchen ausgedrückt finden. Es bezeichnet einen Garten außer der Stadt; das Haus iſt nicht nothwendig damit zugleich gemeint, obſchon gewöhnlich ein Caſino oder Pavilion dabei iſt.

ſind meiſtens von den eigentlichen Paläſten der Großen abgeſondert, und zur Hälfte befinden ſie ſich außer den Mauern, wie ich Ihnen früher ſchon erzählt habe. Die Privatgärten der Pariſer können jenen Villa's nicht gleichgeſtellt werden, und ihre öffentlichen Gärten eben ſo wenig; aber hier gibt es einen ſolchen üppigen Pflanzenwuchs, eine ſolche Stille und ſo vieles Schöne iſt hier über dieſe fünf oder ſechs Acres verbreitet, die im Innenraume der Hotels angelegt und umſchloſſen ſind, daß ich zweifle, ob irgend eine Stadt in der Chriſtenheit etwas Aehnliches beſitze. Das Herkommen, welches hier das Wohnhaus zwiſchen Gehöft und Garten hineinſtellt, wie man ſich hier ausdrückt, wird mit Recht für die vollkommenſte Art des ſtädtiſchen Aufenthaltes gehalten. Denn nicht bloß iſt eine ſolche Wohnung ſicher durch das Thor und ſchließt das Gebäude vom Straßenlärm aus, — ein nicht geringer Vortheil — ſondern dieſe Einrichtung verſtattet auch hinreichenden Raum zur körperlichen Bewegung und zu ſchönen Anlagen, durch Wieſen, Buſchwerk, Baumpflanzungen und Alleen. Bei den Franzoſen iſt es nichts Seltenes, daß ſie ihre Mahlzeiten im Sommer in der Einſamkeit ihrer Gärten genießen, mitten in der äußerſt enge zuſammengepreßten Bevölkerung, wie man ſie kaum in einer andern Stadt von Europa antrifft. Die erbärmlichen und kleinlichen Abtheilungen in vielen Städten bei uns nehmen uns die Möglichkeit, eine ſo große und zugleich ſo vernunftgemäße Annehmlichkeit zu

genießen, und wenn irgend ein begüterter Privatmann Mittel fände, ſeine eigne Wohnung und ſeine nachbarliche Umgebung zu verſchönern, ſo könnte es leicht geſchehen, daß irgend eine Spekulation, eine halbe Stunde weit her, ihn nöthigte, eine Straße durch ſeine Lorbeer- und Roſenbüſche anlegen zu ſehen, nm einer Geſellſchaft von Projektmachern die Taſche zu füllen. In Amerika findet Jedermann Mitgefühl bei andern, welcher immerfort ſeine Kapitalien vermehrt; denn darnach ſtreben Alle, und dieſes rührt die Saite an, die in der ganzen Gemeinde widerklingt. Nur äußerſt gering iſt die Zahl derer, die an den Vergnügungen deſſen Theil nehmen können, der ſein Vermögen auf Gegenſtände der Annehmlichkeit und des feineren Geſchmacks verwenden möchte. Wäre dieß die Folge der einfachen Lebensart, ſo würde dieſe Eigenheit achtungswürdig ſein; aber Jedermann weiß, daß man in unſerm Lande leidenſchaftlich auf Prunkzierrathe ausgeht, und dieſes auf Koſten der Bequemlichkeit und des Angemeſſenen, und — daß dieſer Uebelſtand immer weiter um ſich greift.

Die Privathotels ſind weit zahlreicher als die Privatgärten, da nicht immer hinreichende Länderei zu finden iſt. Dieſe Gebäude ſind in Größe und Pracht ſehr verſchieden, wie es der Rang und das Vermögen derer, die ſie erbauen ließen, mit ſich brachte; aber ſelbſt die kleineren ſind faſt durchgehends in größern Verhältniſſen als die meiſten größern Häuſer in unſern Städten,

und dabei im Innern weit bequemer eingerichtet. Zwar beſteht bei uns ziemlicher Prachtaufwand in manchen kleinen Dingen, wie in Beſchlägen, Schloſſerarbeiten, überhaupt in Holzſchnitzwerk, und ſeit der letzten Zeit auch in Marmorarbeiten, welches letztere ſelbſt in den ſchönſten Gebäuden Frankreichs wenig vorkommt; wo es aber auf wirkliche Pracht ankommt, da können wir ſicherlich bei unſerer fehlerhaften Anordnung, unſern unrichtigen Dimenſionen, und bei dem Mangel an nöthigem Raum, darauf keinen Anſpruch machen.

Viele amerikaniſche Reiſende werden Ihnen über alles Dieſes verſchiedene Schilderungen entwerfen; aber nur wenige unſerer Landsleute verweilen hier hinreichend lange, um genaue Vorſtellungen von dem zu erhalten, was ſie ſehen, und ſehr wenige haben hinreichende Gelegenheit, um Zutritt in dieſe Art Wohnungen zu erlangen, von denen ich hier ſpreche.

Dieſe Hotels tragen die Namen ihrer verſchiedenen Eigenthümer. Bei denen von hohem Adel war es gebräuchlich, ein kleines Hotel neben dem Hauptbau aufzuführen, das von den weniger vornehmen Zweigen der Familie, auch wohl von von vorgezogenen Dienſtmannen bewohnt wurde; (denn die Franzoſen, ganz verſchieden von uns, pflegten gern die Verwandten ihrer Dienſtleute bis auf den letzten um ſich zu haben, und oft wohnten mehre Geſchlechtsfolgen unter demſelben Dache), und das wurde das kleine Hotel genannt.

Unſere erſte Wohnung befand ſich in einem dieſer „petit-hotels“, das ehemals der Familie der Montmorency's gahörte.*) Das daranſtoßende größere Hotel

*) Dieſe alte Familie beſteht immer noch, obſchon ſie in ihrem alten Glanze ſehr herabgekommen iſt, weil ihre Güter vor ein paar Jahrhunderten in Folge der ehelichen Verbindung Charlottens von Montmorency, der Erbin der älteſten Linie, mit einem Prinzen von Condé, an eine fremde Familie übergingen. Durch dieſe Heirath fielen die Güter und Schlöſſer von Chantilly, Ecouen u. ſ. w., ſämmtlich uralte Beſitzthümer dieſer Familie, an einen jüngern Zweig des königlichen Stammes. Dadurch kam Enghien, eine den Montmorency's gehörige Herrſchaft, in den Titel eines Prinzen von Geblüt, in der Perſon des unglücklichen Sprößlings der Charlotte von Montmorency. Jetzt gehören, außer dem Herzoge von Montmorency, noch der Herzog von Laval-Montmorency, der Herzog von Luxemburg, der Prinz von Bauffremont, der Prinz von Tancarville und einige andere Herren, als Glieder, zu dieſer Familie, und die meiſten von ihnen ſind noch jetzt oder waren vor der letzten Revolution Pairs von Frankreich. Der Verfaſſer wurde in Paris mit einem Oberſt von Montmorency bekannt, einem gebornen Irländer, der ſich rühmte, das Haupt der berühmten Familie zu ſein, da er ein Abkömmling eines jüngſten Sohnes dieſer Familie ſei, welcher Wilhelm den Eroberer auf ſeinem Zuge nach England begleitete. Noch gibt es zwei irländiſche Peers, die ähnliche Anſprüche machen, während die franzöſiſcheu Zweige dieſer Familie bei dieſen Behauptungen ganz ruhig bleiben. Den

war um dieſe Zeit von einem Amerikaner bewohnt, und, wenn ich nicht irre, auch Eigenthum deſſelben; dieſer hatte den entgegeſetzten Weg eingeſchlagen, er war nach Europa gekommen, um ſein Glück zu machen. Unſere nächſtfolgende Wohnung war im Hotel Jümilliac in einem kleinen Garten in einem entfernten Theile der Vorſtadt Saint-Germain. Das war ein Hotel von einem geringern Umfang, und unſere Zimmer waren vorzugsweiſe im zweiten Stock, oder was man bei uns in Amerika den dritten Stock nennt, wo wir ſechs Zimmer, außer den Kam-

---

Titel eines „erſten chriſtlichen Freiherrn" darf man nicht auf das Alterthum beziehen, das man von dieſer Familie ohnehin nicht bezweifelt hat, ſondern man muß ihn von dem Umſtande herleiten, daß die Baronie von Montmorency, vermöge ihrer örtlichen Lage im Angeſichte von Paris, und vermöge der großen Macht ihres Hauſes, ihre Beſitzer zu den erſten und wichtigſten Baronen des Königreichs erhob. Das Geſchlecht derer Talleyrand-Perigord iſt ſo uralt, daß wenn in den Zeiten des Mittelalters ein König deſſen Haupt fragte: „Wer machte euch zum Grafen von Perigord?" dieſer mit der Frage entgegnete: „Wer machte euch zum Könige von Frankreich? — Gott!" Meines Dafürhaltens hätte ich, ſchon des beſſern Geſchmacks wegen, mich beſonnen, ehe ich mich in einem Hauſe der Montmorency's für immer eingerichtet hätte; aber viel Ueberlegen iſt Jonathans Sache nicht. Wir ſelbſt verweilten hier nur kurze Zeit, denn das Hotel war ein offenes Haus.

mern inne hatten. Unſer Salon, Tafelzimmer u. ſ. w., war früher das Schlafgemach, das Ankleidezimmer und Vorzimmer der Frau Marquiſe, und dieſe Gemächer gaben eine achtunggebietende Meinung von einer Dame hohen Standes, wiewohl untergeordneten Ranges, obſchon ich glaube, daß die Familie ebenfalls in großen Verbindungen ſtand. Aus der Rue St. Maur zogen wir in ei i kleines Landhaus am Ufer der Seine, etwa eine Stunde Weges von den Thoren von Paris; dieſes war vor etwa hundert Jahren die Wohnung eines Prinzen von Soubiſe, damals Oberjägermeiſters bei Ludwig dem Fünfzehnten, der gelegentlich dorthin zu kommen pflegte, um ſein Mittagsmahl einzunehmen, in einem recht ſchönen Zimmer, das unſer Beſuchzimmer war. Hier waren wir recht bequem eingerichtet; denn wir hatten zwei bis drei uud zwanzig ſehr gut möblirte Zimmer, die Kammern mitgerechnet. Von da zogen wir in die Rue-des-Champs-Eliſées, wo wir in einem geräumigen Hotel nur wenige Zimmer hatten. Sonderbar genug war unſer Vorgänger in einem Theile dieſer Gemächer der Fürſt von Polignac geweſen, und nach uns wohnte der Marſchall Marmont darin, zwei Männer. die jetzt aus Frankreich verwieſen ſind. Seit unſerer Rückkehr aus Deutſchland bezogen wir einige Wohnungen in namenloſen Häuſern und jetzt befinden wir uns in einem kleinen Hotel in der Rue St. Dominique, wo wir in mancher Rückſicht beſſer, als irgend ſonſt wohnen, aber uns darin fügen

müſſen, drei Stockwerke zu bewohnen. Unſer Salon hier iſt nahe an dreißig Fuß lang und ſiebzehn Fuß hoch. Er hat Panäle von Holz, und über allen Thüren, deren, wahre und falſche, darin ſechs befindlich ſind, ſind auf Leinwand gemalte in vergoldeten Rahmen von Schnitzwerk eingefaßte Allegorien befindlich. Dazu vier große Spiegel ſind in den Wänden eingelaſſen, und die Fenſter ſind groß und gehen bis an den Fußboden herab. Der Speiſeſaal mit der Ausſicht in einen Garten iſt eben ſo groß im Umfang und ſelbſt noch höher. Dieſes Hotel war in früherer Zeit reich an Vergoldungen im Innern; aber es iſt ſeither im Ganzen übertüncht worden. Es wurde von dem Arzt des Herzogs von Orleans erbaut, der die Dame von Monteſſon heirathete; und hieraus können Sie ſich einigermaßen eine Vorſtellung von dem Bauſtyle machen, der bei den Vornehmen jenes Zeitraums beliebt war; da zu jener Zeit ein Arzt in Europa nur noch eine ziemlich unbedeutende Perſon vorſtellte.

Indem ich Ihnen dieſe Wohnungen beſchreibe, die freilich zu unſerm ziemlich mittelmäßigen Aufwande paßten, ſo glaube ich Ihnen zugleich eine Vorſtellung von größern Wohnungen geben zu können. Früher wie jetzt habe ich deren hunderte geſehen, und während die Städte Italiens gewiß wenig Privatwohnungen von größerer Ausdehnung und prachtvollerer Einrichtung zählen, ſo, glaube ich, enthält dagegen Paris mehr ſchöne und herrliche Wohnungen, als irgend eine europäiſche Stadt.

London kann in dieſer Rückſicht keinen Vergleich mit Paris aushalten. Ich bin in einigen der beſten Häuſer in der britiſchen Hauptſtadt geweſen; aber wenige unter ihnen nähern ſich dieſen Hotels an Pracht und Ausſchmückung, obgleich ſie alle dieſelben durch ihre bequeme und behagliche Einrichtung übertreffen. Bei einem Ball, den der Graf — — gab, ſtanden dreizehn Gemächer der Reihe nach offen. Der Herzog von Devonſhire kann kaum mehr thun. Der Prinz von Borgheſe pflegte bei großen Anläſſen, wenn ich nicht irre, in Florenz deren zwanzig zu öffnen, von denen eins ſo groß war, wie ſechs oder acht unſerer gewöhnlichen Beſuchſääle zuſammen. Im Ganzen gibt es wohl nichts weniger Angemeſſenes und mehr Unvernünftiges, als ein gewöhnliches Haus in der Stadt New-York; wir haben es ſogar beſſer in dieſen ſtattlichen Gemächern in manchen geringfügigeren Dingen der häuslichen Einrichtung, vorzüglich in den Kammern und in den Schlafgemächern zweiten Ranges.

Was ihre Fragen über die vergleichungsweiſen Koſten eines Haushaltes bei uns zu Lande und in Europa betrifft, ſo umfaſſen ſolche weit mehr, als daß ſich hierauf gut antworten ließe; denn die Preiſe wechſeln hier ſo außerordentlich, daß es ſchwer fällt, auf eine beſtimmte Weiſe Vergleichungen darüber anzuſtellen. Denn vergleicht man Paris und Newyork in ſo weit, als man blos wünſcht, in Paris die Grenzen eines amerikaniſchen Haushaltes

nicht zu überſchreiten, und zugleich auf eine Menge kleiner Annehmlichkeiten verzichten will, ſo iſt es in Newyork gewiß weit wohlfeiler zu leben. Denn eine Wohnung in einigermaßen höherm Styl, mit einer Folge von Gemächern u. ſ. w. kann eine Familie in Newyork für kein Geld auftreiben, und das aus der einfachen Urſache, weil Gebäude, die ſolche Annehmlichkeiten oder nur überhaupt ſchöne Zimmer haben, bis jetzt noch nicht im Lande gebaut worden ſind; eine Familie kann in einer anſtändigen Gegend der Stadt für weniger Geld eine Wohnung finden, als ſie mit gleichviel Zimmern und gleicher Bequemlichkeit in einem anſtändigen Stadttheil von Paris eine ſolche finden würde; wobei jedoch die beſſere Anordnung der Gemächer, und andere kleine Vortheile, wie die Bequemlichkeit, einen Thürſteher zu haben u. ſ. w. ausgenommen iſt, worin letzterer Stadt der Vorzug zugeſtanden werden muß.*). Die Nahrungsmittel jeder Art

*) In Newyork bewohnt der Verfaſſer ein Haus mit zwei Beſuchzimmern, einem Speiſeſaal, acht Schlafzimmern, vier guten Geſindezimmern, mit trefflichem Keller, Ciſternen, Brunnen, Bädern, Badegemächern, u. ſ. w. um daſſelbe Geld, das er in Paris für eine Wohnung zahlen muß, worin ſich ein Beſuchzimmer, ein Kabinet, vier kleine und geringere Schlafzimmer, ein Eßzimmer und ein Vorzimmer befinden; wobei Küche, Kammern und Keller u. ſ. w. denen in Newyork nachſtehen. In Paris mußte noch dazu das Waſſer gekauft werden, und dabei war noch eine Abgabe von

ſind bei uns am wohlfeilſten, nur das Brod ausgenommen. Weine kann man im Ganzen beſſer und wohlfeiler in Newyork haben, wenn man ſie von den Weinhändlern nimmt, als dieß in irgend einer europäiſchen Stadt der Fall iſt, wo wir bisher verweilten. Sogar franzöſiſche Weine bekommt man bei uns eben ſo wohlfeil, als hier; denn die Eingangszölle ſind bei uns jetzt weit niedriger, als die Abgaben an den Thoren von Paris. Der Transport derſelben von Bordeaux, Champagne oder Burgund koſtet bis hierher nicht viel weniger, als bis nach Newyork, wenn er überhaupt wirklich weniger koſtet. Alle geringen Artikel des Luxus der Tafel, wenn ſie nicht gerade in Frankreich ſelbſt wachſen oder verfertigt werden, ſind in Amerika auch unverhältnißmäßig wohlfeiler, als hier. Zeuge zu Kleidungen ſind dagegen hier merklich wohlfeiler, als bei uns; doch bedienen ſich weder die Franzoſen noch die Engländer ſo guter Zeuge, als wir; noch macht man ſolche hier überhaupt ſo gut, als bei uns. Daraus dürfen Sie aber keinesweges folgern, die Amerikaner ſeien ein vergleichungsweiſe wohlgekleidetes Volk; im Gegentheil ſtehen wir hierin den

---

vierzig Dollars für die Verwohnung einer über eine gewiſſe Summe betragenden Miethe zu entrichten. Dieſelbe Abgabe hatte nichts mit den Abgaben vom Hauſe, von den Thüren, von den Fenſtern u. ſ. w. zu thun, welche in beiden Fällen der Hauseigenthümer tragen muß.

Engländern weit nach, und unſere männlichen Anzüge ſind gewöhnlich nie ſo zierlich, als die der Pariſer. Dieſes folgt aus unſerm Mangel an Bedienung, aus der Gewöhnung an Vernachläſſigung, aus dem Streben nach Geldgewinn, der den größten Theil unſerer Zeit in Beſchlag nimmt, ſo daß er uns keine Erholung geſtattet; dazu die hohen Preiſe dieſer Dinge, welche uns verhindern, den Schneider ſo oft in Anſpruch zu nehmen, als man dieß hier zu thun gewohnt iſt. Meine Kleider haben mich aber in Europa weit mehr gekoſtet, als zu Hauſe; denn ich war genöthigt, verſchiedene Anzüge zu haben, und dieſe öfter zu wechſeln.

Unſere Frauen haben keine Vorſtellung von dem, was Gallakleidung oder Staatsanzug heißt, und deßhalb entgehen ſie manchen tiefen Griffen in den Geldbeutel, dem ſie hier unvermeidlich ausgeſetzt ſind. Es würde ſich für eine franzöſiſche Schöne wenig ſchicken, wenn ſie jeden Abend in derſelben Jahreszeit in derſelben Robe ſich zeigen wollte, und noch dazu, wenn ſolche das Anſehen hätte, als ſei ſie bereits getragen worden, oder etwa weniger ſchimmernd, als die reizende Trägerin derſelben. Seidenzeuge, wie auch die gewöhnlichen Bedürfniſſe weiblichen Schmuckes, ſind vielleicht in unſern Läden eben ſo wohlfeil zu haben, als in den Pariſer Läden; aber ſobald man die Menge der kleinen Putzſachen und Zierrathen erwägt, die hier zum Schmucke einer Dame gehören, ſo wie zur Verzierung des Geſellſchaftsſaals, oder

zur Ausſtattung des Boudoirs in dieſem Lande, ſo ſind dieſe Dinge bei uns entweder ganz unbekannt, oder man könnte ſie nur für das dreifache und vierfache des Preiſes bei uns erhalten, den man hier dafür zu zahlen braucht. Uns fehlt nämlich durchaus der eigenthümliche Stand von Krämern, den man nur in Europa antrifft. Unter Krämern verſtehe ich nehmlich jene beſcheidene Klaſſe von Handelsleuten, die ſich mit mäßigem Vortheil genügen laſſen, die höchſtens auf ein anſtändiges Auskommen Anſpruch machen und auf die hinreichenden Mittel, ihre Kinder in ähnliche angenehme Verhältniſſe, als ſie ſelbſt kennen gelernt, einzuführen. Dieſes folgt aber aus dem fortſchreitenden Streben in einem jungen und kräftigen Vereintwirken, wo das geſellige Leben keine künſtliche Beſchränkungen antrifft, außer den wenigen, die ſich mit der jetzigen Civiliſation vertragen und mit dem Schwanken der Hoffnung, das ſich ihnen hinzugeſellt. Der Mangel dieſer Klaſſe von Verkäufern beraubt gleichwohl die Amerikaner mancher Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, die ſie um eben ſo billigen Preis haben könnten, wenn nicht die ſpekulative Verwerthung der Dinge jede unſerer Unternehmungen beherrſchte. In Paris ſind der Mann oder die Frau, die einer Herzogin eine artige Tändelei verkaufen, meiſtens zufrieden, wenn ſie ihr beſcheidenes Mittagsmahl in einem kleinen an den Laden ſtoßenden Zimmerchen verzehren, und in dem „Entreſol“ über demſelben ihre Nachtruhe ſuchen kön-

nen; daher ſuchen ſie keinen höhern Gewinn, als blos hinreichenden zur Befriedigung ihrer geringen Bedürfniſſe. Der Druck der geſelligen Verhältniſſe drängt ſie in dieſe Schranken zurück. Bei uns iſt die Sache umgekehrt, und der Conſument zahlt höhere Abgaben, als nothwendige Folge davon. Je mehr wir aber uns an das Bedürfniß dieſer geringfügigen Dinge gewöhnen werden, deſto mehr wird häufiger Bedarf allmählich den Werth dieſer Waaren herabſetzen, und wir werden ſie alsdann verhältnißmäßig eben ſo wohlfeil bekommen, als wir jetzt die gewöhnlichen Seidenwaaren und Shawls bei uns erhalten. Für jetzt müſſen wir zugeben, daß unſere Läden im Vergleich mit denen in London und Paris nur eine gleichgültige Figur machen. Und es fragt ſich noch, ob wohl unſere beſten Läden mit denen vierten Ranges in London oder mit denen dritten Ranges hier in Paris einen Vergleich aushalten; wenn auch vielleicht manche Seidenwaarenhändler bei uns möglicherweiſe von dieſer Regel auszunehmen ſind.

Das Reſultat meiner Erfahrungen in dieſem Punkte giebt mir die Ueberzeugung, daß, ſo lange man entſchloſſen iſt, blos mit den Gewöhnungen zufrieden zu ſein, die die Lebensweiſe in Newyork darbietet, worunter ein großer Ueberfluß, viele Bequemlichkeiten und ſelbſt manche Annehmlichkeiten, die man hier entbehren muß, einſchließlich zu verſtehen ſind, wie der allgemeine Gebrauch von Fußteppichen und manche fremde Bedürfniſſe, die von den

europäiſchen Märkten durch mancherlei handelbeſchützende Anordnungen ausgeſchloſſen ſind, während man dagegen bei uns eine große Anzahl von Mitteln, das Leben zu verannehmlichen und zu verſchönern, die in Europa ganz gewöhnlich ſind, nicht kennt; daß man alsdann mit beträchtlich wenigerem Gelde in Newyork auskommen könne, als in Paris, gewiß alſo in Newyork weit weniger ausgeben wird, als in Paris, wenn man überdieß hier vielen Umgang mit der großen Welt ſuchen will.

Ausflug an den Rhein.

Achter Brief.

Vorbereitungen zur Abreiſe aus Paris. — Reiſezurüſtungen. — Unſer Reiſeplan. — Schloß Ecouen. — Das Kreuzfenſter. — Senlis. — Peronne. — Cambray. — Ankunft an der Grenze. — Abweichung des Nationalcharakters. — Mons. — Brüſſel. — Ein Volksfeſt. — Die Gemäldegallerie. — Wahrſcheinliche Theilung Belgiens.

Mein lieber — —

Wir hatten ſchon geraume Zeit Vorbereitungen zu unſerem Sommerausfluge gemacht, waren aber nicht im Stande, vor dem 18. Juli Paris verlaſſen zu können. Das Ziel unſerer Reiſe blieb unbeſtimmt, da Geſundheit und Vergnügen einzig unſer Zweck war. Weil aber ein Theil unſerer Geſellſchaft Belgien noch nicht geſehen hatte, ſo war man darüber einig, dieß Land im Anfange zum Ziele unſerer Reiſe zu wählen, möchte auch das Ende derſelben ſein, wo es wolle. Die alte Kaleſche

wurde daher zu dieſem Zwecke ausgerüſtet, mit einem Hinterſitz für François und Jette (die ſächſiſche in Deutſchland gedungene Kammerzofe) eingerichtet, der Waſchbehälter oberhalb befeſtigt, die Flaſchenkeller gefüllt, die Päſſe unterſchrieben und die Poſtpferde beſtellt. Wir pflegen uns auf die Leichtigkeit, in Amerika zu reiſen, nicht wenig einzubilden; und es leidet keinen Zweifel, daß ſo lange einer dort im Dampfboote oder auf der Eiſenbahn ſich befindet, und mit der Schnelligkeit zu reiſen ſich genügen läßt, ſich kein Theil der Welt mit uns meſſen kann, in Rückſicht der zurückgelegten Entfernungen; aber wir entbehren durchaus den höchſten Reiſegenuß, der ohne Frage nur durch die Extrapoſtfahrt erreicht werden kann. Mittelſt dieſer Art zu reiſen, bleibt der Reiſende ſeiner eigenen Laune überlaſſen und kann über ſeine Zeit nach Gutdünken verfügen, kann ſich hinbegeben, wohin es ihm gefällt, und ſich aufhalten, wo und ſo lange es ihm gutdünkt; und was die Schnelligkeit betrifft, ſo kann man, wenn man will, gemächlich zehn (engliſche) Meilen in einer Stunde zurücklegen, wenn man eine Kleinigkeit mehr bezahlt, oder man kann auch mit halb ſo großer Eile reiſen, wenn man ſolches vorzieht. Dabei darf ein guter Bedienter und ein guter Wagen nicht fehlen, und beide kann man recht billig in dieſem Theile der Erde ſich anſchaffen.

Noch nie empfand ich die Vortheile dieſer Art zu reiſen, nachdem ich, wie ich glaube, bereits alle Arten

des Reiſens verſucht habe, ſo wie die Vortheile der Pariſer Lebensart überzeugender, als bei dieſer Gelegenheit. Bis zum letzten Augenblicke war ich unentſchloſſen, welchen Weg ich wählen ſollte. Der Hausrath in unſerer Wohnung war mein Eigenthum, und unſere Abſicht war, nach Paris wieder zurückzukommen, um den nächſten Winter hier zu bleiben. Unſer Gepäck war am Morgen früh aufgepackt worden. Der Wagen ſtand im Hofe zum Anſpannen bereit; und um zehn Uhr ſaßen wir noch gemächlich beim Frühſtücke, wie gewöhnlich, ohne daß irgend etwas in unſerer Umgebung den nahen Aufbruch erwarten ließ. Gleich alten Reiſenden vom Fach, hatten wir unſer Gepäck auf kundige Weiſe auf den kleinſten möglichen Umfang reducirt; ſo wurde in unſerem Hausrath nichts verändert oder verſtört, ſondern Alles blieb in der gewohnten Ordnung. Hieraus können Sie ſich vorſtellen, wie wenig Umſtände hier das Reiſen macht, wenn Sie dabei berückſichtigen, daß hier überdieß von einer Familie von Fremden die Rede iſt, die gleichwohl im Begriff war, in einer halben Stunde eine Reiſe von mehreren Monaten anzutreten, und die noch nicht wußte — wohin.

Fünf Minuten vor Zehn zeigte das Knallen der Peitſche uns die Ankunft der Poſtpferde an. Die porte-cochère öffnet ſich, und zwei Anhänger der alterthümlichen Stiefel kommen herein, jeder ein Pferd reitend, das andere führend. Alles dieß geſchieht in der Stille,

und als müſſe es ſo ſein; die Roſſe werden eingeſpannt, ohne unnützes Ausfragen, und die beiden gerüſteten Reiſigen ſtellen ſich jeder neben ſein Geſpann. Unterdeſſen ſind wir in die Kaleſche geſtiegen und haben der Köchin Lebewohl geſagt, welcher die Obhut der Wohnung anvertraut wird, ein Auftrag, der auch eben ſo gut blos dem Portier hätte gegeben werden können; wir winkten der Familie des Herrn von B — — unſere Abſchiedsgrüße zu, ſo wie den übrigeu Bewohnern des Hotels, die gedrängt aus den Fenſtern blickten, um uns abreiſen zu ſehen. Noch bis zu dieſem Augenblicke war ich nicht mit mir einig, welchen Weg wir nehmen würden! Unſer Paß lautete nach Brüſſel, und in jenem Jahre, wie Ihnen erinnerlich ſein wird, reiſten wir dahin über Dieppe, Abbeville, Douay und Arras. Das: „Par quelle route, Monsieur?“ des Poſtilions, der das Sattelpferd ritt und mit einem Fuß im Steigbügel ſtand, im Begriff, ſich aufzuſchwingen, brachte mich zum Entſchluß. — „A St. Dénis!“ Die Frage machte eine Antwort nöthig, und meine Zweifel endigten, wie Zweifel zu endigen pflegen, indem man den nächſten betretenen Pfad einſchlägt.

Der Tag war kühl und äußerſt windig, während das Thermometer am vorigen Nachmittag unverändert auf 98° im Schatten geſtanden hatte. Wir waren genöthigt, mit geſchloſſenen Kutſchenfenſtern zu reiſen, da das Wetter durchaus winterlich ſich anließ. Als wir durch die Straßen fuhren, riefen gemeine Weiber hinter

uns her: „die dort flüchten vor der Cholera;“ eine Beſchuldigung, die, wir wußten es wohl, unverdient war, da wir in den ſchrecklichen Monaten April und Mai nicht von der Stelle gewichen waren. Aber die leidenſchaftlichen Aeußerungen des großen Haufens beobachten eben ſo wenig richtige Unterſcheidungen, als die Lieblingsmeinungen der Großen; der irrige Unterſchied zwiſchen beiden beſteht darin, daß man den einen Theil für beſſer hält, als den andern.

Als wir den Ort erreichten, wo die Könige von Frankreich begraben liegen, ſo faßten wir den Entſchluß, in Senlis zu übernachten, das nur noch vier Stationen weiter entfernt lag, nehmlich die kleine Stadt, die uns bei unſerem Beſuch im Jahre 1827 ſo ſehr gefiel. Dieſe Abſchweifung von der geraden Richtung führte uns an Goneſſe vorüber und durch einen Bezirk von Kornfluren, der weniger einförmig war, als die meiſten Heerſtraßen, die von Paris ausgehen. Wir hatten eine hübſche Ausſicht nach dem Schloſſe Ecouen, welches ſich groß und ſtattlich ausnahm in ſeiner Lage auf einem freien Hügel. Ich weiß nicht, in welche Hände dieſer ausgedehnte Bau ſeit dem unglücklichen Abſcheiden des letzten Prinzen von Condé gefallen iſt; doch hoffe ich, daß es dem jungen d'Aumale zugefallen iſt, denn dieſer rühmt ſich, wenn ich nicht irre, der Abſtammung von den Montmorency's mittelſt irgend einer Zwiſchenheirath, und iſt dieſes nicht der Fall, ſo ſtammt er doch

aus einem Geſchlechte, das gewohnt iſt, in Paläſten zu wohnen. Ich glaube wenigſtens nicht zu erleben, daß dieſe hiſtoriſchen Bauten ſämmtlich in Manufakturgebäude umgewandelt werden; noch bin ich nicht ſo ſehr den neuern Nützlichkeitsanſichten ergeben, um zu glauben, daß die Poeſie des Lebens nicht ebenfalls beitragen könne, die Welt zu beſſern oder ihr zu nützen. Der kalte nakte Utilitarier trägt ein Schwerdt, das eben ſo wohl Beulen ſchlägt, als es ſchneidet; und der athemloſe, ſchachernde Ariſtokrat, gleich dem Taſchendiebe, der im Gedränge wider uns anrennt, ehe er ſeinen Diebſtahl begeht, trägt eines, das eben ſo gut ſchneidet, als es Beulen verſetzt.

Wir befanden uns in Ecouen kurze Zeit vor dem Tode des letzter Beſitzers, und beſuchten ſeine weiten aber verlaſſenen Hallen mit warmer Theilnahme. Dieſe Burg war zuerſt von einem Montmorency, wie ich glaube, während oder doch um die Zeit der Kreuzzüge erbaut worden, hat aber ſeither viele Veränderungen erlitten. Noch jetzt enthält es manche merkwürdige Spuren des Geſchmackes jener alten Zeiten. Der alte Diener, der uns durch das Gebäude herumführte, war ein eben ſo treues Ueberbleibſel, als wir eins irgend an dieſer Stelle ſahen. Er hatte die Familie des Beſitzers ins Exil begleitet und viele Jahre mit ihr in England zugebracht. Im geſchmeidigen, ehrfurchtsvollen und zarten Benehmen würde er dem Hofe Ludwigs des Vierzehnten

Ehre gemacht haben; auch war ſein Verſtand ſeines feinen Betragens nicht unwürdig. Dieſer Mann war übrigens der einzige Franzoſe, von dem ich jemals erfahren, daß er einen Engländer, (oder, wie dieß mit mir der Fall war, den er für einen Engländer hielt) nach der ehemaligen Weiſe, mit Mylord angeredet hatte. Dieſer Gebrauch iſt nehmlich, ſo viel ich erfahren, ganz abgekommen.

Ich erinnere mich, daß ich von dieſem höflichen Alten den Urſprung der gewöhnlichen Benennung croisée gelernt habe, die häufig in großen Gebäuden ſtatt des ſonſtigen Ausdruckes fenêtre gebraucht wird. Zu jener Zeit nehmlich, als jedes Mannes Herz und Wunſch von der Aufregung und der Theilnahme für die Kreuzzüge erfüllt war, und man noch wähnte, ſich mit dem Schwerdt den Weg in den Himmel zu erkämpfen, da war das Kreuz ein Sinnbild, das in keinem Schmucke fehlen durfte. So ließ man in der Mauer die Oeffnung für das Fenſter auch nicht der Zierde eines ſteinernen Kreuzes in der Mitte entbehren. Die verſchiedenen Abtheilungen der Gemächer wurden ebenfalls der Geſtalt des Kreuzes nachgebildet, wie das Wort croisée von croix. Alles das iſt ziemlich einfältig, und es giebt wohl wenig Leute, die dieſes nicht wüßten; aber während ich die Verzierungen im Schloſſe Ecouen betrachtete, fielen meine Augen auf deſſen Thüren, und da entdeckte ich Kreuze in den gebräuchlichſten Dingen. In Amerika

giebt es kaum irgendwo eine panellirte Thüre, die älter als zwanzig Jahre wäre, die nicht ebenfalls augenſcheinlich dieſen uralten Eifer bekundet, oder, wenn Sie wollen, von dem frommen Aberglauben entſchwundener Jahrhunderte Zeugniß giebt. Die Form der Thüre beſteht aus dem äußeren Rahmen, in deſſen Mitte ein Kreuz eingefügt iſt, und die Zwiſchenräume ſind mit dem Getäfel gefüllt, wie das Geſtelle eines Fenſters mit Scheiben. Die Genauigkeit in der Form, das Alterthum dieſer Gewohnheit, ſeine Uebereinſtimmung mit dem gewöhnlichen Geſchmack und das Unthunliche, eine andere Urſache für dieſe gebräuchliche Einrichtung ſonſt woher aufzufinden, laſſen über den von mir angegebenen Urſprung derſelben, wie ich meine, keinen Zweifel übrig; obſchon ich mich nicht entſinne, bei irgend einem Schriftſteller eine ähnliche oder abweichende Meinung über dieſen Gegenſtand geleſen zu haben. Wenn meine Vermuthung gegründet iſt; dann haben wir Proteſtanten, obſchon wir aus Widerwillen, um nicht zu ſagen, aus Thorheit, dieſes Sinnbildes uns begeben hatten, weil wir das Vorurtheil hegten, es vertrage ſich nicht mit der Reinheit unſerer Glaubensmeinungen, dennoch, ohne es ſelbſt zu wiſſen, das Kreuz in unſern gewohnten Umgebungen immer beibehalten. Indeſſen ſind die Tage der puritaniſchen Vortrefflichkeit, wie der puritaniſchen Gebrechlichlichkeit gezählt (und es iſt Nichts gebrechlicher als Selbſtüberſchätzung und der daraus hervorgehende Mangel an

an Nächſtenliebe), denn die Menſchen fangen allmählig an, einen Unterſchied zwiſchen den Uebertreibungen der Religionsſchwärmerei und der ſanften Duldung des rein⸗chriſtlichen Sinnes zu machen. Ich kann wohl ſagen, daß ich niemals niederträchtigere, entwürdigendere und gemeinere Schlechtigkeit, ſowohl in Worten als in Werken, anzutreffen das Unglück hatte, als ich bei Leuten, mit denen ich auf der Schule bekannt wurde und in nähere Berührung kam, Söhnen jener frömmelnden Vorfahren, entdeckte, die nicht allein ſich ſelbſt für Heilige hielten, ſondern auch wähnten, die Stammväter ganzer Heiligen⸗geſchlechter werden zu müſſen. Es iſt eine traurige Wahrheit, daß eine anſtändige ehrenfeſte Sitte weit mehr zur Unterdrückung jener Verkehrtheiten beiträgt, als alle Dogmen, welche jene Frommen in das Land ein⸗gebracht haben.

Wir erreichten Senlis noch zu rechter Zeit, um unſer Mittagsmahl zu halten, und während dieſes berei⸗tet wurde, ſtrichen wir im Orte umher, um die Gefühle in uns zu erneuern, mit welchen wir vor fünf Jahren dieſe Umgebungen betraten. Aber, leider! dieſe Freude, wie jede andere Freude der Jugend, läßt ſich nicht nach Launen wieder zurückrufen. Kaum konnte ich mich über⸗zeugen, daß es noch dieſelbe Stadt ſei. Die Mauern, die ich mir damals mit den bewaffneten Mannen der Karle von Frankreich und der engliſchen Heinriche und Eduarde beſetzt träumte, hatten jetzt alle einzelnen Reize

für mich verloren und erſchienen mir unanſehnlich und ganz gewöhnlich; und das Thor, von welchem wir damals die Trompetenklänge der Herolde vernahmen und die ſtolzen Antworten auf die kecken Aufforderungen zur Uebergabe, konnten wir kaum für daſſelbe wieder erkennen. Halb Europa war aber ſeit der Zeit durchzogen worden, ſeit wir, als Neulinge von Amerika gekommen, jenen erſten Beſuch hier machten, und noch eben recht aufgelegt waren, jeden Ueberreſt früherer Jahrhunderte und verſchollener menſchlicher Verhältniſſe anzuſtaunen.

Nachdem wir durch das Gefühl der Fehlſchlagung verſtimmt, von der Alterthümerſchau aus der Stadt zurückkamen, wurden wir im Gaſthofe deſto angenehmer überraſcht. Wir fanden alles ſauber, erhielten ein gutes Mahl, und, was in Frankreich faſt durchgehends der Fall iſt, wir bekamen auch gute Betten. Ich entſinne mich nicht, jemals ermüdeter geweſen zu ſein, als mich dieſe kurze Strecke der fünf Stationen von Paris aus bis hierher gemacht hatte. Das ſchlechte Pflaſter, das achtungsloſe und nachläſſige Fahren der Poſtilione, bei denen es ein Ehrenpunkt iſt, über das ſchlechte Pflaſter in den Dörfen im Galopp zu jagen, und die überdieß ein ausgezeichnetes Mitgefühl für die Schmiede haben, machen immer die acht oder zehn, Paris zunächſt befindlichen Stationen zu den unangenehmſten Reiſen aus oder nach der franzöſiſchen Hauptſtadt.

Um ſechs Uhr ſpeiſten wir, durchmuſterten die Se-

henswürdigkeiten von Senlis, und es war noch heller Tag, als wir uns niederlegten!

Der folgende Morgen war erfriſchend und angenehm, und ſo wandelte ich dem Wagen voraus. Ein Holzhauer war auf einen Gang in den Wald begriffen, um Reiſig zu hauen, und wir knüpften ein Geſpräch mit einander an. Der Mann verſicherte mich, er könne nur zehn Sous mit ſeinem Tagewerk verdienen! Die Ausſicht nach dem Kirchthurme von Senlis war herrlich, und dieſes weckte leiſe Erinnerungen an das fünfzehnte Jahrhundert.

Sie ſind ebenfalls gereiſt, und mit mir ſo oft von und nach Paris gekommen, daß ich nichts weiter hinzufügen kann, als daß wir dieſelbe Eintönigkeit bei dieſer Gelegenheit, wie ſonſt jedesmal, empfanden. Wir kamen bei guter Zeit nach Peronne und beſtellten gute Betten. Vor dem Eſſen ſpazierten wir um die Wälle, die für ſich allein recht hübſch ſind, wiewohl die Stadt ſich in einer Moorgegend befindet, wodurch ſie eben ſo wenig leicht einzunehmen iſt, als ſie uns für ſich einzunehmen vermochte. Vergebens forſchten wir nach einigen Zügen, um das Gemälde von „Quentin Durward“ wiederaufzufriſchen. Nichts, das einem Soldaten ähnelte, war im Orte zu ſehn, obſchon man mit dem Bau von Baracken beſchäftigt war. Die Franzoſen ſind augenſcheinlich an dieſer Grenze weit weniger auf ihrer Huth, als an der öſtlichen, oder der Oeſterreich berührenden Linie.

Am nächſten Morgen darauf frühſtückten wir in

Cambray. Hier fanden wir eine Garniſon und bemerkliche Lebhaftigkeit. Die kleine Veſte hat eine hübſche Lage und die Esplanade bietet einen angenehmen Spaziergang dar. Wir beſuchten die Hauptkirche und ſahen ein Denkmal Fenelons von unſerem Freunde David; dieſes Kunſtwerk erfreute uns nicht wenig; es gehört zu ſeinen vorzüglichſten Arbeiten. In der Nähe von Valenciennes brach uns etwas am Fuhrwerk entzwei, und wir mußten uns deßhalb zwei Stunden aufhalten. Hier befand ſich eine weit zahlreichere Garniſon, der Ort ſelbſt war in beſſerm Vertheidigungszuſtande, und die Truppen zogen mit ihrem auf einem Marſche erforderlichem Gepäck auf die Wache; die Urſache von dem Allen war, daß dieſes die letzte befeſtigte Stadt an der Straße iſt. Vor ſieben Uhr konnten wir die Grenze nicht erreichen, und die franzöſiſchen Poſtilione brachen nochmals eine Felge entzwei, ehe wir ihrer los werden konnten, wodurch wir wieder eine Stunde lang aufgehalten wurden. Jetzt befanden wir uns in einer niedrigen ſumpfigen Gegend, eben recht für die Cholera geeignet; es war gerade die Stunde, in welcher die kleinen miasmatiſchen Unholde am thätigſten ſein ſollen, und was das Maß voll machte, wir hörten, die Cholera ſei wirklich im Dorfe. Die Kutſchenfenſter wurden zngemacht, während ich von Thür zu Thür weiter ſpazirte, um meine Unbehaglichkeit durch den Reiz der Neugier zu mildern. Die Gewöhnung hatte uns aber ziemlich gleichgültig

geſtimmt, und unſer kleiner P — — brachte Alles ins Reine, indem er bemerkte, es habe hier gar nichts zu ſagen; denn hier ſtürben täglich nur zwei oder drei Menſchen, ſtatt daß deren in Paris tauſende hingerafft würden! Aeltere Köpfe beruhigen ſich bisweilen auch in bedenklichen Lagen durch keine triftigeren Gründe.

Die Verſchiedenheit des Nationalcharakters iſt, ſobald man Belgien betritt, ſo offenbar, daß ſolches allen Reiſenden auffallen muß. Die ganze Gegend gehörte vor nicht gar langer Zeit zu Flandern. Dieſelbe Sprache wird noch geſprochen; dieſelbe Religion in beiden Ländern heilig gehalten, und dennoch ſcheint ein eigenartiger moraliſcher Einfluß von beiden Hauptſtädten aus ſich durch jedes derſelben zu verbreiten, bis ſie einander an der Grenze begegnen, wo man ſich beiderſeits durch die geographiſche Trennung abgeſondert hält. In dieſes Dorf zogen wir im Gallopp ein, während wir mit der leichtherzigen franzöſiſchen „étourderie” darauf los fuhren, und verließen den Ort ganz gelaſſen, unter der Leitung von Poſtilionen, welche in philoſophiſcher Ruhe ſchmauchten, während ihre ungeſchlachteten Roſſe gleich Elephanten trabten.

Es war ſchon ſpät, als wir in Mons ankamen und in ein Gaſthaus einkehrten, das ohne die geringſte Ausnahme reinlich war; daher eilten wir am andern Tage auch ganz und gar nicht mit der Weiterreiſe. Der Abſtand von Brüſſel war zu gering, ſo daß wir ganz nach

Bequemlichkeit uns auf den Weg machten, und ſchon um drei Uhr im Hotel de l'Europe uns befanden. Es war gerade ein feſtlicher Tag; die Jahresfeier des Einzugs von König Leopold, der jetzt gerade ein Jahr lang regiert hatte. Während wir noch bei Tiſche ſaßen, kam er an den Fenſtern vorüber, um ſich ins Theater zu begeben. Das königliche Gefolge war nicht ſonderlich glänzend, es beſtand aus vier zweiſpännigen Wagen, die übrigens dem Kutſcher hinreichende Arbeit machten, als ſie den furchtbaren Abhang von dem großen Platze herabkamen.

Jetzt ſind Sie mit mir ſchon dreimal in Brüſſel und ich werde den alten Weg nicht nochmals durchmuſtern. Blos einige vorzüglich intereſſante Stellen beſuchten wir von neuem, und nahmen auch einige früherhin überſehene Gegenſtände in Augenſchein. Unter andern thaten wir einen Blick in die frühervergeſſene Gemäldegallerie, die unſern Erwartungen durchaus nicht entſprach. Die flanderiſche Schule erregte bei uns natürlich große Erwartungen; aber nur ein herrliches Werk von Gerard Douw und einige andere Gemälde machten auf uns einen guten Eindruck; was aber die ganze Sammlung betrifft, ſo räumten wir der Malerei der neuern Zeit den Vorzug ein,

Es ſcheint, daß der König eine große perſönliche Popularität beſitzt, denn ſelbſt diejenigen, welche meinen, der jetzige Zuſtand der Dinge werde nicht lange dauern, und die deßhalb ſeine politiſchen Gegner ſind, pflegen mit Achtung von ihm zu ſprechen. In der Stadt befinden

ſich nur wenige Fremde, obgleich es hier durch die Anweſenheit des Hofes jetzt viel lebhafter geworden iſt, als dieß in frühern Jahren der Fall war. Die Ausſichten des Publikums ſind indeſſen ziemlich trübe; denn dieſes Reich kann vielleicht ſchon in einer Woche zu einem Kriege um ſeiner Selbſterhaltung willen gezwungen werden. Gar Viele halten dafür, die Sache werde durch eine Theilung beendigt werden, wobei Frankreich, Preußen und Holland die Hauptantheile erhalten würden. Ich zweifle übrigens nicht, daß Jedermann aus einer Veränderung der Dinge Vortheil ziehen könne, diejenigen ausgenommen, welche dieſe Veränderung veranlaſſen mögen.

Neunter Brief.

Mecheln. — Die Gemäldeſammlung daſelbſt. — Antwerpen. — Die Hauptkirche. — Ein flandriſcher Quackſalber. — Flamändiſche Namen. — Die Gemäldegallerie in Antwerpen. — Wappers Holzſchnitte. — Van Lankeren's Gemälde. — Die Brüſſeler Boulevards. — Die königlichen Wohnungen. — Der Palaſt des Prinzen von Oranien. — Die Gemäldegallerie des Prinzen Auguſt von Ahremberg. — Engliſcher Spott über Amerika.

Lieber — —,

Nach einer mit François gepflogenen Berathung, ſchickte ich die Reiſekutſche zum Stellmacher, um derſelben ganz neue Räder machen zu laſſen, denn Brüſſel iſt eine wagenkünſtleriſche Stadt; dann nahm ich eine „voiture de remise" und ſo fuhren wir hinunter nach Antwerpen. Während die Pferde ausruheten, nahmen wir in Mecheln die Gemäldegallerie in Augenſchein. Von Manchen wird „der wunderbare Fiſchzug" für das Meiſterſtück von Rubens angeſehen, und ich gebe zwar nach, daß die Erfindung kühn und die Färbung prachtvoll ſei, indeſſen finde ich doch zuviel von der grellen Manier dieſes Künſtlers in dem Bilde, als daß ich ſie dem Gegen-

ſtande angemeſſen nennen könnte. Den bemerkenswertheſten Punkt bei dem Studium der verſchiedenen Schulen gewährt die Beobachtung, wie mächtig äußere Umſtände auf jede von ihnen eingewirkt haben, und wie überhaupt das Schönheits-Ideal eines Künſtlers ſich dem herrſchenden Geſchmacke unterordnet. Für Jemanden, der die Kunſtwerke verſchiedener Länder geſehen hat, wird es unmöglich, die Werke eines Morillo, Rubens oder Raphael mit den Werken verſchiedener Schulen zu verwechſeln, und dieſes ohne Rückſicht auf ihre eigenthümliche Manier, ſondern ſchlechthin als Spanier, Flamänder oder Italiener. Darunter findet ſich nur bei Rubens einiges Streben, die Niederländer zu entniederländern. Er ſcheint an der groben Manier Gefallen gefunden zu haben, wie Raphael an der zarten, niedlichen, ſchönen. Aber Raphael vermochte öfter aus ſich herauszugehen, wie er auch that, und ſich zum Erhabenen aufzuſchwingen, und dann war er vollkommen, denn ſeine Erhabenheit war eine reine und vollendete.

Kurz vor Eſſenszeit kamen wir in Antwerpen an. Der Zuſtand dieſer Stadt war ſonderbar; die Holländer waren im Beſitze der Citadelle; die Stadt ſelbſt, von ihren dermaligen Feinden bewohnt, war jener ganz und gar blosgeſtellt. Die Straße von Brüſſel nach Antwerpen wird theilweiſe von ihr beherrſcht, und wir ſahen von ihren tiefen Werken aus — denn in Flandern beſteht die Befeſtigungskunſt in dem möglichſt tiefen Eingraben in die Erde — ihre Flaggen wehen, als wir der Stadt

näher kamen. Mehrere holländiſche Kanonenböte lagen auf dem Fluſſe abwärts von der Stadt, und in den Krümmungen der Schelde weiter hinab gewahrten wir einige vor Anker liegende Fregatten und Korvetten. Um die Werke ihrer Feinde unnütz zu machen, hatten die Belgier eine Art von befeſtigtem Lager errichtet, indem ſie die Werfte mit eilig aufgeworfenen Wällen umgaben, wobei ihnen die Befeſtigungswerke der Stadt ſelbſt zum Stützpunkte dienten.

Einer unſerer erſten Beſuche galt der Hauptkirche. Dieſes ſchöne Gebäude war in den neuerlichen Gefechten ohne wichtigere Beſchädigung verblieben, obgleich die Beſatzung der Citadelle einige Schuſſe nach dem Thurme derſelben richtete, wahrſcheinlich mehr in der Abſicht, um ſpähende und kundſchaftende Blicke von dort wegzuſcheuchen, da deſſen beträchtliche Höhe eine Ausſicht aus der Vogelperſpektive über Alles gewährt, was innerhalb der Werke der Citadelle vorgeht. Die berühmten Gemälde von Rubens waren in maſſivgezimmerte Behälter verwahrt worden, um ſie vor den Bomben zu ſchützen, und daher waren ſie auch für uns unſichtbar.

Von Kirche zu Kirche ſahen wir Proceſſionen von Bauern ziehen, faſt den ganzen Tag hindurch, um Hülfe wider die Cholera zu erflehen, welche, im Vorbeigehen geſagt, wider alle Regel, ungeachtet des flachen und ſumpfigen Bodens, in der Gegend umher in weit leichterer Form auftritt. Die Flamänder ſtehen in dem Ruf

zu den am meiſten bigotten Katholiken zu gehören, und dabei das unwiſſendſte Volk in ganz Europa zu ſein.

Dieſer Umſtand erklärte gewiſſermaßen den Aberglauben und die Einfalt der erſten Bewohner von New-York, die weit häufiger von Flandern, als von Holland abſtammen. Ich habe auch viele unſerer Familiennamen in Flandern wiedergefunden, in Holland aber kaum Einen angetroffen. Die Mundart bei uns ſteht der Flamändiſchen auch weit näher, als der eigentlich Holländiſchen; doch können wir mit Recht muthmaßen, daß ſich dort ebenfalls holländiſche Anſiedler befunden haben, da die ganze Provinz den Holländern gehörte. Heute hörte ich einem Kerl zu, der Quackſalber-Arzneien und erbärmlich gedruckte Legenden zu einem Singſang feilbot, den in Tonweiſe und Allem ſonſt, ich ganz gewiß überzeugt bin, in Albany gehört zu haben, als ich noch ein Schulknabe war. Der beharrliche Charakter und die ſich gleichbleibenden Gebräuche dieſes Volks haben gleichfalls viel Aehnlichkeit mit denen, die ehemals in unſerm Lande üblich waren, bis der Einfluß der Einwanderungen von Oſten her alles frühere Dageweſene, ſogar die „Suppenpfanne“ hinwegraffte. Ich erinnere mich, daß dieſer nämliche Quackſalber denſelben Geſang auf demſelben Flecke im Juni 1828 herunterleierte, als wir unſern erſten Beſuch in Antwerpen machten. Der Vorfall machte mir außerordentlichen Spaß, da ich ſah, daß dieſer Kerl dieſelbe Stelle zu demſelben Zweck wieder eingenommen

hatte, auf der er vor fünf Jahren geſungen und feilgeboten, während in der Zwiſchenzeit eine Revolution das Land durchzog. Dieſes iſt zugleich charakteriſtiſch; ebenſo wie manche unſerer einfachen Mitbürger noch immer in demſelben Traum fortleben, als wären wir nach wie vor die Angehörigen der vereinigten Niederlande.

Die flamändiſche Sprache hat manche Worte, die in der Schreibart franzöſiſch ſind, aber etwas ganz Anderes bedeuten. Ein ſolches Wort iſt das „de", welches im Franzöſiſchen, ohne deutliche Hörbarkeit des letzten Buchſtaben ausgeſprochen, ein Verhältnißwort iſt, und gewöhnlich „von" bedeutet. Vor einem Eigennamen iſt es, ohne mit demſelben zu verſchmelzen, ein unveränderliches Zeichen des Adels; denn es wird daher öfter den Familiennamen derſelben vorgeſetzt, ſobald ſie dieſen Rang erhalten, gleich dem deutſchen Wörtchen: „von". Im Flamändiſchen iſt es ein Artikel, wird genau ſo ausgeſprochen, wie ein Holländer unſer „the" ausſpricht, und bedeutet auch daſſelbe. So bedeutet „de Witt" nichts anders als: „der Weiße;" denn die Flamänder bedienen ſich des Artikels, um Dinge und Eigenſchaften derſelben Art zu bezeichnen, wie die Franzoſen ebenfalls. „Mynheer de Witt" iſt alſo gleichbedeutend mit „Monsieur le Blaac," oder wie Monſieur du Bois bei den Franzoſen, und das Eine heißt nichts anders als: Herr Weiß, wie das andere: Herr Holz heißen würde. So nahe ſtimmt dieſe Sprache mit der engliſchen überein, daß es mir möglich war,

ganze Sätze zu verſtehen, wenn ich durch die Straßen ging. Bis jetzt waren wir in Newyork der Meinung, das Holländiſche ſei durch das Engliſche verdorben worden; doch nunmehr glaube ich, daß die Verderbniß ganz den umgekehrten Weg ging. *)

In Paris hatten wir die Bekanntſchaft eines flamändiſchen Künſtlers von großen Verdienſten gemacht, und dieſer, ein Herr Wappers, holte uns heute freundſchaftlich ab, um mit ihm die Gallerie zu beſehen. Die Sammlung iſt nicht beſonders groß, auch nicht reich an ausgezeichneten Gemälden, ſondern enthält meiſtens nur Altarblätter aus verſchiedenen Kirchen. Die meiſten Gemälde ſind von Rubens, Vandyk und einigen ältern Meiſtern. Die des Vandyk ſind meines Dafürhaltens die beſten. Im Ganzen fiel es mir auf, daß dort weit mehr merkwürdige als wirklich anziehende Gemälde zu ſehen waren, wiewohl alle in dieſer Gallerie einen entſchiedenen Werth haben und Einer Schule angehören. Eine Studienarbeit, „die Abnahme vom Kreuze," befand ſich unter ihnen, die mir weit mehr Genuß als alle übrigen Sachen gewährte. Gewiß mußte Vandyk in unſerer Hochſchätzung

---

*) Dieſe ganze ſprachliche Digreſſion ſtellt den Verfaſſer zwar weder als großen Kenner der europäiſchen Sprachverwandtſchaften, noch als Sprachkundigen überhaupt dar, doch glaubt der Ueberſetzer, ſchon der Vollſtändigkeit wegen, dieſe Stelle nicht unterdrücken zu dürfen.

ſteigen, nachdem wir hier einen ſo genauen Vergleich mit ſeinem großen Mitbewerber anſtellen konnten; er iſt überhaupt dem menſchlichen Gefühle mehr entſprechend, als Rubens, der eine Art von niederländiſchen Rieſen in der Kunſt vorſtellt, der aus den natürlichen Verhältniſſen heraustritt, und immer das Rieſenhafte im Auge behält.

Herr Wappers erlaubte uns auch, ſein eignes Kabinett zu beſchauen. Er gehört der Schule der großen flandriſchen Meiſter an, und ſteht in ſeiner Kunſt auf hoher Stufe, in manchen Hauptſachen von entſchiedener Wichtigkeit. Bemerkenswerth war es, wie ſich in den Arbeiten dieſes jungen Künſtlers nachweiſen ließ, daß er immerfort Rubens und Vandyk vor Augen hatte, aber ihnen nachbeſſernd durch die Eingebungen ſeines eignen Genius. Sein Styl hält faſt die Mitte zwiſchen den beiden Vorbildern, größer und kühner als der des Vandyk, aber weniger rieſenmäßig, als Rubens.

Wir machten die Runde durch die Kirchen; denn wenn Italien das Land der Marmorbildnerei iſt, ſo iſt Belgien, oder war es vielmehr, das Paradies der Künſtler im Fache des Holzſchnitzens. Ich habe weit mehr zarte und höchſtvollendete Arbeiten dieſer Art, in kleinerem Maßſtabe, in andern Ländern geſehen, ſo wie in den „Haut-Reliefs" in der Kirche Santa Maria della Salute in Venedig; nirgends aber hat man ſo vieles Herrliche erſonnen und ſo vieles Treffliche in dieſem Kunſtzweige

wirklich ausgeführt, als eben hier. Manche Kirchen ſind hier im Innern faſt ganz von eichenen Beichtſtühlen umgeben, die höchſt geſchmackvoll und ſinnbildlich verziert ſind; doch die Betſtühle zeigen die größten Beſtrebungen in dieſer Kunſt in der Ausführung der ſorgfältigſten Zeichnungen. Eine ſolche Arbeit in Brüſſel ſtellt die Bekehrungen des heil. Paulus, Mann, Roß und Alles ſonſt, in mehr als Lebensgröße dar. Das Ganze iſt gut ausgearbeitet, ſelbſt bis zum lebendigen Ausdrucke. Die beſten in Holz gemeißelten oder geſchnitzten Figuren, die ich jemals ſah, befanden ſich, ihrer nur wenige, über dem Thor eines Hoſpitals, das wir im Jahre 1828 betrachteten, ich weiß aber nicht mehr, ob es in Gorkum war oder in Breda. Oft werden Bildhauerarbeiten bewundert, die große Anſprüche geltend machen und weit und breit berühmt ſind, aber dennoch die Natur, die Einfachheit, die Ruhe dieſer Figuren in Holz nicht erreichen.

Wir gingen, um eine Sammlung von Gemälden zu betrachten, die dem Herrn van Lankeren gehörte. Es war eine ſchöne Gallerie, doch enthielt ſie wenige Gemälde von wirklich großen Künſtlern. Ein Gemälde des Van der Heyden (auch ein alter Newyorker Name) war durch ſeine Luftperſpektive ausgezeichnet. Pouſſin und Cole, unſer Landsmann, nehmen in dieſer Rückſicht eine hohe Stelle ein; aber dieſes Gemälde Van der Heydens zeigte einen ſolchen ſchaurigkalten, grauhimmlichten Luftkreis,

daß man augenſcheinlich überzeugt wurde, daß er wirklich eine holländiſche Atmosphäre auf die Leinwand brachte.

Wir kamen nach Brüſſel zurück, als es gerade Eſſenszeit war. In Mecheln ſtand ich voll Bewunderung unten am großen Thurme, ein majeſtätiſches Gebäude. Wäre es dem urſprünglichen Plane gemäß ausgebaut worden, ſo glaube ich, würde dieſer der höchſte Kirchthurm in Europa geworden ſein. Abends beſuchten uns Herr und Frau — —, und verabredeten mit uns für den andern Morgen, auch dem Palaſte des Prinzen von Oranien einen Beſuch zu machen.

Ich war am nächſten Morgen früh wach, und machte deshalb einen Spaziergang durch den Park nach den höhern Boulevards. Die Beſchädigungen, die durch den Kampf entſtanden waren, ſind zum Theil wieder ausgebeſſert, aber ich fand Alles ſehr öde und traurig. Die Häuſer reihen ſich längs der Einen Seite der Boulevards an, die andere hat die freie Ausſicht ins Feld, das im trefflichſten Anbau ſteht, aber nirgends Einfriedigungen hat. Dieſe Art, eine Stadt gleich einer mit geriebenem Käſe garnirte Schüſſel abzugrenzen, iſt auf dem Feſtlande von Europa etwas Gewöhnliches, und dieſes macht auf Leute, die an zerſtreute Vorſtädte, wie man ſie in Amerika und England antrifft, gewohnt ſind, einen ſonderbaren Eindruck.

Um zehn Uhr begaben wir uns, nach der Verabredung, in den Palaſt. Die königlichen Gebäude in Brüſ-

ſel ſind in ganz einfachem Styl erbaut. Sie ſtellen nichts anders, als lange ununterbrochene Bauten dar mit äuſſerſt wenigen Zierrathen. Dieſer Palaſt des Prinzen von Oranien ſteht im Park, nahe beim königlichen Palaſte, und beſteht aus einem einfachen Parallelogramme mit zwei Thoren. Die Hauptgemächer haben dieſelbe Form, und bilden eine ununterbrochene Folge, welche auf der einen Seite beginnt und auf der andern endigt. In der Anordnung der Gemächer erkennt man den wirklich guten Geſchmack und einige würdige Eleganz. Einige von ihnen ſind reich verziert, beſonders der Ballſaal, der wahrhaft prächtig ſich ausnimmt. Dieſes Gebäude wird in demſelben Zuſtande erhalten, in welchem es von den frühern Beſitzern verlaſſen wurde; denn Leopolds Zartgefühl, um nicht zu ſagen, ſein innigeres Mitgefühl, beobachtet eine fromme Scheu vor den Anſprüchen ſeiner Vorgänger. Man zeigte uns ein paar Handſchuhe der Prinzeſſin gerade noch auf demſelben Fleck, wo ſie ſolche zurückgelaſſen, und ihre Shawls und andere kleine Putzſachen lagen noch ebenſo in derſelben Nachläſſigkeit zerſtreut, als wenn man ihrer Rückkunft mit jedem Augenblicke entgegenſehe. Das iſt ächt königliches Zartgefühl, welches Throne ohne Reue wegnimmt, aber Kleinigkeiten mit ſorgfältiger Achtſamkeit verſchont.

In dieſem Palaſte befanden ſich mehre gute Gemälde, unter andern eines von Raphael. Da waren auch einige von Paul Potter, und ein paar andere Gemälde in demſelben

Styl, als Gegenſtücke zu den vorigen, von einem noch lebenden Künſtler, Namens Verboekhoven, deſſen Werke die Vergleichung mit erſteren wundervoll aushielten.

Auch wies man uns das Fenſter, durch welches der Räuber eingebrochen ſein ſoll, welcher die Juwelen der Prinzeſſin ſtahl, ein Vorfall, der den Feinden des Hauſes Naſſau Veranlaſſung gab, ihren Gemahl mit einer niederträchtigen Beſchuldigung auf das Bitterſte und Empfindlichſte zu kränken. *) Ich habe hier Nieman-

---

*) Dieſe Geſchichte von dem Juwelenraub der Prinzeſſin von Oranien kann einen Beweis geben von dem Einfluſſe der niederträchtigſten Menſchenklaſſe auf ihre beſſergeſinnten Mitgeſchöpfe. Es paßte zufällig zu den niedrigen Abſichten einiger Ruchloſen, die mit der Preßfreiheit Kuppelei trieben, (und leider gibt es deren in der Welt nur zu Viele), einen Wink fallen zu laſſen, daß der Prinz von Oranien ſich habe zu Schulden kommen laſſen, die Juwelen ſeiner Gemahlin zu verſetzen, um ſeinen Spielverluſt zu decken; und die unwiſſende, leichtgläubige, die neuigkeitsſüchtige Menge konnte einer ſolchen Beſchuldigung eines freimüthigen und hochgeſinnten Kriegers Gehör geben und Glauben ſchenken! Es war dies eine Verläſterung, die, der Natur der Sache gemäß, nur dadurch vollſtändig widerlegt werden konnte, daß man den Räuber ausfindig machte, eine Beſchuldigung, gegen die ſich auch nur vertheidigen zu müſſen, das Ehrgefühl eines Fürſten, wie jedes andern Mannes von Selbſtgefühl verletzt haben würde. Ein Zufall brachte die Wahrheit ans Licht.

den angetroffen, der dieſe Beſchuldigung der geringſten Beachtung werth gehalten hätte, oder der dieſelbe, als irgend Mehr betrachtet hätte, als wie eine Verläumdung niederträchtiger Menſchen, die durch die Agenten der Preſſe noch übertrieben worden ſei.

Von dem Palaſte des Prinzen von Oranien begaben wir uns in das Haus des Fürſten Auguſt von Ahrem- berg, um ſeine Gemäldeſammlung zu ſehen. Dieſe iſt eine der beſten Privatſammlungen in Europa, obſchon ſie nicht beſonders groß iſt. Sie iſt reich an Werken von Teniers *), Wouwermann, Both, Kuyp, Potter,

---

Die Juwelen wurden, ſonderbar genug! in Newyork entdeckt und der Räuber derſelben beſtraft. Und jener elende Wicht, der die erſte Veranlaſſung zu ſolcher Ver- läſterung des Prinzen von Oranien ausbrütete, gehört recht eigentlich zu jener Genoſſenſchaft, deren Glieder den Bewohnern Nordamerikas über die Hälfte ihrer Anſichten von den ausgezeichnetſten Männern Europa's einflößen.

*) Man ſpricht davon, daß man gelegentlich gute Gemälde auf den Straßen antrifft, und dem Verfaſſer iſt dieſes ebenfalls einmal begegnet. Kurz nach der Revolution von 1830 kaufte er, in dem er durch das Karrouſel (in Paris) ging, ein weibliches Portrait, das ganz und gar von Schmutz entſtellt, ſonſt aber faſt durchaus nicht beſchädigt war. Da er fand, daß die Malerei ſehr ſchön war, ſo verſuchte er, den Mann, der es ihm verkauft hatte, auszufragen. Der Mann erwiederte ihm, es ſei das Portrait von Teniers Gattin von ihm

Rembrandt und von andern inländiſchen Meiſtern. Unter andern befindet ſich dabei ein vorzügliches Gemälde von Gerard Douw (ebenfalls ein in Newyork vorkommender Name.)

Den Abend brachte ich in dem Hauſe eines Engländers zu, und der Eigenthümer dieſer Gallerie befand ſich ebenfalls in der Geſellſchaft. Einer der Gäſte, ein Herr — — — —, beluſtigte mich durch die eigenthümlich engliſche Art, mit welcher er einige Bemerkungen über Amerika hinwarf. Es war die Rede von einer

---

ſelbſt gemalt. Dieſe Ausſage fand keinen Glauben, und die ganze Sache kam in Vergeſſenheit, bis zwei Gemäldehändler, die ſolches zufällig und zu verſchiedenen Zeiten ſahen, feſt behaupteten, es ſei von Teniers, ohne jedoch angeben zu können, wen es vorſtelle. Durch Nachſchlagen in den Verzeichniſſen brachte der Verfaſſer endlich heraus, daß ein ſolches Gemälde vor der Revolution in Paris vorhanden geweſen aber verloren gegangen ſei. Doch dieſes Bild war viereckig, während jenes oval und von größerm Umfang geweſen war. Jetzt wurde der Gemäldehändler aufs Neue befragt, wie das Gemälde urſprünglich beſchaffen geweſen ſeie, ohne daß ihm jedoch der Schlüſſel zu dieſer Angelegenheit mitgetheilt wurde; und nun kam die Sache heraus; früher ſei dies Gemälde oval geweſen, weil aber die Leinwand beſchädigt geweſen ſei, ſo habe er es viereckig einrahmen laſſen. Nach dieſer Zeit hat ſich auch ein Kupferſtich gefunden, der keinen Zweifel mehr über die Originalität dieſes Porträts übrig läßt.

unſerer Landsmänninnen, die vor Kurzem in Brüſſel geweſen ſei; da erzählte er, daß er ſie das Aufſtehen zum Tanze durch „den Fußboden einnehmen,“ bezeichnet habe, und wünſchte zu wiſſen, ob dieſes vielleicht eine bei uns gebräuchliche Ausdrucksweiſe ſei? Ich erwiederte ihm, bei uns ſei es gebräuchlich, von einem Pferde zu ſagen „es nimmt ſeine Spur ein,“ und dieſes ſei ein Ausdruck beim Wettrennen üblich; und da jene Dame aus einem Lande gekommen ſei, wo Wettrennen gehalten werden, ſo ſei es natürlich, daß ſie jenes Ausdrucks mit Vorſatz ſich bedient habe, der nicht übel bei einer Gallopade angebracht ſei. Herr — —, Kapitain bei der Marine, rief einſt den Damen bei einer Quadrille zu, „ſie möchten abſtoßen,“ als es ihm vorkam, die Muſik erfordere, daß ſie ihre Tour begännen; glücklicherweiſe hatte er dieſen beobachtenden Herrn — — — — nicht neben ſich, der ohne Zweifel ſeine Aeußerung für einen Amerikanismus ausgelegt haben würde. Solche Leute ſind bei den Amerikanern beſtändig auf der Jagd nach irgend etwas Beſonderm oder Lächerlichen, und nehmen dabei keine Rückſicht auf Stand, Gebräuche und Eigenheiten einzelner Menſchen. Wohl iſt es wahr, daß wir keineswegs ſo originell ſind, um auf ſolche ſchonungsloſe Weiſe der wenigen Eigenthümlichkeit, die wir etwa noch beſitzen möchten, entkleidet zu werden.

Zehnter Brief.

Unterrichtsſyſtem in Amerika. — Amerikaniſche Landkarten. — Abreiſe von Brüſſel. — Löwen. — Die Quarantaine. — Lüttich. — Die goldene Sonne. — König Leopold und ſein Bruder. — Ehen der königlichen Häuſer. — Die Umgebungen von Lüttich. — Die Kathedrale und die Sankt Jakobskirche. — Ceremonien des katholiſchen Gottesdienſtes. — Die europäiſchen Kirchen. — Amerikaniſche Wirtshäuſer. — Gebet auf offenem Felde. — Walter Scott's Irrthum über die in Lüttich übliche Sprache. — Lütticher Frauen. — Illumination zu Ehren des Königs.

Theurer — —,

Am Morgen beſuchte mich der Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts, um ſich über das Gemeinde-Schulweſen in Amerika zu erkundigen. Ich war etwas überraſcht über dieſes Anſinnen, da ich in den Tuilerien bei Gelegenheit jener Finanzſtreitigkeit mich in den Schatten geſtellt wußte, und dieſer Hof doch von dem franzöſiſchen in ſolcher Abhängigkeit ſich befindet. Sie werden über dieſe Meinung lächeln, die mich betroffen; aber ſelbſt Thatſachen werden nur nach den Umſtänden gerichtet, und die Menſchen pflegen ja gelegentlich ganz geringfü-

gigen Einflüſſen nachzugeben. *) Das frühere Feld zur Darlegung der großen Macht der Staaten war jetzt geräumt worden, und die Streitfrage war einſtweilen dadurch beſeitigt worden, daß man zugeſtand, es ſollten ſchriftliche Beweismittel nach Paris eingeholt werden. Eine ähnliche Erkundigung wurde bei mir von einem franzöſiſchen Beamten vor nicht langer Zeit geſucht. Ein Aufſatz über die mitgetheilten Thatſachen, wie im Staate

*) Einige Monate früher beſuchte ein Freund, aber kein Franzoſe, den Verfaſſer in Paris. Er fing damit an, ſich über Mehreres in Betreff der amerikaniſchen parliamentariſchen Einrichtungen zu befragen, worin er ganz aus dem gewohnten Gang ſeiner Unterhaltung herauskam, und endigte damit, daß er noch eine Reihe ſchriftlich mitgetheilter Fragen zur Beantwortung vorlegte. Nachdem er dieſem Wunſche willfahrt hatte, fragte der Verfaſſer den Freund nach der Urſache dieſer von ſeiner Seite ungewöhnlichen Erkundigungen. Da erfuhr er denn, dieſe Unterſuchung ſolle einem wortführenden Deputirten zum Material dienen, welcher durch und durch dem juste-milieu angehöre. Ueber den Namen deſſelben betroffen, äußerte der Verfaſſer ſeine Verwunderung, daß man ſich nicht lieber an einen gewiſſen Agenten der amerikaniſchen Regierung gewendet habe, deſſen Name bereits öffentlich bekannt geworden ſei, als Auctorität in ſtatiſtiſchen und poliſchen Thatſachen, die ihm entgegen ſtänden. Darauf wurde im Allgemeinen nur ſo viel erwiedert, dieſe Angelegenheit ſolle blos einem zu bewirkenden Effekte dienen.

Newyork deren genauere Beziehungen ſich verhielten, wurde demgemäß abgefaßt und dem Miniſter des öffentlichen Unterrichts behändigt. Dieſer Herr debattirte, mit dem Dokumente vor ſich, über dieſen Gegenſtand, und ſprach nicht übel, bis daß er an die Anzahl der Kinder kam, welche die Schule beſuchen (nahe an eine halbe Million), welches ihm ſo ſehr im Mißverhältniß zu der Geſammtzahl vorkam (etwas über zwei Millionen), daß er, ohne ſich lange zu beſinnen, die Zahl auf eigene Verantwortlichkeit auf die Hälfte herabſetzte! Und zum Beweiſe, daß er nichts weiter beabſichtige, als innerhalb vernünftiger Schranken zu bleiben, ſo fügte er ſogleich hinzu: „oder alle, die ſich darin befinden.“ Das iſt nun eine herrliche Probe von der Art, wie man Amerika beurtheilt, ſeine Grundſätze erläutert und Thatſachen deſſelben unterſucht. In Europa muß alles auf europäiſchen Maßſtab zurückgeführt werden, um nur einigermaßen Eingang zu finden. Wären wir nichts Anderes, als Kalmucken oder Kurden, ſo möchte einiges Auffallende hingehen; da man uns aber blos für etwas verdorbene das heißt, bis zur Ebenholzfarbe gegerbte Europäer hält, ſo ſcheint es den Leuten unglaublich, daß bei uns irgend Etwas von dem gewöhnlichen Schlendergang abweichen könne. Weil ein ſolches Mißverhältniß zwiſchen Erwachſenen und jungen Leuten auf dieſer Halbkugel unbekannt iſt, ſo wurde es ſchlechthin als eine amerikaniſche Uebertreibung ausgelegt, daß man ein ſolches auf der andern behauptete.

Was würden dagegen unſere amtlichen Widerlegungen ausrichten!

Vor nicht langer Zeit kam ein Künſtler von einigem Ruf in Paris zu mir, um von mir einige Andeutungen zu einer Karte vom Hudſon zu erhalten, die ihm zur Erläuterung eines unſerer Bücher aufgegeben war. Ich zeigte ihm alle Karten, die ich hatte, von denen manche ganz neu und ſehr genau geſtochen waren. Ich bemerkte in ſeinem Benehmen einiges Mißtrauen, und endlich brachte er vor, eine alte franzöſiſche Karte von den Kanada's, die er gerade in ſeiner Taſche hatte, möchte wohl genauer ſein, als die, welche ich eben aus Amerika erhalten hätte. Dieſe Karte wurde nun aufgelegt und war, wie leicht vorherzuſehen, äußerſt unbrauchbar; aber meine Bemerkung darüber wurde geradezu übel aufgenommen; da der Künſtler gar nicht gewohnt war, die Amerikaner als Kartenzeichner anzuerkennen. Da war ich endlich genöthigt, ihm auf ſeiner Karte Poughkeepſie, gerade gegenüber Albany verzeichnet, zu zeigen, und ihn ernſtlich zu verſichern, daß ich dieſe Gegend oftmals nach Norden und nach Süden und von Oſt nach Weſt durchreiſt habe, um mich nach den genannten Orten zu begeben, und daß beide achtzig (engliſche) Meilen von einander lägen!

Um die Mittagszeit verließen wir Brüſſel und kamen um drei Uhr nach Löwen. Obwohl nicht mehr ſo ganz in Bewunderung verſenkt, wie das vorige Mal, gewährte

uns doch das Stadthaus einen recht erfreulichen Anblick. Man war gerade mit Ausbeſſern deſſelben beſchäftigt, und die neuen Steine, gaben ihm ein entſtellendes Anſehen, aber im Ganzen iſt dieſes eines der außerordentlichſten Gebäude, die ich kenne. Es ſtellt eine Art von Zuſammenſtellung alles Einfachen, das in dieſem Lande mühevollen und merkwürdigen Bauſtyls durchaus ſeines Gleichen nicht hat. Das kleine Pavillon des Prinzen von Oranien an der Landſtraße ſtand noch unbewohnt und verſchont da, wie es früher geweſen. Ich darf wohl hinzufügen, daß dieſe Angelruthen, dieſe Leimſtangen noch ganz unverändert und unberührt geblieben, während das Erbtheil des Prinzen der Hälfte ſeines Glanzes beraubt liegt.

Vor dem Eintritte in die preußiſchen Staaten mußte eine Quarantaine, der Cholera wegen, beobachtet werden, und da wir vernommen hatten, daß wir nur kürzere Zeit derſelben unterworfen ſein würden, wenn wir von Brüſſel aus kämen, über welches hinaus die Krankheit ſich noch nicht verbreitet habe, ſo begaben wir uns nicht weiter, als bis nach Thirlemont, wo wir die Nacht zubrachten. Dieſer Ort iſt von wenig Bedeutung, und der Hauptplatz war von den „ungeſchickten Schaaren" neuausgehobener Mannſchaft beſetzt, die in aller Eile für den holländiſchen Dienſt gedrillt wurden. Die Belgiſche Angelegenheit iſt bereits bis zur Nummer 67 im Protokolle vorgeſchritten, und man giebt der Meinung allmählig Gehör, es müſſe endlich etwas Tüchtigeres gehand=

habt werden, als bloße ſchriftliche Unterhandlung. Sie werden aber König Wilhelm, als zur „ächt hartköpfigen" Raſſe gehörend, kennen lernen.

Am nächſten Morgen fuhren wir poſtgerecht nach Lüttich herab, um zeitig genug zu einem ſpäten Frühſtücke dort einzutreffen. Der Weg hierher von Brüſſel aus hatte durch einen fruchtbaren und gutangebauten Boden geführt; aber die Scene veränderte ſich plötzlich, wie durch einen Zauber, ſobald wir in einem flüchtigen Blick der Maas anſichtig wurden. Lüttich hat herrliche Umgebungen, und die Stadt ſelbſt iſt jetzt ein Hauptſitz des Kunſtfleißes. Kohlengruben ſind häufig in deren Nähe, und daher ſieht man Hunderte von Eiſenwerken. Als wir durch den alterthümlichen und ergreifenden Hof des ehrwürdigen biſchöflichen Palaſtes hindurch fuhren und auf den großen Platz heraus kamen, ſo fanden wir den ganzen Raum von Menſchen wimmelnd, und unſere Anfahrt zur goldenen Sonne erregte eine Bewegung in der Menge, die wir uns durchaus nicht erklären konnten. Gaſtwirth, Lakaien, Volksgedränge, Alles rannte uns zum Gruße entgegen, und von allen Richtungen ſtrömten die Menſchen dem einen Flecke zu. Da war nichts Anderes zu thun, als geduldig das Ende abzuwarten, und nun merkte ich bald an den kalten Blicken der Dienſtboten, und an dem Zurückprallen von François, der herabgeſprungen war, um Zimmer für uns zu beſtellen, daß hier eine gegenſeitige getäuſchte Erwartung be-

ſtehe. Jedermann kehrte uns den Rücken zu, und da ſaßen wir nun im Schatten der Nichtbeachtung, nachdem wir uns für einige Augenblicke des Sonnenſcheins allgemeiner Aufmerkſamkeit erfreut hatten. Dazu bedurfte es blos der Gewißheit, wir ſeien nicht der König der Belgier und nicht deſſen Bruder, der Herzog von Sachſen-Koburg-Gotha. Die goldene Sonne, die, gleich anderen Sonnen, am liebſten nur den Großen der Erde lächelt, verhüllte vor uns ihr Angeſicht, und wir ſahen uns daher genöthigt, den großen Platz zu verlaſſen, und ein beſcheideneres Abſteigequartier zu ſuchen. Dieſes fanden wir denn auch bald im ſchwarzen Adler, einem reinlichen und vortrefflichen Gaſthauſe.

Ich ging ſogleich mit meinem Paß auf das Polizeiamt und fand zu meinem Troſte, daß einer unſerer fünf Tage Quarantaine bereits in Thirlemont abgelaufen ſei.

Dieſe Quarantainen ſind närriſche Einrichtungen nnd laſſen ſich nur zu leicht umgehen. Sie werden ſich erinnern, wie wir im vorigen Jahre, anſtatt fünfmal vier und zwanzig Stunden in einer Hütte mit einer ruſſiſchen Dame eingeſchloſſen zubringen zu müſſen; in den Hof unſers eigenen Hotels in Paris am Abend des fünften Tages hineinfuhren, und M — —, wie ſie ſich erinnern werden, umging blos einige Wachtpoſten, indem er eine Meileweges durch das offene Feld ſpazierte. Man hatte uns bei dieſer Gelegenheit gerathen, unſern Paß ſogleich bei unſerer Ankunft in Brüſſel viſiren zu laſſen, und die

darauf verſtrichene Zeit werde an der Grenze in Anrechnung gebracht; da wir indeſſen gar keine Eile hatten, ſo zogen wir vor, ordnungsmäßig zu Werke zu gehen.

Am folgenden Tage belebte ſich die Stadt mit raſch zunehmendem Volksgewühl, und ungefähr um Mittag verkündete Kanonenlärm des Königs Ankunft. Kaum hat jemals eine ſchlechtere Begrüßungsfeier ſtattgefunden; aber Seine Majeſtät wurde von fröhlich lächelnden Geſichtern bewillkommnet, was ihm wahrſcheinlich am beſten gefallen mochte. Gewiß iſt es ein beſonnener und achtungswürdiger, wo nicht ein großer Mann; und gerade jetzt beſitzt er die Volksgunſt in hohem Grade. Den folgenden Tag nach ſeiner Ankunft begegnete ich ihm und ſeinem Bruder auf der Straße; ſie ſaßen in einem offenen Wagen neben einander, und zwei Söhne des Herzogs ſaßen auf dem vordern Sitz. Leopold hat ein ernſtes, gedankenvolles Geſicht, und hat durchaus nicht das völlige Antlitz ſeines Bruders, der ein kräftiger und ſtattlicher Mann iſt, ziemlich dem in Nordamerika ſo wohl bekannten Herzoge von Sachſen-Weimar ähnlich. Alle Fürſten der Herzoglich-Sächſiſchen Häuſer, die ich bis jetzt geſehen habe, waren große, wohlgebildete männliche Geſtalten; während die des Königlich-Sächſiſchen Hauſes gerade das Gegentheil von ihnen darſtellen. Ein diplomatiſcher Bekannter machte hier die Bemerkung; dieſe Regel gelte faſt von allen proteſtantiſchen und katholiſchen Fürſten durch ganz Europa, weil die Heirathen der letztern untereinan-

der in zu nahen Verwandſchaftsgraden den Stamm verderbten. Zu einer ſolchen Annahme muß Einbildung die Hauptveranlaſſung ſein; denn geſetzt, es ließe ein ſolcher Erfolg ſich als Regel annehmen, ſo gibt es dennoch gewiß viele Ausnahmen auf beiden Seiten. Ich meine vielmehr, es unterliege keinem Zweifel, daß herkömmliche Denkweiſe, gewohnte Lebensart und klimatiſche Einflüſſe, weſentlich auf die Verſchiedenheit der Leibesbeſchaffenheit und Phyſiognomie einwirken; aber jene vermeintliche Einwirkung der Zwiſchenheirathen kann ich doch nicht einräumen, zumal da dieſe ſich ſowohl unter den proteſtantiſchen, als unter den katholiſchen Fürſten in einem wiederkehrenden Cyklus wiederholen. Der von Fürſten beherrſchte Theil Europa's iſt in vier und vierzig Staaten vertheilt*), von denen acht und zwanzig dem proteſtantiſchen, einer dem griechiſchen, einer dem mahomenaniſchen Glauben angehören, und die übrigen katholiſch ſind. Dieſe vier und vierzig Souverains leiten ihre Abſtammung von neunzehn verſchiedenen Wurzeln ab. Die männlichen Nachkommen von Hugo Capet nämlich beſitzen die Throne von Frankreich, Spanien, Neapel, Lucca und Portugal; das letztere Haus entſtammte von einem außerehlichen Sohne des Hauſes von Burgund, ehe noch die Bourboniſche Linie zur Herrſchaft gelangt war. Die Häuſer

*) Ausgeſchloſſen ſind demnach Lichtenſtein, Monaco und Griechenland.

von Oeſterreich, Baden, Toskana und Modena ſtammten von einem Herzoge aus dem Elſaſſe, deſſen Geſchlecht im ſiebenten Jahrhunderte berühmt war. In einem meiner frühern Briefe habe ich irrthümlich behauptet, das Haus von Lothringen ſei ein anderes als das Haus von Habsburg, denn es ſollen beide Geſchlechter in der männlichen Linie von demſelben Elſaſſer Herzoge abſtammen. Die Hohenzollern beſitzen den preußiſchen Thron und die beiden kleinen Fürſtenthümer dieſes Namens; während der Kaiſer von Rußland nichts weiter als ein Herzog von Holſtein iſt. Dieſe Familien haben ſeit mehr als tauſend Jahren untereinander Ehen geſchloſſen, und es iſt nicht wohl möglich, daß ſie durchaus nicht ihre perſönlichen Eigenſchaften eingebüßt haben ſollten; im Ganzen ſind ſie aber noch immer durch ſchöne menſchliche Bildung nicht minder ausgezeichnet, als ihre Unterthanen im Durchſchnitt dafür gelten. Die ruſſiſchen Herrſcher ſind beſonders ſchön gebildete Männer; die des däniſchen Hauſes haben meiſt ein angenehmes Aeußere; die ſächſiſchen Fürſten, blos die königliche Linie ausgenommen, ſind von mehr als gewöhnlich vortheilhafter Körperbildung; das Haus Würtemberg iſt der engliſchen Königsfamilie ſehr ähnlich; ſämmtliche Bourbons ſind in den Familienzügen ſchöne Leute; die Glieder des öſterreichiſchen Hauſes ſind ausgezeichnet, und wenn auch nicht alle gleich einnehmend ſind, ſo ſind doch die weiblichen Glieder öfters vollkommene Schönheiten; ſelbſt Don Miguel iſt ein ſchöner

junger Mann, mildherzig und adlich in ſeinem Aeußern, obſchon eine Dame, — —, die bei Tiſche neben ihm ſaß, gelegentlich behauptete, aus ſeinen Zügen ſehe nur Blutdurſt und Raubluſt hervor! Ihr Vater, Lord — —, einer der geſchickteſten Staatsmänner ſeiner Zeit, der mit den politiſchen Ereigniſſen ſehr ververtraut war, verſicherte uns, daß er aus Gründen den Gerüchten ſeinen Glauben nicht verſagen könne, die über die Greuel deſſelben im Umlauf wären, die, wenn dieſer Fürſt ſie wirklich verübt haben ſollte, ihn des Galgens werth machen würden. Aber ich habe ſo viele Uebertreibungen aus Parteiſucht erlebt, daß Schwergläubigkeit vielleicht deßhalb meine Schwäche geworden iſt. Daher fühlte ich mich getrieben, dieſem Lord — — wieder zu ſagen, was ich über ihm ſelbſt, in England, und noch dazu in ſeiner nähern Bekanntſchaft, gehört hatte! Unter andern Albernbernheiten hatte ich, kurz vor eben dieſer Unterredung, von einem ſonſt achtbaren Engländer behaupten gehört, ſo weit gehe die ariſtokratiſche Verblendetheit dieſes altengliſchen Herrn, daß er von ſeiner Gemalin und von ſeinen Töchtern verlange, daß ſie nur rückwärts ſchreitend aus ſeiner Anweſenheit ſich entfernen ſollten, wie ſolches bei Hofe üblich ſei. Dieſes hatte man einem Manne nachgeredet, den ich in weit einfacherem, ungezwungnerem, anſpruchloſerem, dabei aber weit feinerem Benehmen kennen gelernt, als ich es irgend bei einem Manne hohen Ranges in England gefunden, einem Manne,

deſſen richtiges und zartes Gefühl weder durch hochfahrendes Weſen abzuſtoßen noch durch kriechendes Benehmen jemals zu verletzen im Stande war. Doch, um wieder zur Sache zu kommen; die öſterreichiſchen Geſichtszüge kommen mir als die vorherrſchenden vor bei allen ſüdlichen katholiſchen Herrſcherfamilien, und alle dieſe ſind auch enge durch Bande des Bluts mit dem Hauſe Habsburg verbunden; allein in den ſächſiſchen Herzögen finde ich keine beſonderen phyſiſchen Eigenthümlichkeiten, ſie erſcheinen Alle als Glieder deſſelben kräftigen alten Stammes; und die eigenthümliche Abweichung in dem königlichen Zweige ſcheint mir blos zufällig zu ſein.

Während drei oder vier Tagen hatten wir hinreichende Muße, das äußere Anſehen Lüttichs ſorgfältig zu durchſpähen, es iſt gewiß ein intereſſanter Ort, und ſeine Umgebungen ſind auch recht anziehend. Längs den Ufern des Fluſſes ſtehen einige Häuſer aus guter alter Zeit, und einige wenige Kirchen kann man zu den ausgezeichneteren Gebäuden rechnen. Die Kathedrale und die Sankt Jakobskirche beſonders, haben ein ehrwürdiges und erbauliches Anſehen; unter ihren hohen gewölbten Bogen ſtand ich, horchte auf den Chorgeſang und ſog die Weihrauchdüfte mit unermüdlichem Behagen ein. Manchmal ſtieg der Wunſch in mir auf, daß ich katholiſch erzogen worden wäre, um die Poeſie der Religionsgebräuche mit ihren Grundſätzen übereinſtimmend zu finden. Sind dieſe etwa durchaus nicht zu vereinigen? Iſt denn der

Menſch ſo durch und durch philoſophiſch, daß er die Wahrheit nur in ihrer geläutertſten Klarheit erkennen ſoll, und ſich aller lebendigen Triebe und alles Zaubers der Einbildungskraft entledigen muß? Wenn diejenigen, welche den Gottesdienſt von aller ſinnigen und bedeutungsvollen Aeußerlichkeit entkleiden, ſich ebenfalls ernſtlich im Gewande moraliſcher Demuth darſtellten und ihre gewohnten Beſtrebungen im Einzelnen ihren allgemein ausgeſprochenen Grundſätzen anpaßten, wenn ſie vor uns ebenſo entblößt von Selbſtüberſchätzung aufträten, als ſie alles Schmuckes ſich zu berauben vorgeben; dann würde die Nacktheit ihrer Religionsgebräuche weit weniger auffallen; dagegen könnte man als Regel anfſtellen, je weniger gefällige Formen, und je mehr eingeengte Vergeiſtigung der Altardienſt fordert, deſto höher ſchraube ſich jener alles Andere verwerfende Ton hinauf, und deſto greller trete jene Selbſtgefälligkeit hervor. In der That muß freilich da, wo der Geiſt vorherrſcht, die Form in ihrer Bedeutung zurückſtehen, und wenn die Menſchen dahin kommen, ſie aus einem andern Geſichtspunkte zu betrachten, ſo beweiſt dieſes weit eher einen Mangel als ein Uebermaß an Demuth und Nächſtenliebe, welche die unzertrennlichen Begleiterinnen der Religion ſein ſollten. Ich ſage nicht, daß ich alle gehaltloſen und unvernünftigen Bräuche der katholiſchen Kirche nachgeahmt ſehen möchte; und am allerwenigſten könnte man wünſchen, daß der andächtige und feierliche proteſtantiſche Dienſt vor dem

Altar durch das unverſtändliche Geplärre lateiniſcher Breviarienformeln verdrängt würde. Warum aber haben wir das heilige Sinnbild des Kreuzes, die Zierden des Tempels, die herrliche kunſtvolle Ausſchmückung und den Zauber der Tonkunſt verworfen? Mir ſcheint es, daß ein Amerikaner, der Europa beſucht hat, unmöglich anders als mit Wehmuth den Mangel ſchöner, dem Dienſte des allgegenwärtigen Gottes geweiheten Gebäude empfinden ſollte. Ich meine damit nicht etwa Kirchen, in welchen die Bequemlichkeit und die Vortheile der Unternehmer einzig bezweckt wird, denn dergleichen fromme Spekulationen ſind hinreichend im Gange; Tempel meine ich, welche das Bewußtſein der höhern Macht und Einwirkung der Gottheit auszuſprechen ſtreben und die einzig zu deſſen Verehrung beſtimmt ſind. Zwar iſt der Mangel ſolcher Gebäude in einer noch ſo wenig zahlreichen und noch ſo jungen Bevölkerung zu entſchuldigen; aber der Mangel bleibt nichts deſto weniger fühlbar. In dieſer alten Welt nähert man ſich kaum irgend einem Dorfe, deſſen hohes Kirchendach und hervorragender Thurm nicht gleichſam den Kern deſſelben darſtellte, und der Tempel, er ſcheint als ſchützender Hort ſich über die beſcheidneren menſchlichen Wohnungen zu erheben. Die Domgewölbe, die zugeſpitzten hervorragenden Bogenzinnen, die gothiſchen Zierrathen erheben ſich über den Mauern der Städte, und wo die Menſchen in größerer Anzahl ſich einandrr nähern, da ſcheinen ſie unter den weitreichen=

den Fittigen einer Kirche Schutz zu ſuchen. Dagegen kann die Behauptung nichts einwenden, daß wahre Religioſität auch ohne ſolche Bauten beſtehen könne; denn auch die Irreligioſität kann ohne ſie beſtehen. Und wenn es überhaupt geziemend oder erſprießlich iſt, Gott ohne ſolche Bräuche zu verehren, ſo iſt dieſes eine Ziemlichkeit und Erſprießlichkeit, zu welcher wir bis jetzt noch durchaus nicht geeignet ſind. Die höchſten Bedachungen in den amerikaniſchen Städten erheben ſich durchgehens über ihren Wirthshäuſern; und mag man über dieſen Gegenſtand noch ſo ſpitzfindig aburtheilen, ſo kann ich doch nicht anders, als dabei ſtehen bleiben, daß dieſes wenigſtens auf den Beobachter einen widrigen Eindruck macht. Bei uns handelt es ſich nicht um Gog oder Magog, ſondern um Grog oder Nicht-Grog; daher entweder ein beſcheidenes Plattdach, oder ein Spitzdach zur Verherrlichung von Branntwein und Pfeffermünzliqueur. Kommt die Rede auf Gottesverehrung, da ſcheint Jedermann mit einer Nußſchaale znfrieden, wenn ſie nur groß genug iſt für ihn ſelbſt und die gleich ihm Geſinnten; iſt aber Eſſen und Trinken der Zweck, dann iſt kaum das Zelt von Paribanu groß genug, uns Alle aufzunehmen. Ich meines Theils ſtimme für große Kirchen und kleine Wirthshäuſer.

In dem römiſch-katholiſchen Kultus gibt es einige wenige Bräuche, die in ihrer Art nicht allein ſchön ſind, ſondern zugleich von guter Wirkung ſein könnten. Der

eine beſteht darin, daß die Kirche zu jeder Stunde den Betenden offen ſteht. Selten habe ich dieſe gemüthergreifenden Hallen, dieſe weiten, dem Gedanken an Gott gewidmeten Wölbungen betreten, ohne daß ich eine größere oder geringere Anzahl Andächtiger, an den verſchiedenen Altären knieend, angetroffen hätte. Ein anderer Brauch der Art iſt das periodiſch widerkehrende Gebet im offenen Felde, oder wo ſonſt die Landleute dabei ſind, wie bei dem: „Angelus" u. ſ. w. Ich erinnere mich mit Vergnügen des Eindrucks, den die Kirchenglocke bewirkte, wenn bei ſolcher Gelegenheit ihre ermahnende Stimme weit durch die Fluren über Hügel und Thäler erſchallte, als wir ſonſt durch italieniſche oder franzöſiſche Dörfer reiſten. Von allen dieſen rührenden Verſchönerungen des Lebens weiß Amerika durchaus nichts, und faſt möchte ich hinzufügen, es kennt ſie kein proteſtantiſches Land; und ohne triftige Gründe, das würde ſich bei näherer Unterſuchung unverkennbar zeigen, hat man ſich alles dieſes Schönen entkleidet!

Die Lütticher Bevölkerung iſt noch immer durchweg katholiſch, obſchon das öffentliche Reich der geiſtlichen Herrn aufgehört hat. Es wird ein verdorbenes Franzöſiſch hier geſprochen, welches die Sprache der ganzen Gegend längs dieſer Grenze iſt. Scott, deſſen lebendige Schilderungen ein Gepräge der Naturwahrheiten an ſich tragen, welches die Leſer täuſcheud einnimmt, der aber ein Mann von entweder univerſaler oder genaueindrin-

gender Befähigung iſt, hat den gewohnten Kreis ſeines eigenthümlichen Wiſſens, das in den ſchottiſchen Ueberlieferungen einzig daſteht, überſchritten, und im Quentin Durward das Lütticher Volk geſchildert, als rede es flamändiſch, ein Irrthum, worüber man ſich hier bitter beklagt, da die Leute in dieſem Punkte hier nicht wenig empfindlich ſind. Ein Dichter darf übrigens ſich größerer Freiheiten bedienen, und es iſt übermäßige Spitzfindigkeit auf ſolche geringfügige Dinge ein großes Gewicht zu legen, wo die Ausmittelung des Wahren nicht der Hauptzweck iſt; aber dieſes iſt nun gerade ein Verſtoß, den der Verfaſſer ganz leicht hätte vermelden können, und auch ſicherlich vermieden haben würde, wenn er ſich nur die Mühe hätte geben wollen, ſich darnach zu erkundigen. Was aber die Beſchwerde der Lütticher betrifft, ſo würde der Irrthum nicht eben allgemein bekannt geworden ſein; wenigſtens hätte ich nichts davon erfahren, wenn ich nicht zufällig hierher gekommen wäre.

Die Lütticher Frauen ſcheinen noch weit mehr zu arbeiten, als es ſonſt in irgend einem Theile von Europa zu geſchehen pflegt. Ueberall ſieht man ſie im Felde beſchäftigt; aber in den Städten pflegt doch eine größere Beachtung des Geſchlechtsunterſchieds bei der Vertheilung der Arbeiten ſonſt ſtattzufinden. Hier aber ſah ich Frauen auf den Kohlenplätzen arbeiten und ebenfalls die Geſchäfte gemeiner Laſtträger beſorgen. Ich fand ſie häufig mit dem Ausladen der Marktkähne beſchäftigt, und dennoch

hatten ſie deßhalb weder ein plumpes noch ein häßliches Aeußere. Die Männer ſind kurz und unterſetzt, aber ſtark und gewandt. Im Durchſchnitt mag ihre Größe fünf Fuß und ſechſthalb Zoll betragen, aber ſelbſt dieſe durchſchnittliche Größe übertrifft meines Dafürhaltens die der Franzoſen.

Zwei Abende hinter einander war die Stadt zu Ehren des Königs erleuchtet. Jedermann intereſſirt ſich für deſſen nahe bevorſtehende Vermählung mit der Prinzeſſin Louiſe von Frankreich, oder wie es jetzt zu ſagen üblich iſt, mit der Prinzeſſin Louiſe von Orleans — denn ſeit der Revolution von **1830** gibt es weder einen König noch Prinzen von Frankreich mehr. Beſſer wäre es freilich geweſen, man hätte die alten Bräuche gelaſſen und dagegen wichtigere Gegenſtände ſorgfältiger beachtet. In England werden dieſe Angelegenheiten ganz verſchieden behandelt, denn dort beſteht die Regierung noch immerfort aus dem Königen, den Lords und den Gemeinen, während die Waage beſtändig ſchwankt, und gewöhnlich zwei von dieſen Gewalten in der That nicht mitzuzählen pflegen.

Elfter Brief.

Abreiſe von Lüttich. – Die Ufer der Maas. – Spaa. – Schöne Spaziergänge. — Robinſon Cruſoë. — Der Herzog von Sachſen-Koburg. — Früherer Glanz von Spaa. — Ausflüge in die Umgegend. — Abreiſe von Spaa. — Aachen. – Die Kathedrale. — Poſtmeiſterhöflichkeiten. — Berghem. — Deutſcher Enthuſiasmus. — Ankunft in Kölln.

Lieber — —,

Am vierten Tage unſerer Quarantaine verließen wir Lüttich, wenn auch nicht mit ausdrücklichen Geſundheitszeugniſſen, doch mit gehöriger Beſcheinigung im Paß, um den nächſten Morgen in Preußen einziehen zu können. Weil der König und ſein Bruder alle Pferde in Requiſition genommen, ſo konnten wir vor zwei Uhr nicht abreiſen; aber, einmal auf dem Wege, fuhren unſere Poſtilione darauf los, als gelte es eine doppelte Erndte.

Der Weg führte eine Strecke weit am Ufer der Maas vorüber, und die ganze Gegend zeigte ausgezeichnete landſchaftliche Schönheiten. Ein tiefdunkeles Wieſengrün, — ein zwiſchen den Fluren ſich ſchlängelnder Weg, dem Ufer bald näher, bald ferner, — Hügelabhänge mit Fruchtbäumen beſetzt und von Blüthen duf-

tend, — Landhäuſer, Dörfer, Hütten, — überall die Spuren von Wohlhabenheit und Bequemlichkeit, — Hügelreihen im Hintergrunde, die gleiche Schönheiten und gleiche Fülle verkünden, — das waren die Hauptzüge dieſes Gemäldes. Das Wetter war ſo ſchön, als irgend möglich, und überall erglänzte das Laub in der Friſche eines kürzlich gefallenen belebenden Regenſchauers, und durch dieſe zauberiſche Umgebung rollten wir hin mit einem dem Enthuſiasmus ähnlichen Gefühl, wie wir ſonſt dergleichen auf unſern Reiſen in Italien und in der Schweiz öfter empfanden.

Doch mußten wir ſtatt der Maas bald einen Arm derſelben als Tauſch uns gefallen laſſen, und nach einigen Stunden Weges veränderte ſich allmählich der Charakter der Gegend, obgleich die Anſichten ringsum manche eigenthümliche Schönheiten entwickelten. Das gefällige Grün der Wieſen ging in eine blaſſere Färbung über, aber es war noch immer ächtes Wieſengrün; die Wälder wurden dichter; die Wohnungen ſtanden weniger gedrängt längs der Landſtraße, und es kam uns vor, als berührten wir jetzt eine Gegend, deren Bevölkerung und Naturerzeugniſſe denen der früher verlaſſenenen Gegend durchaus nicht gleichkommt, aber doch noch ein gefälliges maleriſches Aeußere hat und auch ihren Bewohnern manche Annehmlichkeiten darbietet. Unſer Weg führte jetzt allmählich aber ganz unmerklich bergan.

Dieß dauerte etwa vier Stunden, bis wir ein Land-

haus erreichten, in deſſen Nähe der Weg plötzlich in einem rechten Winkel ſich wandte, und wohl eine Meile Weges führte nun die Straße durch eine Allee zwiſchen offenen Wieſen hindurch. Am Ende dieſer Allee befanden wir uns in einem kleinen, wohlgebauten, freundlichen, gedrängten Dörfchen, das etwa hundert und fünfzig Häuſer enthielt, außer drei oder vier Gebäuden, die mehr als gewöhnliches Aufſehen erregen zu wolleu ſchienen. Dieſes war das berühmte Spaa, ein Badeort, deſſen Ruf in früherer Zeit über die ganze gebildete Welt verbreitet war.

Wir fuhren an ein Gaſthaus, wo wir zu Mittag ſpeiſten, weil aber das Gedränge darin zu groß war, und wir uns daher nicht behaglich fühlten, ſo ging ich noch an demſelben Tage aus, miethete tagweiſe ein möblirtes Haus für uns allein, und ſetzte unſere eigenen Dienſtboten mit einer Aushülfe in den Beſitz der Küche. Als ich am andern Morgen fand, daß ich mich übereilt hatte, und daß unſere Wohnung zu enge war, ſo machte ich mich von derſelben wieder frei und miethete eine beſſere. Wir hatten ein Eßzimmer, zwei Beſuchzimmer, mehrere Schlafzimmer, nebſt den erforderlichen Kammern u. ſ. w. alles recht freundlich und dabei gut meublirt für einen Napoleond'or täglich. Dieſes bemerke ich Ihnen blos, um Ihnen einen Begriff von den Bequemlichkeiten zu geben, die man auf Reiſen in dieſem Welttheile genießen kann. Faſt jedes Haus kann man in

Spaa auf dieſe Weiſe miethen, da faſt alle zur Bequemlichkeit der Reiſenden eben ſo eingerichtet ſind, um Fremde aufnehmen zu können; die Eigenthümer pflegen einen kleinen Nebenbau zu bewohnen, auch wohl einen kleinen Laden zu verſehen, worin Weine und Spezereien zu bekommen ſind. Dienſtboten kann man auf der Stelle haben, und ſo kann Jedermann ſeine eigene Haushaltung in einer Stunde vollſtändig einrichten. Dieſe Art und Weiſe koſtet weit weniger, als das Zehren in einem Gaſthauſe, beſonders für eine zahlreiche Familie, gewährt weit größere Bequemlichkeiten, und iſt zugleich anſtändiger. Auf Verlangen kann man ſich aus den Gaſthäuſern ſpeiſen laſſen. François war in der Kochkunſt ziemlich bewandert, und mit Beihülfe der in Spaa angenommenen Bedienung lebten wir nun ganz nach unſerer gewohnten Weiſe. Da ich, wie geſagt, tageweiſe gemiethet, ſo konnte ich das Haus, ſo bald es mir einfiel, jeden Augenblick verlaſſen.

Spaa befindet ſich, gleich andern Eiſentheile enthaltenden Badeörtern mitten in einer Gegend, die ſich keiner großen Fruchtbarkeit rühmen kann. Durch die Länge der Zeit und durch den Anbau hat ſie den Charakter des blaſſen Grüns erhalten, deſſen ich vorher erwähnte, und das eine Zeitlang durch Abwechſelung dem Anblicke angenehm iſt. Die Farbe der Auen hatte weder ein verbleichendes noch ein kränkelndes Anſehen, eher noch die Schattirung jungen Graſes. Es war gleichſam ein ſchauriges Grün.

Das Auge ſchweifte hier über eine weite Strecke offenen Feldes, ſobald man nehmlich einen der ſteilen waldigen Hügel erſtiegen hat, an deren Fuß dieß Städtchen erbaut iſt; und ich entſinne mich keines Ortes, der einen ſtärkern Eindruck unendlicher Oede zurückläßt, als den, welchen der Anblick dieſer unbegrenzten Ebenen auf mich machte, in welchen hier das Land wellenförmig bis nach Frankreich hin ſich fortzuſetzen ſcheint. Dieſe Gegend ſoll dem Ardenner Bergwald angehören; hier ſoll der Forſt ſich ausgedehnt haben, in welchem ehemals „der Eber der Ardennen“ ſein Unweſen trieb. Vom Walde iſt keine Spur mehr zu ſehen, und wenn hier ein Gebirg ſein ſoll, ſo ſteht Spaa vermuthlich auf ſeinem unbegrenzten Gipfel. Hohe und unterbrochene Hügel zeigen ſich freilich hier umher; aber im Ganzen iſt es höchſtens eine Erdhöhe.

Der Ruhm von Spaa iſt verklungen! Es gab eine Zeit, wo Müßiggänger, Genußmenſchen und Schwelger ſchaarenweiſe dieſes einſame Oertchen beſuchten, hier Ränke ſchmiedeten oder ihre Habe verſpielten, unter dem Vorwande, die Heilquelle zu benutzen; eine Zeit, wo ſeine Hallen von Fürſten und Edelleuten gedrängt voll waren, wo ſelbſt Monarchen an den hier gehaltenen Feſten Theil nahmen und ſolche häufig beſuchten. Die betriebſamen Einwohner ſcheuen auch jetzt noch keine Mühe, um den Aufenthalt hier angenehm zu machen; aber der launenhafte Geſchmack der jetzigen Zeit verlockt

die Reiſenden nach andern Quellen, wo noch weit ergötz=
lichere Luſtbarkeiten ihre Gegenwart feſſeln. Deutſchland
hat einen Ueberfluß an Badeörtern, deren Annehmlich=
keit gewöhnlich durch eine wohlberechnete Anlage von
reizenden und erquicklichen Spaziergängen und anderer
Anreizungen erhöht werden. In keinem Dinge haben
ſich die geldgierigen und unbeſtimmten Beſtrebungen
der Bewohner von Amerika deutlicher offenbart, als
in der Armſeligkeit ihrer öffentlichen Vergnügungsörter.
In allen dieſen Dingen hat die Natur für einige der=
ſelben wenigſtens Etwas gethan, aber von Menſchen=
hand iſt dort noch nirgends etwas geſchehen, das der
Erwähnung werth wäre.

Ein unbedeutender Koſtenaufwand hat den rohen
Hügel, der, hauptſächlich mit Immergrün bekleidet, Spaa
überragt, in eine herrliche Folge ſchöner Spaziergänge
umgewandelt. Schlängelnde Wege winden ſich durch das
Dickicht; angenehme Ueberraſchungen ſind den Fremden
hier bereitet, und jedes Plätzchen, das irgend einen rei=
zenden Anblick oder einen erfreulichen Umblick gewährt,
findet ſich mit Bänken oder Lauben geziert. Eines die=
ſer Plätzchen war mit einem dauernden Obdach gegen
die Witterung verſehen; ſein Name ergötzte uns, obſchon
er paſſend genug war, wenn man auf ſeine Zuſammen=
ſetzung Acht gab. Es hieß der „Pilz“ und hatte auch
die Geſtalt eines hölzernen Regenſchirms, denen ähnlich,
welche die franzöſiſchen Marktweiber in den Straßen

von Paris über ihre Häupter auszubreiten pflegen, und welche ſie mit mehr Sentimentalität und Imagination mit dem Namen „Robinſon“ zu Ehren des Robinſon *) Cruſoë bezeichnen. Dieſer „Pilz“ war einſt der Schauplatz eines merkwürdigen Vorfalles, der ſich kaum erzählen läßt, der aber ein ſpaßhaftes Beiſpiel von Volksgebräuchen darſtellt, um nicht zu ſagen, von wunderlichen Dingen.

Das Waſſer der Quellen und die dabei geſunde Luft erwieſen ſich ſo wohlthätig ſtärkend, daß wir uns entſchloſſen, eine Woche in Spaa zu verweilen. Bei unſerer Abreiſe befand ſich A— — noch ſo ſchwach, daß ſie kaum allein aus dem Wagen ſteigen konnte, und jetzt nahmen ihre Kräfte ſo zu, daß wir Alle unſere Freude daran hatten. Die Cholera und die Quarantaine veranlaſſen viele Menſchen, gerade jetzt hierher zu kommen, und

*) Die engliſche Ausſprache von Robinſon veranlaßt mitunter Mißverſtändniſſe. Einſt wollte der Verfaſſer den Beſuch eines Herrn Robinſon in Paris erwiedern. Der Portier ſagte, ein ſolcher Mann wohne gar nicht in dem Hotel. „Aber hier iſt ſeine Karte: Herr Robinſon, N—, Rue — —.“ — Der Thürſteher beſah die Karte. „Das iſt etwas ganz Anderes,“ ſagte er, „ceci est Monsieur Ro-bin-son; c'est autre chose; sans doute Monsieur a entendu parler du célèbre Robinson?“ Von einem Rob'nſ'n wollte der Mann aber nichts wiſſen.

wenn auch Wenige ſo lange hier verweilen, als wir, ſo ſind dennoch die immer neuen Zuflüſſe von ankommenden Fremden ziemlich unterhaltend. Unter andern brachte auch der Herzog von Sachſen-Koburg auf ſeiner Heimreiſe eine Nacht hier zu. Er zeigte ſich nur wenige Minuten im öffentlichen Saale; es waren zufällig ſo wenig Leute darin, daß er, wie man behauptete, verdrießlich ſich wegbegab. Hier findet immer ein geräuſchvolles Treiben ſtatt, und gelegentlich kommen die Einwohner von Verviers, einer wohlhabenden Manufakturſtadt an der preußiſchen Grenze, in großer Anzahl herüber, um die Abendgeſellſchaften ziemlich glänzend zu machen. Dieſe Geſellſchaften werden in dem Redoutenſaal gehalten, welcher in einem Gebäude von mäßiger Größe ſich befindet, das nach der gewohnten Weiſe in deutſchen Badeörtern, mitten im Städtchen ſich befindet. Dagegen ſteht das Vauxhall, der frühere Beluſtigungsort, weit ab im Felde, verlaſſen und verödet, wie ebenfalls ein mit jenem wetteiferndes Gebäude, das erſt kürzlich erbaut worden iſt. Die Verhältniſſe und der Styl dieſer Bauten geben eine Vorſtellung von der frühern Lebhaftigkeit und Ueppigkeit von Spaa, während der einzige Gebrauch, der von jenen beiden jetzt gemacht wird, einzig darin beſteht, daß ein proteſtantiſcher Geiſtlicher darin an Sonntagen predigt.

Weil die Geſundheit im Ganzen genommen doch das höchſte Lebensgut iſt, ſo verzogen wir in Spaa wohl

vierzehn Tage, und bemühten uns, die Zeit ſo ange- nehm als möglich zu vertreiben. So kurz demungeach- tet unſer Aufenthalt und ſo vorübergehend unſere Be- ſuche in der Umgegend auch waren, ſo verweilten wir doch lange genug an dieſem Orte, um zu bemerken, daß hier ein kurzer Inbegriff des menſchlichen Lebens uns umgab. Die Einen ſchmiedeten Ränke, die Andern ſpielten ihre Rollen, und wieder Andere brachten ihre Zeit mit Beten zu. In Einem Haushalte ſah ich Zwi- ſtigkeiten walten, in einem andern war ein Prieſter be- trunken und hörte ich manche fromme Aeußerungen von einem Marinekapitän! Wir ſchafften uns kleine Ardenner Pferde an, wie deren täglich in den Straßen zur Schau gehalten wurden; Landleute in Blouſen führten ſolche, um den Fremden Luſt zu machen; wir machten Gebrauch davon zu kurzen Ausflügen. Bisweilen machten wir, was man hier ſo nennt, die Runde um die Heilquellen; es giebt deren nehmlich mehrere, und jede derſelben un- terſcheidet ſich dnrch ihre beſondern Heilkräfte, und nur eine derſelben befindet ſich im Orte ſelbſt, während die andern etwa eine (engliſche) Meile weiter entfernt ſind. Zu anderer Zeit trieben wir uns in den Kaufläden um- her, und bewunderten und kauften ſchöne Käſtchen und andere Sächelchen, die als Spaa'er Arbeiten berühmt ſind; ſie beſtehen aus dem Holze, das ihnen die Hügel liefern, das aber dadurch, daß es eine Zeitlang ins Quellwaſſer gelegt wird, eine eigenthümliche Färbung

erhält, worauf es bemalt und ſtark gefirnißt wird. Man macht an andern Orten ähnliche Arbeiten, aber nirgeuds ſo ſchön und niedlich, wie hier.

Am Ende trug aber die Langweile dennoch den Sieg über die geſunde Luft und das heilkräftige Waſſer davon, und ich ſchickte alſo nach meinem Paß und nach Pferden. François war der Küchengeſchäfte auch endlich überdrüſſig geworden, und führte dieſe Befehle mit wahrhafter Freude aus, während mein Hausherrr meinen Napoleond'or mit manchen zierlichen Aeußerungen des Bedauerns einſtrich, die meiner Meinung nach aufrichtiger, als gewöhnlich gemeint waren. Unterdeſſen eilten wir umher, um unſere mit P. P. C. bezeichneten Karten abzugeben; nahmen auch ſelbſt von Manchen Abſchied, ohne die geringſte Hoffnung einſtigen Wiederſehens, während wir andern verſprachen, ihre Bekanntſchaft am Rhein oder in den Alpen, wie die Verhältniſſe ſolches erlauben würden, von neuem wieder anzuknüpfen. Um halb Zwölf ungefähr war Alles in Bereitſchaft; zweien Landsleuten, die uns abreiſen ſehen wollten, gaben wir herzlich die Hände, ſetzten uns ein, und raſch gings weiter, fort aus unſerm vierzehntägigem Hausweſen, mit eben ſo wenig Umſtänden, als wir ſolches betreten hatten.

Der Hundsſtern herrſchte mit aller ihm eignen Wuth, während wir durch dieſe geſchloſſenen und ringsum beengten Thäler hindurch mußten, die zwiſchen Spaa und Verviers liegen. Bei letzterem Ort begannen wir

bergan zu fahren, bis wir endlich eine breite nackte Anhöhe erreichten, die ein weitausgedehntes Gefilde nach Oſten hin überblicken läßt. Dies war alſo das Land, welches den ehemaligen Hauptſitz Karls des Großen umgab, und welches jetzt einen Theil von dem ausmacht, was Herr de Pradt als „eine vor Europa vorgeſchobene Façade“ bezeichnet, nämlich einen Theil des neugeſchaffenen und ausgelenkten Königreichs Preußen. Auf der Höhe des anſteigenden Landes erreichten wir die Grenze, und da man bei uns Alles in gehöriger Ordnung antraf, ſo wurde unſerm Weiterreiſen auch nicht die geringſte Schwierigkeit in den Weg gelegt.

Während wir über dieſe Erderhöhung hinfuhren, änderte der Wind ſich ſo ganz auf einem Ruck, daß wir uns faſt in Amerika wähnten; doch ſoll dieſes in dieſem Umkreiſe weit häufiger noch, als bei uns vorkommen. Die Eigenthümlichkeit des amerikaniſchen Himmelsſtriches beſteht mehr in dem heftigen als in dem öftern Wechſel der atmoſphäriſchen Zuſtände; das Ueberſpringen von der äußerſten Hitze zur äußerſten Kälte kommt öfter vor, als die allmählichen aber ſchnelleren Veränderungen der Witterung. An einem wolkenfreien Tage braucht man ſich in Amerika nicht mit einem Regenſchirm zu verſehen; dagegen iſt man in Europa, vorzüglich im Frühling, keine Stunde vor Regen ſicher, längs der ganzen Weſtküſte, vorzüglich je weiter man von dem biskaiſchen Meerbuſen nördlich hinauf kommt. In dieſem Augenblicke befanden

wir uns aus der Gluthitze plötzlich in ein eiſiges Klima verſetzt, mußten uns in unſere Mäntel einhüllen, die Kutſchenfenſter ſchließen, und die Zeit währte uns lange, bis wir endlich Aachen erreichten, eine alterthümliche Stadt, wo wir gegen ſechs Uhr eintrafen. Ganz anders als in Spaa, wo wir die Wahl zwiſchen hundert gut möblirten Häuſern hatten, fanden wir in Aachen den Zudrang von Menſchen ſo groß, daß wir nur mit großer Schwierigkeit ein enges Logis in einem Gaſthofe zweiten Ranges auftreiben konnten.

Wie es zu gehen pflegt, wir waren zwar hier nicht zum erſten Male, konnten uns aber nicht enthalten, alle Ausſichten und Anſichten nochmals zu genießen. Die Umgebungen Aachens ſind zwar ausgezeichnet ſchön, und durch Landhäuſer artig geſchmückt, aber doch weit weniger anziehend, als die von Lüttich. Karl der Große iſt zwar ſchon ſeit faſt tauſend Jahren begraben, und es gibt weder einen Kaiſer von Deutſchland noch einen König der Römer mehr; aber doch iſt Aachen noch immer eine Stadt von mehr als 30,000 Einwohnern. Die Bauart iſt enge und nicht ſonderlich wohlthuend fürs Auge, aber man fängt an, weſentliche Verbeſſerungen durchzuführen, und deshalb hat uns dieſe Stadt auch diesmal weit beſſer gefallen, als in früheren Jahren. Das Rathhaus iſt ein recht alterthümliches Gebäude; einer ſeiner Thürme ſoll von den Römern erbaut worden ſein, und iſt als der Ort berühmt geworden, wo zwei

europäiſche Kongreſſe gehalten wurden, einer im Jahr 1748 und dann der in der neueſten Zeit. Dort findet ſich auch eine Gallerie von den Portraiten der verſchiedenen Geſandten, eine ausgezeichnete Reihe ſtattlicher Perücken, wenn auch nicht durchaus ausgezeichneter Geſichter. *)

Die Hauptkirche iſt nicht völlig ausgebaut, aber doch ein edles und merkwürdiges Denkmal alter Baukunſt; das Chor iſt jüngern Urſprungs, gleichwohl im gothiſchen Styl und nur fünfhundert Jahre alt, während der Hauptbau einen uralten Rundbau darſtellt, der mehr als das doppelte Alter hat, und wenigſtens aus Karls des Großen Zeit herſtammt. In ihr befindet ſich eine kreisförmige Säulenwölbung, wo in früherer Zeit die Throne des Kaiſers und der Kurfürſten umherſtanden während der Krönungsceremonien. Jeder dieſer Throne ſtand zwiſchen kleineren alterthümlichen Säulen, die man von Rom hierher gebracht hatte, die aber während der Regierung Napoleons im Geiſte des Monopols und der Entweihung **),

*) Im Original heißt es: „a big-wigged if not a big-witted set," wörtlich: „eine Sammlung von großen Perücken wenn auch nicht großen Geiſtesgaben." Das Wortſpiel liegt in den wenig verſchiedenen Lauten: big-wigged und big-witted, das aber im Deutſchen auf keine Weiſe wieder zu geben iſt. Anmerk. d. Ueberſ.

**) Hier mag ein Auszug aus dem nicht veröffentlichten Manuſcripte dieſer Briefe zu näherer Erläuterung

welche jene Zeit charakteriſirten, nach Paris übergingen, wo manche derſelben ſich noch jetzt in den Tuilerien aufgeſtellt befinden. Ein Lehnſeſſel, den man im Grabmale

---

dienen: „Sie ſind kürzlich zu Richmond-Hill geweſen,“ ſagte Herr — —, „haben Sie die Ausſicht dort wohl ganz ſo bewundert, als es üblich iſt, dies zu thun?“ „Um offenherig zu ſein, ich bewunderte ſie nicht. Der Park machte auf mich keinen andern Eindruck, als wie jedes andere gleichgültige Exemplar Ihrer Parks, und die Ausſicht hat zwar einen ausgezeichneten Vordergrund, iſt aber, meines Bedünkens, ein eben ſo einförmiges als planloſes Ganzes.“ — „Sie ſind nicht der Einzige, der dieſes Urtheil fällt, aber ich ſehe die Sache anders an. Canova ſpazierte neben mir auf der Terraſſe, er ſchien aber gar nicht zu merken, daß hier etwas Außerordentliches die Aufmerkſamkeit anregen ſollte. Er betrachtete die gefeierte Ausſicht nicht einmal zum zweiten Male. Kannten Sie ihn?“ — „Er war bereits geſtorben, ehe ich nach Europa kam.“ — „Armer Canova! — Ich traf ihn einmal in Paris in einer ſpaßhaften Verlegenheit. Es regnete eben, und ich fuhr grade in einem Miethwagen durch das Karrouſel, während ich auf einmal Canovas anſichtig wurde, wie er längs den Mauern, in ſeinem Mantel eingehüllt, vorüberſchlüpfte, ohne daß er recht zu wiſſen ſchien, wie er vorwärts kommen ſolle. Ich fuhr bis in ſeine Nähe, und bot ihm einen Platz im Wagen an. Er war verſtimmt, oder vielmehr verſtört, und hatte das Anſehen eines Mannes, der geſtohlne Sachen fortſchleppen will. Die Urſache war, daß gerade die Rückgabe von Gemälden an die frühern Beſitzer in

Karls des Großen gefunden haben will, ſteht jetzt in dieſer Säulenwölbung, und diente lange Zeit den Kaiſern als Thron.

Die Kathedrale ſoll reich an Reliquien ſein, und unter andern Dingen beſitzt ſie etwas Manna aus der Wüſte, und ein Stück von Aron's Wunderſtab. Daſelbſt befinden ſich auch einige Fenſter in einer abgeſonderten Kapelle, die einige Scheiben außerordentlich ſchöner Glasmalerei enthalten, die weit künſtlicher ſind, als was man ſonſt in dieſer Art antrifft.

Gegen Mittag ſchickte ich meinen Paß auf die Poſt, um Poſtpferde zu bekommen, und zur Erwiederung kam der Herr Poſtmeiſter ſelbſt, um der literariſchen Republik einen Höflichkeitsbeſuch abzuſtatten. Wir ſagten einander

---

Paris im Gange war, und da er beauftragt war, eine „Madonna della Seggiola“ in Empfang zu nehmen, ſo hatte er das koſtbare Gemälde ergriffen, und in dem Eifer, es in Sicherheit zu bringen, hatte er es unter ſeinem Mantel mitgeſchleppt. Er war beſorgt, mit ſeiner Beute entdeckt und verhöhnt zu werden, und daher fuhr ich lieber mit ihm in ſein Hotel nach Hauſe.“ — So viel ich weiß, war dieſes das Gemälde, welches Herr — — nannte; doch habe ich irgendwo gehört, es ſei gar nicht nach Paris gekommen, ſondern ſei vielmehr nach Sicilien in Sicherheit gebracht worden; es könnte alſo wohl auch ein anderes Gemälde geweſen ſein.

allerlei ſchmeichelhafte Dinge, welches A — — ſehr beluſtigte, als wir von einander ſchieden.

Nachdem wir das Thal von Aachen im Rücken hatten, wurde die Gegend flach und einförmig, und in der Mitte einer weitausgedehnten Ebene gelangten wir nach der Stadt Jülich, der Hauptſtadt eines uralten Herzogthums, die hinter grasbewachſenen Wällen gleichſam vergraben lag, die aber kaum ſichtbar waren, bis wir endlich wirklich durch ſie hinfuhren. Es iſt jetzt ein einförmiger unbedeutender Ort. In Berghem, ein paar Stationen weiter, wurde ich nochmals von dem Poſtmeiſter und deſſen Schreiber beſucht, der ſich nicht beſann, mich zu fragen, ob ich der Mann ſei, der Bücher geſchrieben. Wir ſprachen viel von unſerer Nationalbildung in Amerika, und gewiß nicht mit Unrecht, wenn wir uns in mehren wichtigen Dingen mit den Leuten auf dieſem Feſtlande vergleichen; dagegen können ſchwerlich Klötze unempfindlicher ſein, oder weniger wahre Hochachtung für Wiſſenſchaften, Künſte oder innere Ausbildung überhaupt haben, als der große Haufe in Amerika. Bei uns gibt es Menſchen, die ſich das Anſehen geben, als könnten ſie ſich in Rückſicht wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen zu einem hohen Enthuſiasmus hinaufſchrauben, vorzüglich wenn es die abgöttiſche Bewunderung ausländiſcher Namen gilt; aber man kann auf den erſten Blick unterſcheiden, daß es kein ächter rein aus der Seele hervorquellender Enthuſiasmus iſt. Hierin iſt nun Deutſchland das Land

der empfänglichen Gemüther, mögen nun Muſik, Poeſie, Waffenglück oder mehr materielle Kunſtgegenſtände die Anregung zur Bewunderung ſein. Ich kann zwar wenig davon ſagen, ich müßte mir denn auf die Artigkeit der beiden Poſtmeiſter etwas einbilden, die mir wohl mehr als ziemlich geſpendet wurden; aber nie kann ich den Ausdrucks des Gefühls eines jungen Deutſchen vergeſſen, mit dem ich in Dresden zufällig zuſammentraf. Wir wohnten damals einem Hauſe gerade gegenüber, worin Tieck, der berühmte Novelliſt und Dramatiker, wohnte. Da ich keine ſchickliche Veranlaſſung fand, mit dieſem Dichter bekannt zu werden, und da ich Niemanden zudringlich werden wollte, ſo traf ich nie mit ihm zuſammen; doch wäre es in einer Stadt von ſo mäßiger Größe unmöglich geweſen, nicht zu erfahren, wo ein ſo berühmter Mann wohne. Die nächſte Hausthür führte zu einem Schweizer-Conditor, bei dem ich gelegentlich ein Gläschen Eis zu mir nahm. Eines Tages trat ein junger Mann in derſelben Abſicht herein, und verließ den Laden mit mir. An der Thüre erkundigte er ſich bei mir, ob ich ihm vielleicht ſagen könne, in welchem der benachbarten Häuſer Herr Tieck wohne. Ich zeigte ihm das Haus und blieb eine Weile beobachtend ſtehen; ſeine Blicke zeigten Nichts von Affektation, vielmehr einen unausſprechlichen Ausdruck inniger Verehrung für den gefeierten Dichter. „Wäre es nicht möglich, Tieck perſönlich zu ſehen?“ — „Ich vermuthe, nein; denn man hat mir

geſagt, er befinde ſich eben in einem Badeorte.“ — „Ob ich ihm“, fragte er weiter, „wohl ſagen könne, welches das Fenſter ſeines Wohnzimmers ſei?“ — Das konnte ich, weil man mir ihn dort vor einigen Tagen gezeigt hatte. Als ich ihn verließ, blieb der junge Mann noch ſtehen, die Blicke nach dem Fenſter gerichtet, und wohl eine Stunde lang beharrte er in dieſer ſchweigenden, tief innerlich empfundenen Verehrung befangen. — Was mich ſelbſt betrifft, ſo kann ich mich kaum der Muthmaßung erwehren, daß meine zwei Poſtmeiſter in der That nichts Anderes erwarteten, als in mir einen Mann zu finden, deſſen Aeußeres weit weniger enropäiſche Aehnlichkeit habe, als die man wirklich in dem unſcheinbaren Reiſenden entdeckte.

Die Sonne war dem Untergange nahe, als wir den Rand der Erderhebung erreichten, von wo aus wir, den Ufern des Rheines entgegen, hinabzuſteigen begannen. Hier lagen die Thürme von Köln und die weiten Ebenen vor uns ausgebreitet, welche die Stadt umgeben. Es war ſchon ziemlich dunkel, als wir durch den gewundenen Eingang, zwiſchen Baſtionen, Halbmondſchanzen und über Zugbrücken den Stadtthoren uns näherten, und wir langten noch zeitig genug an, um ohne außergewöhnliche Förmlichkeiten eingelaſſen zu werden.

Zwölfter Brief.

Der Kölner Dom. — Die elftauſend Jungfrauen. — Die Schädel der Magier. — Das Haus, in welchem Rubens geboren ward. — Mangel an Reinlichkeit in Köln. — Wiederholung der Reiſeplans. — Der Drachenfels. — Romantiſche Legende. — Ein in ein Gaſthaus umgewandeltes Kloſter. — Deſſen Einſamkeit. — Eine daſelbſt zugebrachte Nacht. — Ein Sturm. — Ein nächtliches Abenteuer. — Gräuliche Geſtalten. — Eine Erſcheinung. — Die Auflöſung des Geheimniſſes. — Der Palaſt der Könige von Auſtraſien. — Die Rheinufer. — Koblenz. — Fliegende Schiffbrücken. — Abreiſe von Koblenz. — Burg Ritterſtein. — Beſuch derſelben. — Hausrath derſelben. — Der Ritterſaal. — Der Schloßthurm. — Ein Anachronismus.

Mein theurer — —,

Ich weiß nicht, von welchem hohen Beamten des ehemaligen Kurfürſtenthums das Gaſthaus, worin wir einkehrten, erbaut worden iſt; aber es war ein geräumiges Gebäude mit ſchönen hohen Gemächern und einem anſehnlichen Garten. Da die Sprechweiſe jedes Landes nach den Gewohnheiten deſſelben ſich richtet, und da in Amerika alle Dinge ſo ſehr dem Principe des Nützlichen ſich unterordnen müſſen, daß dort von dem Anmuthigen äußerſt wenig zn finden iſt, ſo darf ich nicht vergeſſen, Ihnen zu bemerken, daß ich unter „Garten" hier das

verſtehe, was man in Amerika eine „Anlage zum Vergnügen" nennt. Man könnte bei uns die Frage aufwerfen, ob vielleicht der „Garten in Eden" auch ein Gemüsacker geweſen iſt?

Nach dem Frühſtücke berathſchlagten wir unſere künftige Reiſerichtuug. Hier befanden wir uns in Köln im Königreiche Preußen, hatten die weite Welt vor uns, und wußten nicht wohinaus. Darin wurden wir aber bald einig, unſer erſtes Ziel müſſe ſein, die noch unvollendete Domkirche, dieſes Wunder gothiſcher Architektur, nochmals zu beſuchen; das Haus, in welchem Rubens geboren ward, zu ſehen, die elftauſend Jangfrauen zu begrüßen, und einiges kölniſches Waſſer einzukaufen; darnach meinten wir, werde es Zeit genug ſein, zu berathſchlagen, wo wir die Nacht zubringen wollten.

Unſer erſter Beſuch galt den Gebeinen. Dieſe Reliquien ſind in den Mauern der Kirche, die ſolche bewahrt, eingelaſſen, und können nur durch eine Art von Taubenſchlagöffnungen, in welche Glasſcheiben eingeſetzt ſind, in Augenſchein genommen werden. Eine Kapelle iſt beſonders mit auf dieſe Weiſe eingemauerten Gebeinen geziert, welches einen Eindruck macht, wie manche Apotheker-Läden. *) Manche der Jungfrauen ſind durch hölzerne

*) Anſpielung auf die Sitte in manchen Ländern, in Apotheken Thierſkelette und ausgeſtopfte fremde Thiere auszuſtellen. A. d. Ueb.

oder ſilberne hohle Büſten beſonders geehrt; durch bewegliche Deckel auf den Scheiteln kann man die wahren Schädel inwendig betrachten. Dieſe Reliquien haben alſo keinesweges das ſchauerliche Anſehen, als man ſich vielleicht ſonſt von den Gebeinen von elftauſend Jungfrauen vorſtellen möchte; denn der entſetzliche Anblick der Knochengeſichter wird zur Schonung dieſes Kircheneigenthums hinreichend verſteckt. Ich hielt es ſelbſt für etwas Wunderbares, die Gebeine von dieſen elftauſend Jungfrauen beiſammen zu ſehn; doch unſerem Geleitsmanne war das nicht genug, denn er zeigte uns unverweilt auch den Krug, in welchem das Waſſer ſich befunden haben ſoll, welches durch den Heiland bei der Hochzeit von Kana in Wein verwandelt wurde! Dieſer hatte eine morgenländiſche Form und mag wirklich ſeiner Zeit Waſſer oder Wein enthalten haben.

Die Kathedrale oder der Dom iſt ein außerordentliches Gebäude in ſeiner Art. Fünfhundert Jahre hat man daran gebaut, und noch iſt es kaum halb vollendet. Der eine Thurm iſt keine vierzig Fuß hoch, während der andere über zweihundert Fuß mißt. Der Krahnen, der von Zeit zu Zeit erneuert worden iſt, obſchon man ſeit vielen Jahren keinen Stein hinaufgehoben hat, befindet ſich auf dem Thurme. Das Chor, oder vielmehr die Endkapelle, die ſich gewöhnlich hinter jenem befindet, iſt vollendet und iſt ein herrliches Werk. Die langen ſchmalen Fenſter, nahe an hundert Fuß hoch, enthalten aus-

geſuchte Malereien und bringen das eigenthümliche Hell-dunkel hervor, die ein dichteriſches Gemüth erſonnen haben mag, um dieſer der Andacht geweihten Baukunſt den ſchwärmeriſchen und erhabenen Ausdruck zu verleihen. Wir konnten nicht umhin, auch die Schädel der Weiſen *), die in einem äußerſt koſtbaren Reliquienkäſtchen aufbewahrt werden, zu ſehen. Sie ſind alle drei mit Kronen geſchmückt, welches denſelben Zweck hat, wie die Einſchließung der Jungfrauen in hohlen Büſten. Hier iſt ein reicher Juwelenſchmuck beiſammen, obſchon die Kronen einen ziemlichen Schein von der Legirung durchſchimmern ließen, der ſich von dem milden Glanze ächten Stoffes unterſchied.

Rubens war, wie Sie wiſſen, aus edlem Geſchlechte, und das Haus, in welchem er geboren wurde, iſt durch Nichts von einer gewöhnlichen Behauſung jedes andern wohlhabenden Bürgers unterſchieden. Man ſagt, Maria von Medicis, die Gemahlin Heinrichs des Vierten, ſei in dieſem Gebäude geſtorben, und die Sage, die ebenfalls etwas Beſonderes darin ſucht, Aufſehen zu erregen, behauptet deßhalb, ſie ſei in demſelben Gemache geſtorben, in welchem Rubens geboren wurde. Das Haus iſt jetzt öffentliches Eigenthum.

---

*) Der Weiſen aus Morgenland, deren Reliquien unter dem Namen „der heil. drei Könige“ den Leſern bekannter ſind. Anmerk. d. Ueberſ.

Ich weiß nicht, ob es einen nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen Geſtank und kölniſchem Waſſer geben muß, aber dieſe Stadt erſchien uns als die ſchmutzigſte, die irgend in Europa unſern Blicken, oder vielmehr unſern Naſen aneckelte. Faſt ſcheint es, als wolle man abſichtlich dadurch die Fremden nöthigen, ihr weitberühmtes Antidotum zu kaufen. So beſchwerlich uns dieß auch war, ſo ließen wir, einmal im Gange, auch nicht nach, bis um Mittag durch die Straßen zu ſchwärmen, und nahmen unter andern auch die Schiffbrücke in Augenſchein, um nochmals des Anblicks des dunkelblauen Rheins, der zu unſern Füßen ſchimmerte, zu genießen.

Ganz in der Weiſe der „flaneurs" überließen wir uns dem bloßen Zufall, bis wir nach langem Herumſchlendern um Mittagszeit, von Hitze und Geſtank ermüdet, uns wieder in den Wagen ſetzten, und den langen Weg durch die Halbmondſchanzen, Zugbrücken und begraſten Wälle hindurch endlich wieder dem reinen Lufthauch entgegenfuhren, der uns auf der weiten Ebene in der Richtung nach *Bonn* erheiternd aufnahm. Das Wetter war heiß, und doch fühlten wir beim Uebergang uns recht behaglich. In dieſem Theile von Deutſchland ſind die Poſtilione nicht träge; wir trabten luſtig über die weite Ebene, und wir erreichten Bonn, ehe wir nöthig hatten, uns nach Erfriſchungen umzuſehen. Die Pferde wurden gewechſelt, und wir fuhren ſogleich weiter. Als wir die Stadt verließen, kam es mir vor, als beneideten die

Studenten, die zu den Fenſtern hinausſahen, uns um unſere Reiſeluſt. Da Sie noch kürzlich uns durch dieſelben Gegenden in Gedanken begleitet haben, ſo will ich blos ſolche Gegenſtände in meinen Briefen berühren, die ich in den frühern überging, und Ihnen nur die Richtung unſerer Reiſe mittheilen.

Es war ein angenehmer Nachmittag, als wir an der kegelförmigen, mit Burgen geſchmückten Anhöhe des Godesberg vorüber, uns der Hügelgegend näherten, wo der Weg zuerſt längs dem Ufer des Stromes weiter führt. Uns gegenüber lagen die Sieben Berge und auf ihrem Gipfel der Drachenfels. Zinnen und Gemäuer hatten das Anſehen, im langſamen Gange von Jahrhunderten allmählig verwittert zu ſein; und etwas näher noch ragte die Burg Rolandseck über den waldigen Felſenkuppen an unſerer Seite des Ufers empor. Zwei niedrige Inſeln theilten den Strom, und auf der einen erblickten wir die weitumfaſſenden Gebäude eines Kloſters. Jeder, der mit den Sagen des Rheinſtromes bekannt iſt, kennt die Geſchichte des Kreuzfahrers, der, von ſeinen Feldzügen heimgekehrt, ſeine Verlobte als Nonne an dieſem einſamen Orte wiederfand. Man könnte ſagen, Lügen ſeien vordem, ehe die Kunſt des Bücherdruckens zu ihrem Dienſt geworben war und ehe es Zeitungsſchreiber gab, eben ſo häufig geweſen, als deren jetzt umgehen; man hatte ihr glaublich gemacht, er ſei geſtorben, oder untreu geworden; das Eine, wie das

Andere mußte ihr gleich ſchmerzlich ſein. Das Schloß, welches das Eiland beherrſcht, war zu ſeiner Wohnung gebaut, und hier ſchweigt die Legende und thut wohl daran. Niemand iſt indeß genöthigt, Alles zu glauben, was er hört; wir alle ergötzen uns an den Gebilden, die ſolche Sagen in uns aufſteigen laſſen, zumal wenn ſichtbare und fühlbare Gegenſtände, wie hier, in der Geſtalt tüchtiger Steinmaſſen unſerer trägeren Einbildungskraft zu Hülfe kommen. Während wir längs dem Abhange des Berges, der die Ueberreſte der Burg von Karls des Großen Neffen trägt, hintrabten, blieb mein Blick ſinnend auf den ſchweigenden Kloſtermauern ruhen. „Iſt dieß Kloſter da,“ rief ich dem Poſtilion zu, „noch immer bewohnt?“ — „Ja, mein Herr, es iſt ein Gaſthaus.“ — „Ein Gaſthaus!“ — Die Sache war bald aufgeklärt. Die Kloſterinſaſſen, Nonnen vom Orden des heiligen Benedikt, hatten das Kloſter, nach Aufhebung deſſelben, ſeit funfzehn oder zwanzig Jahren bereits verlaſſen, und die Gebäude wurden ſeit dieſer Zeit in eines unſerer neueren ſentimentalen Wirthshäuſer umgeſchaffen. Mit der genaueſten Nachforſchung konnte ich keine Seele in der Nähe des Ortes entdecken, und in altem Gemäuer allein herumzutappen, iſt nicht meine Liebhaberei. Nicht gar weit oberhalb der Inſel lag ein Dörfchen am Ufer; der Poſtilion lächelte vergnügt, als ich ihn fragte, ob ich bis an dieſen Ort am andern Morgen Poſtpferde erhalten könnte, denn er gewann dadurch

den ganzen Weg nach Oberwinter. Er verſprach, während der Nacht die Beſtellung im Poſthauſe oberhalb zu beſorgen, und ſo war die Sache in fünf Minuten in Ordnung. Der Wagen wurde am Ufer unter Dach gebracht uud der Obhut unſeres François anvertraut; ein Reiſeſack wurde in einen Kahn geworfen, und in zehn Minuten befanden wir uns mitten im Strome; unſer kleines Fahrzeug wirbelte durch die Fluthen nnd bald berührte es die obere Spitze des Eilandes.

Wir erreichten Kloſter, Gaſthaus und Romantik, ohne daß uns Jemand zuvorgekommen wäre. Auf der Inſel fanden wir Niemanden, als den Wirth mit Frau und Kind, einer Köchin und einer Hülfsdienerin; dazu drei preußiſche Soldaten, die dort einquartirt waren, welche zu einer Truppenabtheilung gehörten, die wir von Bonn aus die Landſtraße hinauf hatten ziehen ſehen. Es iſt ſchwer zu ſagen, auf welcher Seite die frohe Ueberraſchung größer war; ob bei uns, daß wir endlich in Europa ein einſames Plätzchen fanden, oder bei den guten Wirthsleuten, daß ſie in uns etwas Gäſten Ähnliches entdeckten. Der Mann bedauerte, daß wir ſo ſpät kämen; denn ſo eben habe ihn eine zahlreiche Geſellſchaft verlaſſen; und wir wünſchten einander aus derſelben Urſache Glück, daß wir nicht früher gelandet waren. Als wir ihm unſere Wünſche mitgetheilt, erklärte er freimüthig, daß alle Zimmer ſeines Gaſthauſes unbeſetzt ſeien. „Es iſt außer Ihnen und uns jetzt Niemand auf der Inſel,

Herr Graf.“ So war ich denn ohne oder wider meinen Willen in den Grafenſtand erhoben. Nahe an dreihundert Acres vom Rhein umflutheten Landes, in Wieſen und Buſchwerk anmuthig vertheilt, ſtanden jetzt unter meiner vorübergehenden gnädigen Herrſchaft. Sie können ſich leicht vorſtellen, mit welchem Eifer meine jungen Pariſerinnen ſogleich ihre Freiheit benutzten; während ich vorerſt mich um die Speiſekammer bekümmerte, und dann die Zellen in Augenſchein nahm. Unter uns geſagt, es gehörte auch zur Romantik, ein paar tüchtige Gänge für unſere Tafel in Nonnenwörth, ſo heißt das Eiland, anzuordnen. Die Gebäude waren geräumig und durchaus nicht armſelig; auch war es ganz angenehm, durch die Zellen zu wandeln, worin vor noch nicht gar langen Jahren fromme Büßerinnen geſchlichen waren, und dann wieder zuzuſehen, wie ein Mahl in einer Kloſterküche zugerichtet wird. Ich konnte nicht weniger thun, als eine Bouteille „Liebfrauenmilch“ öffnen; aber es war leider nichts, als ganz ſchlechter Wein.

So wie der Abend einbrach, nahmen wir unſere Gemächer in Beſitz. Unſer gemeinſchaftliches Zimmer war das der Aebtiſſin geweſen, und A— — nahm das Schlafgemach derſelben für ſich in Beſitz. Beides waren geräumige und ſchön meublirte Gemächer. Unſere Mädchen wurden in Zellen vertheilt, worin man Mädchen nie hätte einſperren ſollen. Jette erhielt ebenfalls eine in ihrer Nähe, und als dieß Alles beſorgt war, ging ich

allein hinaus, um etwas meinen Geiſt Befriedigendes aufzuſuchen.

Die arge Hitze am Tage hatte ein ſchweres Gewitter vorbereitet; der Donner grollte zwiſchen den „Sieben-Bergen“ und von Zeit zu Zeit erleuchtete ein Blitzſtrahl die pechfinſtere Nacht. Ich ſchweifte durch Buſchwerk und Wieſen umher, während der Wind furchtbar durch die Bäume ſauſte. Ein neuer Blitzſtrahl erleuchtete die Anhöhen, ſo daß ich den nackten Drachenfells deutlich erkannte, und der halbverfallene Thurm über dem größtentheils in Schutt verwitterten Gemäuer emporragend, erhielt ein ſchauerlich-geiſterhaftes Anſehen. Ich blieb eine Weile ſtehen, ein anderer Blitz erleuchtete Rolandseck, das auf mich mit einer ſorgenvollen Melancholie herabſah. Jetzt rauſchten dichte Regentropfen durch das Laub der Gebüſche, und von den empfangenen Eindrücken noch erfüllt, ging ich wieder in das weitläufige Gebäude zurück.

Längs allen Zellen war es dunkel, doch war es noch hell in der weiten rauchigen höhlenähnlichen Küche, wo die Hausgenoſſenſchaft die Reſte unſeres Mahles verzehrte. Aus der Thüre einer entfernten Zelle glänzte ein Lichtſchimmer herüber; ich ſchlich ganz leiſe darauf los, mit dem geheimen Schauer, es könne vielleicht ein übernatürliches Flimmern über irgend einer Gruft ſein; es waren aber nur die drei preußiſchen Krieger, die ihr einfaches Nachtmahl verzehrten, wozu ihnen ein Stümpf-

chen Talglicht auf dem Steinſitz leuchtete. In der ganzen Gruppe war kein Tropfen poetiſchen Thuns.

Der Sturm war im Zunehmen, und ich ging einen Bogengang hinauf, der mit unſeren eigenen Gemächern zuſammen hing. Hier tappte ich eine Weile Schritt für Schritt im Dunkeln, bis ich mit Hülfe eines Blitzſtrahls an dem Ende des Ganges eine Thüre entdeckte. Auf ein Abenteuer gefaßt, ſtieß ich an, und die Thüre ging auf. Da es nur einzelne Augenblicke gab, wo ich Etwas hätte ſehen können, ſo tappte ich im äußerſten Dunkel vorwärts, mit größter Vorſicht, um nicht durch eine Fallthüre hinabzuſtürzen. Wäre ich glücklicher Weiſe ein Findling*) geweſen, der das Leſen und Schreiben von der Natur gelernt hätte**), ſo hätte ich hoffen können, aus dem Abenteuer, als Herzog, wo nicht, als Erzher=

*) Anſpielung auf mehrere engliſche Romane, in welchen Findlinge merkwürdige Abenteuer beſtehen und durch ſolche zu hohen Würden oder Reichthümern gelangen.
Anmerk. des Ueberſetzers.

**) Anſpielung auf die Eigenheit des Inhaltes mancher Sagen, welche das blinde Glück der ſorgloſen Einfalt, der verwegenen Dummheit, der verdienſtloſen Keckheit ſchildern. Die citirte Stelle iſt dem Shakeſpear'ſchen Luſtſpiel: Much ado about nothing (Viel Lärmen um Nichts) entlehnt, wo Dogberry, der Führer der Schaarwache, ſich alſo vernehmen läßt: „Redliche Geſinnung iſt eine Gabe Gottes; aber Schreiben und Leſen kommt von der Natur.“ Anmerk. d. Ueberſ.

zog hervorzugehen. Vielleicht durch irgend ein unergründliches Wunder der Romantik, hätte ich mich ſogar, als rechtmäßigen Sprößling Rolands und der Nonne wieder gefunden!

Wie die Sachen ſtanden, war ich auf Nichts Anderes als auf außerordentliche Dinge gefaßt; Zeit und Ort ſchienen dazu gerade recht paſſend. Kaum befand ich mich eine Minute lang in dieſem unbekannten Raume, ſo empfand ich auch, daß wenn hier keine unruhigen Geiſter hauſten, der Ort doch derſelben ganz würdig war. Sie wiſſen, daß ich zu dieſer Zeit mich mit Erdichtungen nicht abgebe, ſondern nur mit Wahrheiten; und daß ich, nicht wie diejenigen, „welche, ſtatt zu leſen, ſingen, und, ſtatt zu ſingen, leſen," vielmehr nur in Dichtungen den Träumen der Phantaſie mich hingebe, dagegen bei Thatſachen blos dem ſchlichten Verſtande mich unterwerfe. Mit Thatſachen habe ich es jetzt zu thun, und dieſe allein mögen der Erzählung meines Abenteuers ihren Werth verleihen.

Kaum hatte ich nämlich etwa zwölf Schritte mit der äuſſerſten Behutſamkeit vorwärts gethan, ſo verzog ich ein wenig, denn die ganze Luft ſchien mit einem Rauſchen und Geraſſel ſich zu erfüllen, als ob viele hundert Fledermäuſe mit ihren Flügeln wider die Glasſcheiben angeprallt wären. Dieſes Geräuſch war beſtimmt innerhalb des Kloſters; denn außerhalb heulte der Wind noch lauter, als vorher. Meine Hand fand einen Widerſtand,

den ich nicht zu deuten vermochte. Zuerſt wußte ich kaum, ob ich unter freiem Himmel mich befände, oder nicht, denn ich bemerkte einen Luftzug, unterſchied verworrene, düſtere Lichtſchimmer von ziemlichem Umfange, und deutlich ſchien es mir, als ob ſich etwas einem Gewölbe Aehnliches über mir ausbreite. In demſelben Augenblicke benahm ein hellaufleuchtender Blitzſtrahl mir alle Zweifel. Der Blitz flimmerte, ſchien erloſchen und leuchtete nochmals auf, und ſo vermochte ich endlich, mir deutliche Vorſtellungen von dem Orte zu machen, in dem ich mich befand. Ich war augenſcheinlich in die Kloſterkapelle gerathen; nicht im untern Raume derſelben, der in demſelben Stockwerke ſich befand, in welchem die Zellen waren, ſondern in eine offene Halle, die zu den Gemächern der Nonnen führte, und meine Hand lag auf dem Armſeſſel der Aebtiſſin, dem einzigen, der noch übrig war. Der trübe Lichtſchimmer kam durch die hohen Spitzbogenfenſter, und die vermeinten Fledermausflügel waren nichts anderes, als eine Menge zerbrochener und loſer Fenſterſcheiben, die von den Windſtößen erklirrten. Aber allein war ich auch nicht. Bei dem raſch vorübergehenden Wetterleuchten erblickte ich mehrere ſchauerliche Geſtalten, einige knieend, andere mit ausgebreiteten Armen, blutig und entſtellt, und eine davon ſchien im Beichtſtuhle zu verweilen. Beim Anblicke ſolcher hölliſcher Geiſter, denn ſie ſtellten ſich mir immer vor Augen bei jedem Blitzſtrahl, gerieth ich durch eine ſonderbare

Ideenverwirrung ſtatt ins Singen, vielmehr in eine Art von Jauchzen hinein. „Hei, hei, ein Schiff! o he, ein Schiff; — luſtig, ihr Jungen, luſtig!“ Meine Stimme mochte den Sturmwind übertönen. Da hatte ich alſo mein Abenteuer! Endlich machten ein halbdutzend wiederholte Blitze mich mit den teufliſchen Fratzen vertrauter, und ſobald ich erſt recht mich beſinnen konnte, in welcher Richtung ich derſelben anſichtig werden mußte, begann ich allmählig, mich an ihre greulichen Geſichter zu gewöhnen. In demſelben Augenblicke, als ich im Begriff war, ſie herzhaft anzureden, öffnete ſich die Thüre, durch die ich in die Halle eingetreten war, ganz langſam, und beim Leuchten eines Blitzes erkannte ich die welken Züge einer alten Frau. Der Donner rollte gleich hinterdrein, und das Geſicht war verſchwunden. — „Heda, ein Schiff! hei, hei ein Schiff! — Luſtig, ihr Jungen, luſtig!“ — Eine Pauſe folgte; nochmals ging die Thüre auf, und das alte Geſicht war wieder da. Ich ſtieß einen tiefen und lauten Schrei aus; und, wenn Sie mich fragen, warum, ich könnte Ihnen keine Urſache angeben, als daß nur dieſe Erſcheinung eben noch gefehlt hatte, um den Ort und den ganzen Auftritt ſchauerlich zu machen. Die Thüre fiel zu, das Geſicht verſchwand, und nochmals war ich mit den andern Geiſtern allein. Jetzt hörte das Gewitter allmählich auf; ich tappte aus der Halle wieder hinaus, ſchlich leiſe durch den Bogengang nach meinem Zimmer und legte mich nieder. Ich

fürchtete wirre Träume, zumal nach dem Genuß der erwähnten Liebfrauenmilch, aber wider alle Regel ſchlief ich feſt, wie ein Poſtilion auf ſeinem Sitze, oder wie ein Midſchipman im Maſtkorbe.

Am nächſten Morgen beim Frühſtück hatte A — — eine klägliche Erzählung mitzutheilen, wie die arme alte Aufwärterin, deren ich ſchon erwähnte, durch das Gewitter in Angſt gerathen, — wie ſie in die Kapelle geſchlichen ſei, um leiſe zu beten, — wie ſie ſonderbare Laute und beſonders ängſtliches Rufen vernommen, — das Licht fallen laſſen, — wie die Thüre im Zugwinde zugefahren ſei, — und wie ſie, die arme Geängſtete, ſich nach dem Bette ihres (A — — s') Kammermädchens geflüchtet, ſie um Beiſtand angefleht und bei ihr die übrige Zeit der Nacht Schutz gefunden habe! Da brachen wir in geſchloſſenen Reihen nach der Kapelle auf, nachdem wir vorher gefrühſtückt, und als wir dort waren, kamen Alle überein, daß dieſes Gemach wohl geeignet ſei, Jemanden in Angſt zu ſetzen in einer ſtürmiſchen Gewitternacht, und daß es kein Wunder ſei, wenn Jettens Schlafgenoſſin dort in Schrecken geſetzt wurde. Jetzt war hier Alles ſtille und friedlich. Die Scheibenſplitter wackelten in den morſchen hölzernen Rahmen; der Lehnſeſſel und der Betſtuhl der Frau Aebtiſſin hatten ein ganz unſchuldiges und trauliches Anſehen; die Schildereien, deren hier mehre vorhanden waren, ſahen ſchauerlich genug aus, ſo wie ſie ein überſpannter Werkmeiſter in

bluterfüllter Einbildung nur irgend ausſinnen und dar-ſtellen kann, aber die bildlich dargeſtellten Martern waren doch weit entfernt, wirkliche zu ſein. Während wir dieſe Unterſuchungen anſtellten, hörten wir ein Poſthorn vom Ufer herüber, und als wir hinausſchauten, da erblickten wir den Oberwinterer Poſtilion, der eben nach dem Fluſſe zu einlenkte. Dieſem Rufe folgſam, nahmen wir von der Inſel Abſchied, ohne jedoch zu vergeſſen, bei dem allgemeinen fröhlichen Getümmel, der geängſtigten Auf-wärterin unſere Theilnahme für ihre durch Gewitterfurcht verſtörte Nachtruhe zu bethätigen.

Wir hatten den ganzen Tag vor uns, und deswegen fuhren wir ganz gemächlich längs dem Ufer aufwärts, um keine Gelegenheit frohen Genuſſes zu verſäumen. Die alten Burgen ragen über allen anſehnlicheren Anhöhen empor, wie Ihnen bekannt iſt, und da wir mit Karten und Beſchreibungen im Wagen hinreichend verſehen waren, ſo gewährte uns jeder Fußbreit Landes längs dieſem wundervollen Wege recht innige Luſt. In Andernach ſtiegen wir aus, um die Burg der ehemaligen Könige von Auſtraſien, von denen ich Sie an einem andern Orte unterhalten habe, zu ſehen. Dieſe Ruinen haben ziem-lichen Umfang, und manches Mauerwerk würde noch recht gut wieder hergeſtellt werden können. Dieſer ehe-malige Königsſitz hat nicht nur das Königreich, ſondern ſelbſt ſeine Geſchichte überlebt. Das Gemäuer beſteht zum Theil aus röthlichen Sandmergelſteinen, denen ſehr

ähnlich, deren man ſich in Newyork häufig bedient, ein Material, das am Rhein im Ueberfluſſe vorhanden iſt.

Zwiſchen Andernach und Koblenz führt die Landſtraße über eine weite Ebene, etwas ferner vom Ufer entlegen, doch ſo, daß man den Strom ſelbſt nicht aus dem Geſichte verliert. Von der Breite deſſelben können Sie ſich eine deutliche Vorſtellung machen, wenn ich Ihnen bemerke, daß, als wir uns Neuwied's näherten, wir im Wagen darüber ſtritten, ob der Strom zwiſchen uns und dieſem Städtchen ſich befinde oder nicht. Dennoch bleibt dem Rhein der Ruhm eines mächtigen Stromes, wenn man ſeinen ſtätigen Lauf und ſeine große Länge in Betracht zieht. Jetzt aber iſt das Waſſer beſonders niedrig, und iſt weniger ſchön, als wir es in früheren Jahren bewunderten, denn die Farbe des Waſſers iſt jetzt weniger wohlthuend, als dies ſonſt der Fall zu ſein pflegt.

Es war noch früh, als, ungeachtet wir der Ausſichten und Trümmer wegen uns unterweges ziemlich aufgehalten hatten, wir allmählich die von Feſtungen umgebene Stadt Koblenz erreichten. Wir waren bald über die Moſelbrücke drüben, und befanden uns wieder einmal auf jenem wichtigen Punkte, den wir ſchon früher aufgeſucht hatten. Der an der Ueberſeite der Stadt befindliche Grund und Boden gehört zum Herzogthum Naſſau, doch dem Könige von Preußen iſt davon hinreichend überlaſſen worden, um ſein berühmtes Ehrenbreitſtein gehörig zu befeſtigen, welches eine der ſtärkſten Feſtungen der

Welt iſt; denn es liegt auf dem felſigten Gipfel einer tief unten vom Rhein beſpühlten Anhöhe, und ſeine Außenwerke nehmen alle benachbarten Anhöhen ein. Die Lage von Koblenz am Vereinigungspunkte der Moſel mit dem Rhein, von welchen erſtere aus dem uralten Kurfürſtenthume Trier herabkömmt, das jetzt auch zu Preußen gehört, mag dieſe befeſtigte Stellung für letztere Macht wichtig machen, aber militäriſch ſcheint ſie mir von keinem beſondern Werthe zu ſein. Sobald es nämlich einem Feinde gelingt, ſich eines oder des andern Außenwerkes oder Forts zu bemächtigen, ſo wird er in den Stand geſetzt, der Stadt nachdrücklichen Schaden zuzufügen. Wie in Genua, ſcheint man hier zu viel unternommen zu haben, als daß man ſich einen guten Erfolg verſprechen könnte.

In der vorhergehenden Nacht hatten wir ein Kloſter, das ein längliches Viereck von ſechshundert Fuß lang und dreihundert breit bildete, für uns ganz allein; dagegen mußten wir uns hier in ein kleines unbequemes Gaſthaus, das mit Menſchen überfüllt war, zuſammenpreſſen laſſen. Das Haus war lärmend und widerhallend, und führte recht bezeichnend den Namen „zu den drei Schweizern.“

Wir überſchritten den Fluß mittelſt der Schiffbrücke und beſtiegen den Hügel, um die Ausſicht zu genießen. Auch hier ſahen wir ein Eiland im Fluſſe, mit einem Kloſter, das aber unglücklicher Weiſe kein Wirthshaus war. Der Rhein iſt den größern Theil ſeiner Länge nach eine Grenze; denn er beſpült die Ufer von Frank-

reich, Darmſtadt, Baden, Baiern, Naſſau, Preußen u. ſ. w. u. ſ. w. eine ziemliche Strecke weit, und ſtehende Brücken werden an den meiſten Orten vermieden. Die ſchwimmenden Brücken, die aus Ueberlagen gezimmert ſind, welche auf Böten ruhen, und durch eiſerne Klammern aneinander befeſtigt ſind, können in ein paar Stunden abgenommen und an das eine oder das andere Ufer übergeführt werden.

Um zehn Uhr verließen wir Koblenz, und nun erſt begann die wahrhaft ſchöne Scenerie des Rheinſtroms. Die Berge, oder vielmehr Hügel, den erſtern Namen verdienen ſie kaum, nähern ſich aneinander zu beiden Seiten des Fluſſes, und ſogleich auch, mit wenig bedeutenden Ausnahmen, beginnt der Weg den Windungen des Fluſſes, in geringem Abſtande von der Stadt, immerfort zu folgen, meiſtens nur wenige Ellen vom Waſſer ſich entfernend. Die Abweichungen von dieſer Regel reichen grade hin, die Einförmigkeit eines faſt durchgehenden Einerleies bisweilen zu unterbrechen. Ich brauche Ihnen nichts Mehr von den Burgtrümmern, von den am ſchmalen Ufer ſich drängenden Dörfern und Städtchen, von den gut unterhaltenen ebenen Wegen, von den mit Weinbergen bedeckten Hügeln, von den herrlichen Buchten dieſer großen Pulsader Europa's zu erzählen. Denn, um über dieſen ſo viel betretenen und befahrenen oder beſchifften Weg etwas Neues und Intereſſantes ſagen zu können, muß man tagelang unter dieſen

Burgruinen umherſchwärmen, die Thäler durchſtöbern und in die örtlichen Sagen tief eindringen wollen. Wir ergötzten uns innig, blos im Vorüberfahren, an Allem, was wir ſahen, bis daß wir an die preußiſche Grenze kamen, wo eine Burg, die auf einer Felſenkuppe faſt ſchwebend hing, mich beſonders anzog. Dieſer Bau ſchien, ungleich den übrigen, noch in gutem Zuſtande zu ſein; auch ſtieg Rauch aus einem Rauchfange, der aus einem vorſpringenden Thurme ſich hoch erhob, faſt ſenkrecht über unſern Häuptern; dazu deuteten Fenſterſcheiben und andere Gegenſtände auf eine völlig eingerichtete Wohnung. Wie gewöhnlich, befragte ich den Poſtilion. Ich entnahm aus ſeinen Reden, daß der Ort den Namen „Ritterſtein" führe; aber ein Name thut nicht viel zur Sache. Es war ein mittelalterliches Schloß, eine wahre Rhein-Veſte, welche von dem Bruder des Königs von Preußen angekauft wurde, der jetzt Gouverneur der Rheinprovinzen iſt. Dieſer Prinz hatte die Burg wieder herſtellen laſſen, und ſich dabei ſtreng an den alten Bauſtyl gehalten, das Gebäude nach dem Brauche des Mittelalters mit Hausrath verſehen, und zu einem wahrhaft bequemen Edelſitze einrichten laſſen. Ueberdies, wenn der Prinz nicht ſelbſt ſich in der Veſte aufhielt, was wohl diesmal nicht zu vermuthen war, ſo war auch Fremden erlaubt, ſolche in Augenſchein zu nehmen. Hier ſtand nun eine unerwartete Luſt uns bevor; wir ſtiegen eilig aus, indem wir aus dem Grunde unſerer Herzen den Gouverneur

der Rheinprovinzen, ſeinen Geſchmack und ſeine Leutſe-ligkeit bewunderten.

Wenn Sie ſich des Gefühles von Befriedigung noch erinnern, mit welchem wir im Jahre 1827 dem kleinen Jagdthurme des unglücklichen Prinzen von Condé unſern Beſuch machten, ein Gebäude, deſſen Hauptannehmlich-keit durch die äußere Form gegeben war, und durch den Gedanken, daß Königin Blanka ihn habe bauen laſſen; ſo können Sie ſich leicht den Eifer denken, mit welchem wir jetzt den mühſeligen Weg bergan zu erklimmen began-nen. Der Pfad war gut, geſchmackvoll dabei vielfach gewunden und möglichſt vortheilhaft angelegt. Die Burg ſelbſt ſtand auf Felſenſpitzen, die von drei Seiten faſt ſenkrecht emporragten, in einer Höhe von beinahe, oder vielleicht auch völlig zweihundert Fuß über dem Fahrwege.

Als wir bis ans Burgthor gekommen waren, begrüßte uns nicht ein Wärter, ſondern das Grollen und Bellen eines gräulichen Hofhundes, der ſchicklicher einen Feder-viehhof hätte bewachen ſollen, als ein fürſtliches Schloß. Ein „Reitknecht halb, halb Burgvogt“, dabei ein wenig angetrunken, kam ſogleich, um uns zu empfangen, und nachdem er dem Hunde in einer Sprache, die nicht weni-ger wohlklingend, als das Brüllen des Hundes war, Stillſchweigen auferlegt, bot er uns mit vieler Höflichkeit ſeine Dienſte an, um uns die Burg zu zeigen.

Wir hielten unſern Einzug über eine kleine Zug-brücke; das Schloß ſteht aber ſo nahe am Rande eines

überhangenden Felſen, daß ich geneigt war, zu glauben, die Zugbrücke diene zu weiter nichts, als um einen angemeſſenen Eindruck hervorzubringen, und ſei keineswegs, der urſprünglichen Einrichtung gemäß, erneuert worden. Ein beträchtlicher Theil des alten Gemäuers, vorzüglich der Thürme, iſt geblieben, welche letztere eine rohe rundliche Form haben; Alles was äußerlich nachgebeſſert worden iſt, beſteht hauptſächlich in der Ausfüllung der Lükken, dem Wiederaufbau der Bruſtwehren und der Anlage eiſerner Treppen auſſerhalb. Ich bin eben ſo wenig im Stande, Ihnen eine deutliche Vorſtellung von der unregelmäßigen Form dieſes Baues durch Beſchreibungen zu entwerfen, als Sie von dem Geſchnörkel des gothiſchen Bauſtyls ein Bild ſich entwerfen könnten, wenn Sie noch niemals ein gothiſches Gebäude geſehen, oder blos eine Abhandlung über dieſe Bauart geleſen hätten, ohne ſelbſt Etwas der Art geſehen zu haben. Dieſe Schwierigkeit wird Ihnen begreiflich werden, wenn Sie ſich vorſtellen, daß dieſer Bau auf Felſenſpitzen ruht, deren unterbrochene Gipfel deſſen Grundlagen bilden, und demſelben die Form des äußern Umfangs des Ganzen aneignen. Der Hofraum iſt enge und unbequem; Kutſchen kommen ohnehin nicht hinauf; aber verſchiedene kleine, höher oder niedriger angebrachte, niedliche Abtheilungen an der Vorderſeite entſprechen den mancherlei Zwecken eines Gehöfes, und gewähren zugleich nach beiden Richtungen des Fluſſes liebliche Ausſichten in die

Ferne. Dieſe teraſſenähnlichen Abtheilungen konnten grade nur da eingerichtet werden, wo Raum dazu vorhanden war, und ſo entſteht durch den gänzlichen Mangel aller Regelmäßigkeit eine der vorzüglichſten Annehmlichkeiten dieſes Felſenſitzes.

Im Innern hat man die alterthümliche Einrichtung mit vielem Fleiß und Eifer beachtet. Der Hausrath iſt nicht blos nachgeahmt, ſondern wir vernahmen, daß Vieles aus den königlichen uralten Rüſtkammern von Berlin hierher gebracht worden ſei. Bei dem Worte „königlichen" brauchen Sie ſich übrigens nicht den Begriff des Stattlichen und Prachtvollen hinzuzudenken, ſondern ſich blos vorzuſtellen, daß die alten Schlöſſer der Barone und Grafen, deren Deminutivterritorien dazu beigetragen haben, den neuen preußiſchen Groß-Staat zuſammenzuſetzen, zu dieſem Zwecke durchſpäht und ausgeräumt wurden.

Der Ritterſaal oder die Burghalle iſt nicht groß, aber ein merkwürdiges Gemach; es iſt faſt das einzige Zimmer im ganzen Bau, das man überhaupt ein ſtattliches Zimmer nennen kann. Die Feuerungsſtätte iſt hoch und weit, ſo daß ich bequem hineinſpazieren konnte, und ganz im alterthümlichen Styl gehalten. Eine Menge merkwürdiger Waffenſtücke hängen in dieſer Halle, und außer dieſen iſt ſie noch mit manchen andern ſo einfachen als ſeltenen Gegenſtänden geſchmückt. Die Deckenleuchte beſteht aus kreisförmig verbundenen Gemshörnern, die

zur Aufnahme von Lampen vorgerichtet ſind. Faſt mehr Geſchmackvolles fanden wir hier, als wir den Zeiten der Lehnsherrlichkeit zutrauen möchten, und hier dürfte die neuere Ausſchmückungskunſt manches hinzugefügt haben; überhaupt erſchien Alles hier gleich einem handgreiflichen Gemälde der Vergangenheit, gleich einem Walter-Scott-ſchen Gedichte. Auch möchten bei genauerer Durchmuſterung ſich manche Anachroniſmen in dem Hausrathe haben nachweiſen laſſen, aber wir Alle bedienen uns ja des Hausrathes verſchiedener Zeiten zuſammen, wenn wir nicht, dem veränderlichen Geſchmacke der Vornehmen zu Liebe, immerfort durchaus Alles umändern und erneuern wollen.

In einer Ecke des Ritterſaals ſtand ein altes Gefäß, ein Waſſerbehälter, und darunter war eine porcellanene Schale, um das Heraustropfende aufzufangen, hingeſtellt. Das Waſſer erhielt man durch Umdrehen eines Hahns. Die Seſſel, die Tiſche, die Schränke waren ſämmtlich von Eichenholz; die Ueberzüge der Seſſel, nämlich die Rücklehnen und Sitze, waren reich mit Goldſtickerei geziert, Arbeiten mehrer Glieder der königlichen Familie. Die Zeichnungen ſtellten verſchiedene Familienwappen dar.

Alle Treppen waren einfach aber merkwürdig; auf einer derſelben umkreiſ'ten wir die äußere Mauer eines Thurmes bis zu einer ſchwindelerregenden Höhe von mehr als dreihundert Fuß über dem Fluß; der Thurm ſelbſt ſtand am äußerſten Rande des furchtbaren Abſturzes.

Von dieſem Thurme erhob ſich ein Rauchfang vorwärts, und da derſelbe noch immerfort rauchte, ſo fragte ich nach der Urſache. Wir erfuhren, daß die Lunte eines kleinen Geſchützes, das zum Signal für das Dampfboot abgefeuert worden ſei, ſich in dem Rauchfange befinde und noch fortdampfe. Das Signal war gegeben worden, um den Prinzen und ſeine Familie in den Stand zu ſetzen, ſich hier einzuſchiffen, denn es war ſeit ſeiner Abreiſe noch keine Stunde verfloſſen, als wir ankamen. Wahrlich, die Zeiten ändern ſich; jetzt können die Bewohner einer ſolchen Veſte von Bingen nach Koblenz in einer Stunde mit dem Dampfboot zum Mittagsmahl fahren.

Wir beſuchten auch die Schlafgemächer; der Prinz ſchlief auf einer tragbaren Lagerbettſtätte, die Damen hatten in die Wände eingelaſſene Schlafſtellen inne, wie in den alten Zeiten gebräuchlich. Alle Gemächer waren klein, die Ritterhalle ausgenommen, dazu niedrig, obſchon deren eine große Anzahl vorhanden war. Einige ſchienen etwas zu ſehr moderniſirt, während Alle im Ganzen wundervoll dem Alterthum angepaßt waren. Nur eine überſtrenge Kritik hätte hier auf Anachronismenjägerei ausgehen können; aber in dieſem Fache dürfte ſelbſt Walter Scott und Shakeſpeare dem Prinzen Friedrich nichts ſchuldig bleiben.

Es war dieſe eine der vergnügteſten Stunden, die wir hier in der Beſchauung aller dieſer Seltenheiten zubrachten; denu hier handhabten und fühlten und tän-

delten wir mit einem lebendig vor uns auftauchendem Wunder, nachdem wir deren zu Dutzenden geſehen, die wir nur mit ausgeſtopfter und ausgedörrter, verlegener Waare vergleichen konnten.

(In Beziehung auf die Streitfrage, welche die Ausgaben der nordamerikaniſchen Regiernug berührt, worauf in dieſen Briefen angeſpielt wurde, möchten folgende nähere Angaben vielleicht nicht ohne Intereſſe ſein.)

Schon früh am Tage begann die Partei, welche den Streit in dem Sinne der andern Seite führte, häufig auf gewiſſe Amerikaner anzuſpielen — „plusieurs nobles Americains” — das war der beliebte Ausdruck — hätten ihn, ſo ſagte der Berichterſtatter, mit Aufklärungen verſehen, welche die Wahrheit ſeiner Sätze unterſtützen, und folglich die Behauptungen, die unſerer Seits aufgeſtellt worden, völlig entkräften würden. Zu gleicher Zeit hatte ich geheime Winke erhalten, daß zum Theil ſogar unſerer Geſandtſchaft angehörige Perſonen für die Jenſeite thätig geweſen wären. Einesmals führte Herr Perier, der erſte Miniſter von Frankreich, ſogar den Namen des Beamten öffentlich an, indem er von der Tribune herab redete, als habe dieſer Aeußerungen fallen laſſen, welche denen, die das amerikaniſche Syſtem vertheidigten, widerſprächen, und dagegen den Angreifern deſſelben günſtig wären. Ich begreife gar wohl, daß Herr Rives erklären mußte, daß Herr Perier keine Befugniß hatte, weder ſeinen Namen zu nennen, noch ihm eine ſolche Meinung

in den Mund zu legen; aber nun ſteht einmal dieſe Behauptung vor der Welt als ein Faktum da. Gewiß muß es Ihnen höchſt unangenehm auffallen, daß nun ſchon zum dritten Male öffentlich unſere eigene Beamteten angeführt werden, als Leute, die gegen die Vorzüge unſerer Verfaſſung ſich ausſprechen. Die beiden andern Vorfälle ereigneten ſich im brittiſchen Parlamente, und in einem derſelben wurde, wie es hier dem Herrn Rives erging, ebenfalls der Name des Staatsbeamten genannt. Ich bin freilich nicht im Stande auszumitteln, ob dieſe Herren mit Recht oder mit Unrecht namentlich angeführt worden ſind; aber es iſt ſchon überhaupt ein ſchlimmes Zeichen, daß man gradezu ihre Namen nennen konnte. Stellen Sie ſich einen Augenblick vor, welche Folge es haben würde, wenn ein Mitglied des Kongreſſes den Geſandten einer fremden Macht in Waſhington namentlich in Reden aufführen wollte, worin ſich ein weſentlicher Zug von Tadel gegen die von ihm vertretene Macht ausſpräche; welche Widerſprüche und Verwahrungen, um nicht zu ſagen, welche Zänkereien würden daraus entſtehen! Woher mag es wohl kommen, daß die Geſandten der angemaßten ausſchließlichen Gewalten den Intereſſen ihrer Beherrſcher weit inniger anhängen, als dieſe Vertreter einer freien Verfaſſung die Ehre ihrer Mitbürger zu wahren geneigt ſcheinen?

Manche werden Ihnen antworten, die Lage Europa's ſei zweifelhaft; unſere Verhältniſſe zu manchen

Staaten ſeien leichtverletzlicher Art; und es ſei vor allen Dingen erſprießlich, überhaupt Zeit zu gewinnen. Fürs erſte bin ich aber nicht der Meinung, daß in allen dieſen Wirren wirklich ein ſo nachgiebiges Streben des Zeitgewinnenwollens obwalte, als man gewöhnlich vorgiebt; ſondern ich glaube vielmehr, daß in allen den Fällen, wo unſere Staatsbeamten die bezeichnenden, hauptſächlichen Sätze der Verfaſſung verläugnen, (und dergleichen Fälle ſind ſo häufig vorgekommen, daß ſie die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt und beißende Beleuchtungen in Zeitungen veranlaßt haben), ſolches „aus dem vollen Herzen geſchah,“ wovon „der Mund überging.“ Jedoch zugegeben, daß die erſte Annahme richtig ſei, daß nehmlich dieſe Herren blos nachgiebig ſcheinen, um den Frieden zu erhalten, und dabei die kluge Abſicht hegen, das, was ſie als das Intereſſe ihres Vaterlandes anerkennen, möglichſt zu fördern; ſo behaupte ich dennoch, daß der Weg, den ſie zu dieſem Ziele wählen, im äußerſten Grade unpolitiſch und ihrer unwürdig iſt. Unſer Wahlſpruch bleibt: „Nichts zu fordern, als was Recht iſt, und in Nichts nachzugeben, was Unrecht iſt.“ Abgeſehen von der lauteren Rechtlichkeit einer ſolchen Geſinnung, ſo könnte ſelbſt die Weisheit eines Salomo die wahre Staatsgrundregel einer Nation nicht beſſer ausſprechen, die ſich in einer Stellung befindet, wie die Unſrige. Wer möchte behaupten, daß das „Recht“, welches wir fordern können, um den entehrenden Preis der Verläugnung der

Wahrheit erkauft werden dürfe? Denn das würde geradezu heißen, ein vollgültigeres Recht um ein werthloſes einſchachern. Dieſe Leute, ſo voll von wichtigen, praktiſch ſein ſollenden Beweggründen, mögen ſich mit der Vertheidigung ihres mit dem Vorwande der Beſonnenheit bemäntelten Benehmens noch ſo ſehr abmühen; ſie werden nie und nirgends ſo einfache und zu gleicher Zeit ſo ſichere Mittel ausſinnen können, um das große Ziel unſerer erwähnten politiſchen Beſtrebungen zu erreichen, als indem ſie bei den geraden und unverfälſchten Eingebungen der ungekünſtelten Rechtſchaffenheit beharren. Jede elende Kleinigkeit augenblicklicher Vortheile, die ſie erſchwingen könnten, wird gewiß und unverſehens mit irgend einer Unannehmlichkeit für ſie ſelbſt zuſammentreffen, die ſie bei dem unwürdigen Handelsgeſchäfte in Verluſt bringen wird.*)

---

*) In Beziehung auf Frankreich hat bereits die Folge die ſchlechte Politik des nachgiebigen, Zeit gewinnen wollenden Benehmens außer Zweifel geſetzt. Denn, als die franzöſiſche Regierung eine ſolche Willfährigkeit zum Nachgeben in den Agenten, die uns vertreten ſollten, wahrnahm, ſo hat ſie kein Bedenken getragen, von den Amerikaniſchen Vereinigten Staaten vorauszuſetzen, daß die Mehrheit bei uns ebenfalls im Sinne dieſes temporiſirenden und ſelbſtſüchtigen Syſtems zu Werke gehe, und hat eine förmliche Unterhandlung demgemäß eingeleitet, welche eine zögernde und durchaus unbefriedigende Ausgleichung jener ſchreiendſten

Doch, um wieder auf Frankreich und die finanzielle Streitfrage zurückzukommen; unſere Gegner hatten zuletzt die Frechheit, ein Aktenſtück zu veröffentlichen, von welchem ſie behaupteten, daß es ihnen von ihren „honorables Americains" mitgetheilt worden ſei, und womit ſie beabſichtigten, eine ihrer verſchiedenen Behauptungen zu unterſtützen; denn im Verlauf der Zeit hatten ſie deren mehrere aufgeſtellt, von denen kaum ihrer zwei wirklich miteinander überein ſtimmten. Ich zweifle auch keineswegeſ, daß dieſes Aktenſtück bei dieſer Gelegenheit wirklich von „Amerikanern" herrührte, obſchon es ur-

Beeinträchtigung beabſichtigt, die jemals von einer civiliſirten Nation der anderen zugefügt wurde, gleichſam als hänge die Erledigung dieſer Angelegenheit lediglich von dem Gutdünken der franzöſiſchen Regierung ab. Dieſes Reſultat hatte der Verfaſſer vorhergeſehen und auch vorher angekündigt in einem Briefe, den er im Jahre 1832 ſchrieb, und der bereits im Jahre 1833 im Drucke erſchien. Dazu war blos nöthig, an Ort und Stelle ſich zu befinden und Zeuge des verachtenden und gleichgültigen Benehmens gegen unſere Regierung zu ſein, welche durch dieſes elende Benehmen derer, deren Pflicht es war, uns würdig zu vertreten, hervorgebracht wurde, um die Ereigniſſe vorherzuſehen, die ſeitdem wirklich eingetroffen ſind. Die zufälligen Verwicklungen der politiſchen Verhältniſſe von Europa waren uns günſtig, und die wirkliche, obſchon verzögerte Ausgleichung unſerer Forderungen verdanken wir Rußland mehr, als uns ſelbſt!

ſprünglich von Kapitän Baſilius Hall herrührte. Dieſer Herr hatte der Beſchreibung ſeiner Reiſen eine Tabelle beigefügt, welche eine geordnete Ueberſicht des Staatsaufwandes der Regierung der Vereinigten Staaten enthalten ſollte. Um Ihnen eine Vorſtellung von dem Werth dieſer Tabelle, als politiſches und ſtatiſtiſches Dokument, zu geben, will ich blos einige ſeiner einleuchtendſten Irrthümer andeuten. Um zum Beiſpiel nur von unſerem eigenen Staate zu reden, ſo ſind darin die Einnahmen von dem bürgerlichen Eigenthume unſeres Staates, von dem Kanal, von den Gemeindeſchulen, von den wiſſenſchaftlichen und anderen Stiftungen, die nothwendig durch die Schatzkammer fließen müſſen, in einer Totalſumme, die, wider uns zu zeugen, den Anſchein hat, als jährliche Belaſtung durch die Regierung aufgeführt; wodurch alſo die wirklichen Staatserforderniſſe um das Fünffache den wahren Betrag überſteigen. Jedermann weiß, daß die Einnahmen von den Kanälen allein, in dem Augenblicke, wo die Bedingungen der Anleihen, die zur Anlegung derſelben gemacht wurden, erfüllt werden müſſen, mehr als hinreichend ſein werden, um die ganze vom Staate übernommene Verbindlichkeit zwiefach zu decken; aber vermöge jener myſtificirenden Behauptung müſſen wir nothwendig mit jedem Dollar, um den ſich unſer Kapital vermehrt, ärmer erſcheinen! Von dieſer Art aber ſind die triftigen Beweisgründe, die manche unſerer Landsleute den Federhelden der franzö-

ſiſchen Partei in die Hände ſpielten, einer Partei, die durchaus nicht verhehlte, daß es ihr nur darum zu thun ſei, die vermeintlichen Vorzüge einer monarchiſchen Regierungsform zu vertheidigen.

Doch das iſt noch nicht Alles. Einer unſerer Mitbürger hat ſich ſogar dazu verſtanden, ſeinen Namen dazu herzugeben, um die ſchlechte Sache der franzöſiſchen Publiciſten zu unterſtützen. Von dem Gehalte der Behauptungen dieſes Herrn (Hr. Leavitt Harris von New-Yerſey), oder von der Stärke ſeiner Beweisſätze, will ich hier gar nicht reden, denn ſeine Schrift, wie unſere Antworten, werden die Sache hinreichend beleuchten. Gleichwohl hat die Partei des franzöſiſchen Verwaltungsſyſtems die Behauptungen des Herrn Harris für hinreichend wichtig gehalten, um ſolche in einer beſondern Nummer ihres literariſchen Organs, der Revue britannique, abdrucken zu laſſen, und ſich auf dieſelbe in allen übrigen Blättern ihrer Partei zu beziehen, als ſei jene Schrift das Reſultat der Forſchungen eines Amerikaners, dem hochwichtige diplomatiſche Miſſionen von ſeiner Regierung anvertraut worden wären, und der ſchon aus dieſem Grunde als eine gewichtvollere Auctorität gelten müſſe, als ein einfacher, mit keinen Staatsämtern beehrter Bürger, wie ich zum Beiſpiel, der keine Anſprüche auf anderweitige Beachtung machen könne, als auf ſolche, die ich in meiner Lage durch vorgebliche Beweisführungen

erſtreben könne. *) Die Menge mußte, wie Sie leicht denken können, größtentheils gegen mich ſein; denn in den Ländern Europa's weiß der große Haufe aller Stände ſehr wenig von der näheren Beſchaffenheit der Verwaltungsangelegenheiten, und es gilt daher als eine höhere Begründung eines Zeugniſſes über Gegenſtände dieſer Art, wenn behauptet wird, es rühre von einem Manne her, der mit den Verwaltungsgeſchäften in näherer Beziehung ſtand oder noch ſteht. So wie nunmehr meine Stellung war, widerſprochen durch die angeführte (wahre oder falſche) Anſicht des Herrn Rives, und ebenſo durch die Behauptungen des Herrn Harris, können Sie ſich leicht denken, daß ich mich in ſolcher Lage nicht gerade behaglich fühlen konnte. Ohne Gehalt, ohne anvertrautes Amt von meiner eigenen Regierung, beſtritten in

*) Die franzöſiſchen Publiciſten, um ihrem beigebrachten Zeugniſſe ein größeres Gewicht zu geben, mußten ein wenig übertreiben; denn um dieſe Zeit hatte Hr. Harris keinen andern hohen diplomatiſchen Poſten bekleidet, als daß er einmal, während der Abweſenheit des Hrn. Adams in Ghent, das Amt eines Chargé d'Affaires bei unſerer Geſandtſchaft in Petersburg verſah. Aber kurz nach dem Erſcheinen jenes Briefes wurde er von dem Präſidenten und dem Senate der Vereinigten Staaten von Nordamerika zum Repräſentanten deſſelben beim Könige der Franzoſen ernannt, gleichſam um ausdrücklich ſeinem Zeugniſſe Gewicht zu verleihen.

meinen eigenen Behauptungen, wenigſtens dem Anſcheine nach, von den accreditirten Staatsmännern derſelben, befinde ich mich, zur Vertheidigung der Wahrheit, ſchlechterdings nur auf meine eigenen Mittel beſchränkt, ſo weit mir nehmlich von Amerika Unterſtützung zu erwarten ſtand; und bin jetzt nur noch im Stande, dieſe einfache Aufzählung faktiſcher Belege zu verſuchen, welche möglicher Weiſe irgend einmal in kommenden Tagen dem Zwecke einer beſcheidenen Verwahrung in Sachen meines guten Rechtes entſprechen möchten.

Dieſe Streitfrage hat wenigſtens den Nutzen gehabt, daß ſie das Benehmen dieſer Regierung entlarvte in Beziehung auf ihre wahren Geſinnungen gegen Amerika und ſeine Verfaſſung. Von ihrer vorgeblichen freundſchaftlichen Geſinnung bin ich auch nicht einen Augenblick lang verblendet geweſen; aber, wo Beweiſe nicht immer zu Gebote ſtehen — denn, wo es wirklich darauf ankommt, vermögen weder Talente noch Scharfſinn das Unrecht in Recht umzuwandeln — da haben die meiſten Publiciſten, die gegen mich auftraten, ihrem Schreibſtyl durch Einmiſchen ſchlechter Witze in ihre Schlußfolgen aufzuhelfen verſucht. Kaum iſt mir in den dünkelhaften Tagen der Quarterley Review ein dem ähnliches Verſinken in durchaus gemeine und nur zu kindiſche Verhöhnungen jemals vorgekommen, als manche Ausfälle, die ſolche Leute neuerdings ſich gegen Amerika erlaubt haben. Das Meiſte, was dieſe Federhelden veröffentlichet haben,

iſt unverkennbarer Trug, womit man einen beabſichtigten Eindruck auf den großen Haufen hervorbringen wollte, da man, nur auf das vorgeſteckte Ziel bedacht, in der Wahl der Mittel nicht wähleriſch ſein wollte. Vieles hat man indeſſen als wirkliche Wahrheit deßhalb aufgenommen, weil es aus den feſtgewurzelten Vorurtheilen hervorging, welche diejenigen, die unſere Sache ſo ſchlecht vertreten, durch ihre Bemühungen den europäiſchen Meinungen noch inniger eingepflanzt haben. Da wir von Fehlern nicht rein ſind, ſo iſt, leider, bei Weitem mehr von ihren Behauptungen wirklich wahr, als man wünſchen möchte. Und doch ſind manche dieſer angeführten Behauptungen ſo ungereimt, daß es Sie beluſtigen wird, wenn ich ſie Ihnen mittheile. Die Franzoſen betrachten die Sonntage als Tage der Erholung, und wenn ſie alſo die Meſſe gehört, (eine Pflicht, die übrigens in Paris, außer den Frauen, nur Wenige erfüllen), ſo wird die übrige Zeit dem Tanze und anderen Luſtbarkeiten gewidmet. In der Abſicht nun, ſich der eingewurzelten Anſichten der Nation in dieſen Dingen anzuſchließen, hat man den Gebrauch der Amerikaner, eine Kette über die Straße vor der Kirche aufzuſpannen, um zu verhüten, daß das Geraſſel der Kutſchen den Gottesdienſt nicht ſtöre, (ein Gebrauch, der eben ſo europäiſch, als amerikaniſch, und bei uns nicht einmal ſo ſehr häufig iſt), auf eine ſolche Weiſe erläutert worden, daß man die Franzoſen zu überreden ſuchte, daß unſere

Straßen ſämmtlich mit Ketten geſperrt würden, und daß ſelbſt das Spazierengehen, oder das Reiten, oder gar das Fahren an Sonntagen bei uns verboten ſei. Als Zugabe zu einer langen Reihe ſolcher Ungereimtheiten, werden wir überdieß keck der meiſten größeren Laſter beſchuldigt, und hin und wieder wird darauf angeſpielt, unſere ſittliche Verderbniß ſei eine natürliche Folge unſerer Abſtammung von übergeführten Uebelthätern!

Dem Amerikaner, der nicht wenig dazu geneigt iſt, auf ſeine Abſtammung von einer Raſſe von ausgezeichneter ſittlicher Reinheit ſtolz zu ſein, muß eine ſolche Verläſterung ſeiner Vorfahren wunderbar lauten und ſeine völlige Verachtung aller, die ſolche ausſprechen mögen, bewirken. Daher muß ich mir die Bemerkung erlauben, daß Sie vielleicht noch gar nicht wiſſen, daß es eine gewöhnliche und faſt allgemein verbreitete Meinung in Europa war, daß unſere Staaten durch Verbrecher zuerſt bevölkert worden ſeien. Denn daß dieß bis zur neueſten Zeit die vorherrſchende Meinung in Europa wirklich war, darüber hege ich gar keinen Zweifel mehr, obſchon ich zugebe, daß die letzten fünf Jahre hierin Manches geändert haben; da jetzt die Aufmerkſamkeit der Maſſe der Völker auf uns in weit höherem Grade angeregt worden iſt, als während der zwei Jahrhunderte, die jener kurzen Zeit vorhergingen. Es muß Ihnen wirklich lächerlich vorkommen, daß ganz gewöhnliche Werke der Einbildungskraft die weſentlichen Mittel geweſen ſind,

die dieſe Meinungsänderung hervorbrachten; alſo beleh- rende Mittheilungen, die durch das Mittel der Unter- haltung Eingang fanden, haben den Weg gebahnt, den die ernſteren Bemühungen des Geſchichtſchreibers niemals zu bahnen im Stande geweſen waren. Courier, einer der witzigſten franzöſiſchen Schriftſteller, die Frankreich hervorgebracht hat, ſagt, es ſei eben ſo ungerecht, den heutigen Römern vorzuwerfen, daß ſie von Jungfrauen- räubern und Wegelagerern abſtammten, als es ungerecht ſein würde, den Nordamerikanern vorzuwerfern, daß ſie von überwieſenen Verbrechern abſtammten. Wohl wünſchte er das Brandmahl ſeiner politiſchen Freunde auszutil- gen; aber kein Gedanke ſcheint ihm einen Zweifel ein- gegeben zu haben, ob dieſe Beſchuldigung auch wohl wirk- lich gegründet ſei. Auch Jefferſon ſpielt auf dieſe Mei- nung in ſeinen Briefen ebenfalls an, wie dieß aus ſei- ner Entgegnung auf die philoſophiſche Unterſuchung eines ſeiner Freunde offenbar hervorgeht. Er ſchätzt nehmlich die Geſammtzahl derer, die, richterlichem Erkenntniß zu- folge, nach den amerikaniſchen Kolonieen übergeführt wurden, auf etwa zweitauſend; und indem er auf ihre Lebensweiſe hinweiſt, folgert er weiter, daß die Nach- kommen derſelben nach einem halben Jahrhunderte die urſprüngliche Anzahl nicht überſteigen konnten. Ich weiß nicht, woher Herr Jefferſon die Quellen für ſeine An- nahme geſchöpft hat; aber er hat durchaus nicht den an ihm gewohnten Scharfſinn in der Darlegung der Urſa-

chen entwickelt, weshalb jene überſiedelten Sträflinge nur wenige oder gar keine Nachkommenſchaft hinterlaſſen haben ſollen. An Frauen aber war ein zu großer Mangel in Amerika, während der erſten zwei Jahrhunderte der Anſiedlungen, als daß man es für wahrſcheinlich halten könnte, daß Männer, die öffentlich durch Schande gebrandmarkt waren, Frauen hätten bekommen können, und darin liegt gewiß ein phyſiſches Hinderniß der Vermehrung dieſer Menſchen, zumal da äußerſt wenige Weiber als Sträflinge hinüber kamen. Während der letzteren zwei oder drei Monate ſind in der Deputirtenkammer zwei Fälle vorgekommen, wo Mitglieder derſelben Amerika als Beiſpiel anführten, um ihre Behauptungen zu unterſtützen, daß es möglich ſei, ehrenwerthe Gemeinden aus Koloniſationen von Verbrechern hervorgehen zu laſſen!

Ich würde des Aufſatzes des Herrn Harris gar nicht erwähnt haben, wenn es nicht zu etwas dienen könnte, durch ein paar Auszüge aus demſelben die finanzielle Streitfrage ſelbſt zu beleuchten. Um dieſes mit Erfolg thun zu können, und ſo ferne hier der Hauptpunkt, wovon man ausging, ebenſowohl als die Parteianſicht, in Betrachtung kommt, muß ich einige vorbereitende Erläuterungen vorangehen laſſen. Herr Sauliner, der Hauptanführer unſerer Gegner, hatte unſerem Verhaltungsſyſteme den Vorwurf gemacht, daß faſt alle Staatseinnahmen von den Zöllen herrührten, welches, wie er ſolches aus-

zuführen bemüht war, eine zu ſchlechte Quelle ſei, um daraus für die Bedürfniſſe eines Staates zu ſorgen. Dieſes möge nun ſein, wie es wolle, erwiederte ich, ſo beſtehe in dieſer Hinſicht zwiſchen Amerika und Frankreich kein weſentlicher Unterſchied, außer daß die eine (die franzöſiſche) Verwaltung ſo viel ſie nur irgend könne, aus den Zöllen zu beziehen ſuche, während die andere (die unſrige) nur ſo viel, als ſie höchſtnothwendig brauche, ſich aus denſelben aneigene. Noch fügte ich hinzu, daß, eine Auflage auf auszuführende Gegenſtände ausgenommen, jede andern gebräuchlichen Mittel, die Staatseinkünfte zu mehren, wenn ſolches erforderlich iſt, den in Amerikaniſchen Vereinigten Staaten durchaus entbehrlich wären. Gegen dieſe letzteren Behauptungen machte Herr Harris einige Ausſtellungen, indem er ſagte, die Verwaltung des Herrn Adams, des Vaters, habe ſich nicht halten können, weil ſie ihre Zuflucht zur Acciſe, zu Stempelerhöhungen und zu direkten Beſteuerungen nehmen wollte; und ſeit jenem unglücklichen Verſuche habe ſelbſt während des Krieges keine Verwaltung in Amerika daran gedacht, ſich auf eine ſolche verletzende Weiſe Hülfsmittel zu verſchaffen, als jene waren, welche die Revolution von **1776** herbeiführten! Im Vorbeigehen geſagt, Herr Harris wurde daran erinnert, daß die Stempelakte, worüber die Koloniſten Beſchwerde führten, mehrere Jahre vor **1776** bereits zurückgenommen war, und daß die Revolution vielmehr dadurch entſtand,

daß die Kolonien überhaupt dem Parliamente das Recht abſprachen, die Kolonien zu beſteuern, und daß es ſich alſo nicht blos wegen einer beſonderen Auflage handelte; ferner, daß man wirklich im Kriege 1812 ſeine Zuflucht zur Acciſe und zu Stempelauflagen genommen, ohne deßhalb die Verwaltung des Herrn Madiſſon aufzuheben, oder die ſeines Nachfolgers irgend zu ſtören. Aber welche Wirkung konnte wohl eine ſolche Behauptung den Meinungen eines Mannes gegenüber ſich verſprechen, der in den Augen Europa's in dem Glanze eines Amerikaniſchen Diplomaten aufgetreten war? Herr Harris hingegen gab ſein Zeugniß mit der doppelten Genugthuung, nicht blos bei den franzöſiſchen, ſondern auch bei den nordamerikaniſchen Verwaltungsmännern alles Zutrauens gewiß zu ſein; dieſes verſchaffte ihm ein Uebergewicht, welches ſelbſt durch einen Gegenbeweis aus den Statutenbüchern nicht aufgehoben werden konnte.

Herr Harris fertigte daher auch einen äußerſt ſchwierigen Punkt in dieſer Streitfrage mit einer ſolchen flüchtigen Genialität ab, daß dieſes wirklich verdient, erwähnt zu werden. Unſere Gegner hatten die Amerikaniſche Regierung verſchwenderiſcher Ueppigkeit beſchuldigt, weil die Rede davon war, ſowohl einen Stadt- als einen Landpalaſt für den Präſidenten zu erbauen, — ein Grad von Aufwand, vor welchem man in Frankreich, aus drückenden Erinnerungen, große Scheu trägt. Dieſer Gegenſtand war von uns gar nicht als eine Sache, die

irgend wichtig ſei, behandelt worden, obſchon Genera Lafayette dieſen Gegenſtand einigemal im Vorbeigehen gleichſam ſcherzweiſe berührt hatte. Dagegen mögen die Worte des Herrn Harris hier für ſich ſelbſt ſprechen: „Le general Lafayette parait surtout avoir été frappé de l'erreur dans la quelle est tombé l'auteur, de la Revue à l'égard de la belle maison de campagne dont il a doté la presidence, et c'est peut être là ce qui l'a porté à faire appel à Mr. le Général Bernard et à Mr. Cooper."

„L'erreur de l'auteur de la Revue au Sujet de la maison de campagne du président est de très peu d'importance. Personne ne sait mieux que le général Lafayette que la residence affectée par la nation à son président, dans le district de Columbia, est située de manière à jouir des avantages de la ville et de la campagne." *)

---

*) „Der General Lafayette ſcheint vorzüglich über den Irrthum betroffen, worin der Herausgeber der Revue in Hinſicht des ſchönen Landhauſes gefallen iſt, womit derſelbe die Präſidentſchaft beſchenkt hat, und das iſt es wohl, weßhalb er auf den Herrn General Bernard und Hrn. Cooper ſich beruft." —

„Der Irrthum des Herausgebers der Revüe hinſichtlich des Landhauſes des Präſidenten iſt von ganz geringer Erheblichkeit. Niemand weiß beſſer, als der General Lafayette, daß die dem Präſidenten von der

Hieraus können Sie die verſchmitzte Feinheit abnehmen, mit welcher wir in dieſem Streite zu thun hatten. Erſt beſchuldigt man uns einer unziemlichen Verſchwendung, in dem wir uns die Koſten eines Stadt- und Landhauſes für einen bloßen Beamten aufbürdeten; und ſo wie ihre Behauptung entwaffnet wird, wendet man ſich wieder mit ſolcher hämiſchen Argliſt gegen uns, als wolle man nur gelegentlich anmerken, dahin ſei es mit unſerer geiſtigen Erſchlaffung bereits gekommen, daß wir die Vortheile zweier Anlagen in einer einzigen verbinden wollten! Herr Harris hätte nur noch einen Schritt weiter gehen, und ebenfalls zeigen ſollen, ſo weit wären wir in der Nachgiebigkeit gegen unſere verſchwendriſchen Launen bereits vorgerückt, daß ſelbſt Waſhington ſo angelegt iſt, „um zu gleicherzeit die Annehmlichkeit des Stadt- und Landlebens darzubieten!“

Ich habe alle Urſache zu vermuthen, daß Herr Harris mittelſt dieſes dialektiſchen Kunſtgriffes einen großen Vortheil über uns errungen hatte. Gleichwohl hatte ich beſſeres Glück mit einer andern Stelle in ſeiner Schrift Nämlich auf der 22. und 23. Seite dieſes wichtigen Aktenſtücks findet ſich das Folgende; die Sache ſelbſt betraf den Staat Pennſylvanien, und zwar die Berech-

---

Nation gewidmete Wohnung im Diſtrikte Columbia eine ſolche Lage hat, um die Annehmlichkeiten des Stadt- und Landlebens vereinigen zu können.“

nung der Koſten des Kanals, welche Herr Harris zu den Ausgaben des Staates hinzurechnet, indem er nicht blos die Intereſſen der gemachten Anleihen, ſondern auch die Anleihen ſelbſt den jährlichen Ausgaben hinzuzählt. Die Schrift erſchien in franzöſiſcher Sprache; ich gebe hier die Ueberſetzung derſelben: „Der größere Theil dieſes Betrags, etwa zwei und zwanzig Millionen Dollars iſt während der letzten zwölf Jahre ausgegeben worden — und, wohl zu merken, als die Volkszahl noch um die Hälfte oder um zwei Drittheile kleiner war, als ſie jetzt iſt, als ſie nämlich im Durchſchnitt nicht mehr als **800,000** Seelen betrug (während die jetzige Bevölkerung **1,360,161** Seelen ausmacht), woraus demnach hervorgeht, daß auf jeden Kopf zährlich eine Abgabe von zwei und einem halben Dollar für einheimiſche Verbeſſerungen während dieſer Zeit zu entrichten war.“ —

Nun bin ich der Meinung, daß, bei einer jeden andern Gelegenheit, unter gewöhnlichen Verhältniſſen, alſo einem Streiter gegenüber, der ſich nicht auf das Zutrauen und auf die Begünſtigung der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika hätte ſtützen können, ich mit der angeführten Stelle bald fertig geweſen wäre; indem ich blos nöthig hatte beweiſen, daß **800,000** weder die Hälfte noch zwei Drittel weniger ſei, als **1,350,161**; daß Pennſylvanien, weit entfernt, ſeine Bevölkerung um das Dreifache oder nur um das Doppelte in zwölf Jah-

ren zu vermehren, ſich nicht einmal in zwanzig Jahren auf das Doppelte erhöht habe; daß Pennſylvanien beim Beginne jener zwölf erwähnten Jahre wirklich eine um ein Viertel größere Bevölkerung beſaß, als Herr Harris ihr im Durchſchnitt zugeſtehen will, während einer Periode, in der ſie, ſeiner eigenen Behauptung nach, ſich verdoppelt haben ſollte; und ich überdies ebenfalls hätte beweiſen können, daß die zu öffentlichen Werken aufgenommenen und verwendeten Gelder, von welchen man nur in der Abſicht, eine große Einnahme zu erzielen, Gebrauch macht, nicht eher als eine jährliche Auflage auf ſämmtliche Bürger angeſehen werden konnten, bis ſie wirklich aufgefordert wurden, ſolche zu bezahlen.

Nachdem ich bereits ſo viel hinſichtlich des Antheils, den Herr Harris an dieſer Streitfrage genommen, mich geäußert, ſo bekenne ich der Wahrheit zu Ehren, daß ſein Benehmen wenigſtens das Verdienſt der freimüthigen Offenheit behält, und dieſes bedarf um ſo mehr der Anerkennung, als mehre unſerer früher thätig geweſenen oder noch thätigen Beamteten in dieſem Streite wider uns auf eine verſteckte Weiſe mitwirkten.

Deshalb habe ich überhaupt bei dieſem Gegenſtande länger verweilt, weil es ſich hierbei nicht blos um die Wahrheit, ſondern um die ſelbſtſtändige Haltung Amerika's handelt. Ich erwähnte früher bereits des auffallenden Benehmens, das einer der erſten Männer Englands gegen mich annahm, als die Rede auf die politiſche

Haltung kam, welche unſere bei fremden Mächten accreditirten Geſandten behaupteten; und ſeit jener Zeit habe ich vielfache und wiederholte Gelegenheiten gehabt, mich zu überzeugen, bis zu welchem Grade eine ſolche ungünſtige Meinung von der zu großen Offenheit derſelben geſteigert worden iſt. Wenn die Vereinigten Staaten weder hinreichende Macht noch hinreichendes Anſehen mehr beſitzen, um unſre Intereſſen im Auslande zu wahren, ohne unſere Grundſätze und unſere Einrichtungen zu verläugnen und herabzuſetzen, dann ſind wird wahrlich in einer weit ſchlimmern Lage, als ich hätte glauben können; aber Sie werden mir den Beweis einer Sache, die ſich von ſelbſt verſteht, erlaſſen, die Folgen nämlich zu beweiſen, die daraus hervorgehen müſſen und wirklich hervorgehen, wenn ein ſo arger Widerſpruch uns vorgeworfen werden kann zwiſchen den Reden, die wir zu Hauſe mit ſolchem Eifer — mit ſolcher bis zum Eckel übertriebenen Affektation — zu führen gewohnt ſind, und den demüthigenden, uns ſelbſt verletzenden Reden, die unſere Agenten in fremden Ländern vernehmen laſſen.

Ich weiß gar wohl, daß die Regierung der Union weder die bürgerliche noch die religiöſe Freiheit der Bürger anders ſicherſtellt, als gegen die von ihr ſelbſt zu befürchtenden Anmaßungen, daß jeder einzelne Staat jederzeit eine beſondere Einrichtung, eine abgeſchloſſene erbliche Ariſtokratie einführen kann, wenn es ihm gutdünkt, indem die blos allgemein ausgedrückte Verwahrung,

daß jede Einzelverfaſſung eine Republick ſein müſſe, nichts Mehr ſagen will, als daß kein erbliches Königreich eingeführt werden dürfe, und daß es daher ganz innerhalb der Grenzen konſtitutioneller Möglichkeiten liege, daß in den einzelnen Staaten die Grundlage der Repräſentation entweder rein ariſtokratiſch, oder rein demokratiſch oder gemiſcht aus Beiden ſein könnte. Aber indem hierin unſere Bundesverfaſſung den einzelnen Staaten freie Wahl ließ, ſo hat ſie dadurch keinesweges die Wirkſamkeit ihres Benehmens als Geſammtheit geſchwächt. Die Staaten treten demungeachtet durch gewählte Vertreter zuſammen, und, bis auf die Ausnahme, daß ein Theil der Bevölkerung ſogar aus Sklaven beſteht, iſt dennoch der Grundcharakter der Geſammtverfaſſung bleibend demokratiſch. Nun iſt es ohne Zweifel eines der bürgerlichen Befugniſſe, die Meinungen, die Jeder von ſeiner Regierung hegt, auszuſprechen. Das Syſtem unſerer Verfaſſung beruht auf Berathungs- und Wahlfreiheit, und es wäre bittere Ironie, wenn Jemand behaupten wollte, ſolche könne irgendwo ohne völlige Gedanken- und Redefreiheit beſtehen. Wenn daher auch Jemand der jetzigen Verfaſſung eine Monarchie vorzieht, ſo muß er dieſe ſeine Anſicht frei äußern dürfen, ohne deßhalb einer Anklage oder einem Verweiß ausgeſetzt zu werden.

Wer eine ſolche im Bewußtſein der geſetzlichen Gedanken- und Redefreiheit ausgeſprochene Privatmeinung nicht mit gleicher Anerkennung des Rechtes jedes einzel-

nen Bürgers vernehmen kann, der fühlt nicht das Eigenthümliche der Inſtitutionen, unter denen er lebt; denn die Verfaſſung kann nicht anders, als, ihrem Geiſte nach, dieſen Grundſatz überall anerkennen. Aber Einer iſt da, der in ſeiner Weisheit über alle Konſtitutionen erhaben iſt, deſſen unveränderliche Anordnungen keinem Menſchen ein Recht zugeſtehen, Ein Ding auszuſprechen und deſſen Gegentheil zu meinen. Es beſteht ſonach eine unveränderliche Verpflichtung, die jeder öffentliche Beamte übernehmen ſoll, an keinem Orte die Meinungen zu verläugnen oder falſch zu erläutern, die er als die öffentliche Meinung ſeines Vaterlandes anerkennen muß, welche öffentliche Meinung auszuſprechen, einzig der Beweggrund iſt, ihn mit dem Anſehen eines Vertreters deſſelben in fremden Ländern zu bekleiden. Alle Verbindlichkeiten der Religion, der Pflichtentreue, des rechtlichen Zartſinnes, wie der ſchonenden Vorſicht, gebieten ihm, die Grundſätze und Einrichtungen, die Geſinnungen und Handlungen ſeiner Konſtituenten nirgends herabzuwürdigen oder zu verläugnen, ſofern er ſich bewußt bleiben muß, daß er nur als ein ausgezeichnetes und lebendig mit ſeinem Vaterlande verbundenes Glied der Geſammtheit auftreten könne. Was aber unſere Bevollmächtigten in Europa betrifft, ſo glaube ich nicht zu viel zu ſagen, daß nur zu viele unter ihnen der Sache der Freiheit großen Abbruch gethan haben. Dieſes habe ich ſo oft in den höheren Kreiſen von den achtungswürdig-

ſten Perſonen hören müſſen *), und daſſelbe iſt hier ſo oft öffentlich ausgeſprochen worden, und ich ſelbſt habe ſo oft wieder Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen, als daß dieſe Wahrheit ſich mir nicht an Ort und Stelle vielleicht weit eindringlicher offenbart hätte, als Ihnen, da Sie nur in der Entfernung und mittelſt des Zeugniſſes Anderer davon Kunde erhielten. Ich ſträube mich nicht gegen eine beſtändige Neutralität in den hier fortwährenden Meinungskämpfen; aber ich halte dafür, daß wir ſo viel Selbſtüberwindung haben ſollten, unſere

*) Im Jahre 1833 hatte der Verfaſſer eine Unterredung mit einem Manne, welcher eine der höchſten politiſchen Würden in Europa bekleidet hatte, und dieſer fragte, wer die Vereinigten Staaten am Hofe von —— repräſentire. Nachdem ihm der Name dieſes Geſandten genannt worden, hielt er inne, und dann fuhr er nach einer Pauſe fort: „Ich wundere mich ſehr, daß Ihre Regierung gerade dieſen Mann wählte; er hat ſich immer Mühe gegeben, ſich in meine Gunſt einzuſchmeicheln, indem er Alles herunterſetzte, was ſein Vaterland betraf.“ — Doch wozu führe ich einen einzelnen Fall an? Deputirte, Parliamentsglieder, franzöſiſche und engliſche Pairs, und andere in öffentlicher Stellung befindliche Männer in wenigſtens der Hälfte der Europäiſchen Länder, haben gegen den Verfaſſer im Weſentlichen ganz dieſelben Bemerkungen laut werden laſſen, bald bei dieſer, bald bei jener Gelegenheit, und das geſchah wenigſtens in fünfzig verſchiedenen Fällen.

etwanige Vorliebe für die Herrſchaft eines Einzigen oder Weniger nicht unvorſichtig und zu unſerem Nachtheile laut werden zu laſſen. Und wenn irgendwo ein Diener des Despotismus oder ein Freund politiſcher Bevorrechtung es wagen ſollte, auf einen Amerikaniſchen Bevollmächtigten ſich zu berufen, als ob dieſer mit ſeinen Geſinnungen übereinſtimme, dann iſt wirklich Grund vorhanden, alle Nachſicht bei Seite zu ſetzen, und wer auf den Namen eines Amerikaners mit Recht Anſpruch machen will, für den muß dann die Zeit gekommen ſein, für Wahrheit und Recht mit der Freimüthigkeit und dem Nachdrucke eines wirklich freien Mannes in die Schranken zu treten.

Inhaltsanzeige des erſten Theils.

Seite.
Vorrede. 5

Aufenthalt in Paris.

Erſter Brief. Einfluß der letzten Revolution auf Frankreich. — General Lafayette. — Schilderung ſeines Privatlebens. — Meine Beſuche bei ihm. — Seine Meinung von Ludwig dem Sechzehnten. — Herr Morris und Herr Crawford. — Doppelcharakter Ludwigs des Achtzehnten. — Karl der Zehnte. — Maria Antoinette. — Legitimität des Herzogs von Bordeaux. — Entdeckte Verſchwörung von 1822. — Lafayette's Benehmen bei dieſer Gelegenheit. — — Der Neger-Spion. — General Kniephauſen. Louis-Philippe und Lafayette. — Meine Aufwartung bei Hofe. — Der König, die Königin, Madame Adelaide, die Prinzeſſinnen. — Marſchall Jourdan. — Der Herzog von Orleans. — Audienz beim Könige. — „Adieu l'Amerique!" — Unterredung mit Lafayette. — Das Juſte-Milieu. — Eine Monarchie iſt nicht unverträglich mit republikaniſchen Inſtitutionen. — Die dem Herzoge von Bordeaux günſtige Partei. 9

Seite.

Zweiter Brief. Die Cholera in Paris. — Ihre furchtbaren Verheerungen. — Verödung der Stadt. — Mein Entſchluß, daſelbſt zu bleiben. — Todesfälle in den höheren Ständen. — Unerwartete Ankunft und Rückreiſe. — Lobenswerthes Benehmen der Behörden. — Die Karikaturen über die Cholera. Einladung eines engliſchen Generals. — Atmoſphäriſche Erſcheinungen, welche die Ankunft der Cholera verkünden. — Lord Robert Fitzgerald. — Gaſtmahl im Hauſe der Frau von B — —. . . . 52

Dritter Brief. Unſichere Lage der Regierung. — Ludwig-Philipp und die Birne. — Karikaturen. — Häßlichkeit bekannter und ausgezeichneter Männer in Frankreich. — Der Herzog von Valmy. — Sorgenvoller Anblick des geſelligen Lebens unter der neuen Regierung. — Streitfrage in Frankreich über die Koſten der Nordamerikaniſchen Verwaltung. — Betragen Nordamerikaniſcher Bevollmächtigter in Europa. 63

Vierter Brief. Allmähliges Verſchwinden der Cholera. — Tod von Caſimir Perrier. — Sein Leichenbegängniß. — Feierliches Leichenbegängniß des General Lamarque. — Prächtige militäriſche Eſkorte. — Der Herzog von Fitz-James. — Die Lärmtrommel. — Erſte Zeichen eines Volksaufſtandes. — Scene vom Pont-Royal. — Angriff auf das Volk von einer Kavallerieabtheilung. —

Seite.

Die „Sommations.“ — General Lafayette und die „rothe Mütze.“ — Völkervorurtheile in Frankreich, England und Amerika. — Kampf im Quartier Montmartre. — Der Platz Ludwigs des Sechzehnten. — Die erſchreckte Schildwache. — Maleriſches Bivouac im Carrouſel. — Zweifelhafte Lage. — Nachtſicht von Pont-des Arts. — Anſehen der Straßen am folgenden Morgen. — England der Freiheit abhold. — Vorfall bei der Porte Saint-Denis. — Zug Ludwig-Philipps durch die Straßen. — Kampf in der Straße Saint-Mery. — Plötzlicher paniſcher Schrecken. — Die Angſt eines Nationalgardiſten und eines jungen Konſkribirten. — Gaſtmahl bei einem Herrn vom Hofe. — Unterdrückung des Aufruhrs. 74

Fünfter Brief. Die Nationalgarde im Hofe des Palaſtes. — Nicht abgeforderte Leichname in der Morgue. — Anſicht des Kampfplatzes. — Der fehlſchießende Artileriſt. — Sonderbares Schauſpiel. — Die Umtriebe der Behörden. — Das Martialgeſetz. — Verletzungen der Charte. — Lächerlicher Auftritt am Carrouſel. — Ein widerſpenſtiger Gemeiner bei der Nationalgarde. 111

Sechſter Brief. Anblick von Paris. — Beſuch bei Lafayette. — Sein Benehmen. — Seine Mittheilungen über den Anfang des Aufſtandes. — Umtriebe der Polizei. — Lafayette's Charakter. — Deſſen merkwürdige Aeußerungen gegen den Ge-

Seite.

neral ——. — Unterredung über die Julirevolution. — Die Doctrinären! — Völkerſympathien in England und am Rhein. — Lafayette's Entlaſſung von dem Oberbefehl der Nationalgarde. — Der Herzog von Orleans und ſeine Freunde. — Militärgerichte in Paris. — Der Bürger-König in den Straßen. — Auslöſchung des Wappens der Lilien. — Die königliche Equipage. — Der Herzog von Braunſchweig in Paris. — Seine gewaltſame Entfernung aus Frankreich. — Aufnahme deſſelben in der Schweiz. — Ein lächerlicher Mißgriff. . . . 121

Siebenter Brief. Oeffentliches Diner. — Unbeſonnenes Benehmen mancher Amerikaner. — Streifereien durch Paris. — Die Kirchen von Paris. — Anſicht von den Bleidächern der Notre-Dame-Kirche. — Die Place Royale. — Die Brücken. — Fortſchritte der öffentlichen Bauten. — Die Paläſte des Louvre und der Tuilerien. — Königliche Einfriedigungen in den Gärten der Tuilerien. — Oeffentliche Gebäude. — Hotels und Gärten von Privatperſonen. — Meine Zimmer im Hauſe der Montmorencys. — Unſere übrigen Wohnungen. — Stattliche Wohnungen in Paris. — Vergleichung des Aufwandes in Paris und in Newyork. — Die Amerikaniſchen und die Europäiſchen Kaufläden. 150

Ausflug an den Rhein.

Seite

Achter Brief. Vorbereitungen zur Abreiſe aus Paris. — Unſere Reiſeeinrichtungen. — Der Reiſeplan. — Schloß Ecouen. — Das Kreuzfenſter. — Senlis. — Peronne. — Cambray. — Ankunft an der Grenze. — Abweichung des Nationalcharakters. — Mons. — Brüſſel. — Ein Volksfeſt. — Die Gemäldegallerie. — Wahrſcheinliche Theilung Belgiens. 177

Neunter Brief. Mecheln. — Gemäldeſammlung daſelbſt. — Antwerpen. — Die Kathedrale. — Ein flamändiſcher Quackſalber. — Die Gemäldegallerie in Antwerpen. — Herrn Wappers Holzſchnitzwerke. — Van Lankeren's Gemälde. — Die Brüſſeler Boulevards. — Königliche Wohnungen. — Der Palaſt des Prinzen von Oranien. — Gemäldegallerie des Fürſten Auguſt von Ahremberg. Engliſche Spottreden über Amerika. 192

Zehnter Brief. Unterrichtsſyſtem in Nordamerika. — Amerikaniſche Landkarten. — Abreiſe von Brüſſel. — Löwen. — die Quarantaine. — Lüttich. — Die goldene Sonne. — König Leopold und deſſen Bruder. — Ehen der königlichen Häupter unter einander. — Die Umgebungen von Lüttich. — Die Hauptkirche und Sankt Jakobskirche.. — Katholiſche gottesdienſtliche Gebräuche. — Die Kirchen in Europa. — Die Wirthshäuſer in Amerika. — Gebete im offenen Felde. — Walter Scotts Irr-

Seite.

thum hinſichtlich der in Lüttich geſprochenen Mund-
art. — Die Frauen von Lüttich. — Illumination
zu Ehren des Königs 206
Elfter Brief. Abreiſe von Lüttich. — Die Ufer
der Maas. — Spaa. — Schöne Spaziergänge.
— Robinſon Cruſoë. — Der Herzog von Sach-
ſen-Koburg. — Früherer Glanz von Spaa. —
Ausflüge in die Umgegend. — Abreiſe von Spaa.
— Aachen. — Die Hauptkirche. — Poſtmeiſter-
Höflichkeiten. — Berghem. — Deutſcher Enthu-
ſiasmus. — Ankunft in Köln. 224
Zwölfter Brief. Der Kölner Dom. — Die
elftauſend Jungfrauen. — Die Schädel der Ma-
gier. — Das Haus, in welchem Rubens geboren
ward. — Mangel an Reinlichkeit in Köln. —
Reiſewiederholungen. — Der Drachenfels. — Ro-
mantiſche Legende. — Ein in ein Gaſthaus um-
gewandeltes Kloſter. — Deſſen Einſamkeit. —
Das Nachtlager daſelbſt. — Der Sturm. — Das
nächtliche Abenteuer. — Gräuliche Geſtalten. —
Eine Erſcheinung. — Auflöſung des Geheimniſ-
ſes. — Der Palaſt der Könige von Auſtraſien.
— Die Ufer des Rheins. — Koblenz. — Die
fliegenden Brücken. — Abreiſe von Koblenz. —
Die Burg Ritterſtein. — Beſuch auf derſelben.
— Derſelben Hausrath. — Der Ritterſaal. —
Der Schloßthurm. — Ein Anachronismus. . . 242

Cooper's

ſämmtliche Werke.

97ſtes — 99ſtes Bändchen.

Aufenthalt in Frankreich, Ausflug an den Rhein und zweiter Beſuch in der Schweiz.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main, 1837.

Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

Aufenthalt in Frankreich,
Ausflug an den Rhein
und
zweiter Beſuch in der Schweiz.

Von

James Fenimore Cooper.

Aus dem Engliſchen überſetzt

von

Dr. C. F. Nietſch.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main, 1837.

Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

Ausflug an den Rhein.

Dreizehnter Brief.

Fähre über den Rhein. — Das Dorf Rüdesheim. — Der Hinterhäuſer Wein. — Trunkliebe. — Neapolitaniſche Neugierde rückſichtlich Nordamerika's. — Aufzählung von Rheinweinen. — Ingelheim. — Der Johannisberg. — Kloſter-Weine. — Unverhältnißmäßige Preiſe. — Schloß und Berg von Johannisberg. — Der Naſſauer Staat. — Das Schloß zu Bieberich. — Die Gärten. — Wiesbaden. — Oeffentliche Spaziergänge. — Frankfurt am Main.

Lieber — —,

Ungefähr eine Stunde, nach dem wir die Ritterſteiner Veſte verlaſſen hatten, kamen wir über die Brücke, welche nach Bingen führt. Wieder hatten wir, als ächte Pflaſtertreter, noch nicht ausgemacht, wo wir die Nacht zubringen wollten, und gar nicht, wie Pflaſtertreter, blickten wir jetzt ungeduldig nach dem jenſeitigen Rhein-Ufer in das naſſauiſche Gebiet hinüber. Eine Brücke war nicht da; vielleicht doch eine Fähre. Ich winkte dem Poſtmeiſter, der an den Kutſchenſchlag kam, um ihn deß-

halb zu fragen. „Gewiß, wir haben eine Fähre, ſo gut eine in Deutſchland zu haben iſt.“ — Und können wir mit Ihren Pferden uns der Fähre anvertrauen?“ — — „Ja, ja, das thun wir öfter.“ — Die Sache war in einer Minute in Ordnung. Die Vorſpannpferde wurden in den Stall zurückgeführt, und mit den zwei übrigen Pferden fuhren wir zum Waſſer hinab. Ein Fahrzeug ſtand ſchon bereit, und mit Hülfe eines Spriet-Segels befanden wir uns in der Mitte des Stromes, ehe wir uns noch recht darüber beſonnen hatten. Binnen zehn Minuten landeten wir im berühmten Rheingau, am Fuße eines Hügels, an dem die Weinſtöcke Rüdesheims empor grünten. Eine alte Sage erwähnt: „wie Karl der Große von ſeiner Burg zu Ingelheim aus dem Fenſter bemerkte, daß der Schnee auf der Höhe über Rüdesheim eher wegſchmolz, als auf den benachbarten Hügeln, ſo ließ er daſelbſt Rebengelände anlegen.“ Was iſt aus Karln dem Großen und aus ſeinen Nachkommen geworden? Niemand kennt ſie mehr; aber die Nachkömmlinge ſeiner Weinpflanzungen ſind fortwährend vorhanden.

In wenigen Minuten folgte uns François mit der Reiſekaleſche und den Pferden, und bald befanden wir uns bequem unter Dach in einem Wirthshauſe des Dorfes Rüdesheim. Hier ſahen wir uns auf einmal mitten in die reichſte Weingegend von Europa, vielleicht von der ganzen bewohnten Erde, verſetzt. Ich ſah meinen Wirth neugierig an, um zu ſehen, welchen Eindruck dieſe

Bemerkung auf ihn machen werde; doch er ſchien aus der Sache keinen Vortheil ziehen zu wollen. Er erzählte, eben habe ein öffentlicher Verkauf von Weinen ſtattgefunden, bei dem ich hätte dabei ſein ſollen; er beſchwerte ſich, gar manche ſaure und herbe Sorten ſeien von Leichtgläubigen als ächter labender Wein aufgeſpeichert worden; und ſagte, möchten auch Andere den Johannisberger vorziehen, er nehme gern mit gutem Hinterhäuſer vorlieb. — „Ob ich eine Flaſche verſuchen wolle?" Der Vorſchlag war annehmbar, und bei der Mahlzeit verſuchte ich eine Flaſche von ſeiner älteſten und beſten Sorte; und fortan muß ich mich ebenfalls für den Rüdesheimer Hinterhäuſer erklären. Man kann davon nicht leicht ein Maß trinken, ohne ſeine Wirkung zu ſpüren, wie das mit vielen franzöſiſchen Weinen angeht; aber ich bin überzeugt, daß „dieſer der wahre Artikel für unſern Markt" iſt, um mich eines ächten Manhattaneſiſchen Ausdrucks zu bedienen. Er iſt wohl geeignet, eine Seereiſe auszuhalten, ohne deßhalb ein ſo ſtarkes Gebräu zu ſein, als das, was bei uns unter dem Namen Madeira und Sherry getrunken wird.

Es iſt eine eigene Erſcheinung, daß man nur in Gegenden des Weinwachſes ſich auf den rechten Gebrauch dieſer köſtlichen Naturgabe verſteht. In ſolchen Gegenden gehört der Wein nicht zu den Luxusgegenſtänden, ſondern zu den täglichen Bedürfniſſen; man übertreibt ſelten den Gebrauch deſſelben bis zum Mißbrauch, und

von der wohlthätigen Wirkung deſſelben kann man ſich nicht ſo leicht eine Vorſtellung machen, wenn man ſolche nicht ſelbſt mitempfunden hat. Ich will damit nicht ſagen, daß es in dieſen Gegenden keine Neigung zum Trunk gebe, denn dieſe iſt wahrſcheinlich in Frankreich, Deutſchland, Italien und in der Schweiz eben ſo häufig, als bei uns; aber die Trinker in dieſen Gegenden bedienen ſich weit ſeltener jener angreifender Getränke, die überall unter den Namen: Branntwein, „Agua diente“, u. dgl. bekannt ſind. Eines Tages fuhr ich über die Bai von Neapel in meinem gemietheten Segelboote: la divina providenza, welches mit ein und zwanzig Ruderern bemannt war, denen ich gerade eben ſo viel zahlen mußte, als mich Wagen und Pferde auf eine gleiche Zeit gekoſtet hätten. Da fiel es auf einmal dem Padrone ein, der ſich gerade mit uns eingeſchifft hatte, ſich über Amerika, die dortige Lebensart und vorzüglich über die Verhältniſſe der arbeitenden Klaſſen zu erkundigen. Unſere Antworten bewirkten eine ziemliche Aufregung unter der Mannſchaft, und als ſie hörten, Arbeiter bekämen dort täglich einen Dukatone für ihre Anſtrengungen, da erklärten die ehrlichen Burſchen ſich, wohl zur Hälfte, zur Auswanderung bereit. „Ma, il vino, signore, quale è il preso del vino?“ fragte der Padrone. Ich ſagte ihm, bei uns gehöre der Wein zu den Luxusgegenſtänden, und ſein Preis überſteige die Mittel derer, die ſich von Tagelohn ernähren müßten. Darauf folgt ein allgemei-

nes bemitleidendes und ſpöttiſches Gelächter, das mich hinreichend überzeugte, daß von der Divina Providenza kein Einziger auswandern werde.

Es iſt kaum nöthig, Ihnen und Ihres gleichen zu erläutern, daß die Weine, welche bei uns „Hock" heißen, vom Rheine kommen, und daß jeder Sorte eigentlich der Name ihres Urſprungs gebührt. Letztere Regel wird hier überall befolgt; eben ſo ſind die Namen: Claret, Burgundy und Sherry in Frankreich und Spanien ganz unbekannt. Zwar haben die Franzoſen ihre Burgunder-, die Spanier ihre Xeres-Weine: aber unter vin de Bourgogne verſteht man Weine von verſchiedenen Farben und ſehr abweichenden Eigenſchaften. Das nämliche gilt von andern Weingegenden. Was bei uns Claret heißt, kommt in Frankreich unter dem Namen von Bordeaux-Weinen vor; Clairet hingegen iſt auch ein franzöſiſcher Name, der noch bisweilen vorkommt, und ein dünnes, unkräftiges Getränk bezeichnet.

Der Rheingau, oder derjenige Theil des Naſſauer Gebiets, indem wir uns eben befanden, bringt den beſten Rheinwein hervor. Die vorzüglichſten Weinlagen ſind Johannisberg, Hochheim (woraus unſer „Hock" entſtand), Geißenheim, Steinberg und Rüdesheim. Der Johannisberg gehört gegenwärtig dem Fürſten von Metternich, Geißenheim dem Grafen von Ingelheim; Hochheim und Rüdesheim ſind Dörfer, wo die Weinberge unter verſchiedene Beſitzer vertheilt ſind. Wie

es ſich mit Steinberg verhält, weiß ich nicht. Der Johannisberger in beſter Lage ſteht in ſehr hohem Rufe; auch der Geißenheimer iſt ſehr angenehm von Geſchmack, und nimmt raſch im Preiſe zu; doch der Hochheimer Dom-Wein wird ſehr geſucht, und von dem Rüdesheimer Hinterhäuſer habe ich Ihnen ſchon berichtet. Doktor Sommerville hat mir einmal geſagt, er habe reinen Johannisberger Wein einer chemiſchen Analyſe unterworfen, und gefunden, daß derſelbe weit weniger Säure als irgend ein ihm bekannter Wein habe. Der Steinberger fängt jetzt an, immer mehr in Aufnahme zu kommen; er duftet unter allen deutſchen Weinen am lieblichſten; ſein Duft oder ſeine „Blume“, (die Franzoſen ſagen: bouquet) iſt mitunter faſt zu ſtark.

Rüdesheim war vor Zeiten ein römiſches Standquartier, und wahrſcheinlich ſtammen die Weinanpflanzungen aus den Zeiten der römiſchen Herrſchaft her. Noch ſieht man hier beträchtliche Trümmer, wie ich glaube, dem Grafen von Ingelheim gehörig, von welchen man glaubt, daß ſie von römiſchen Bauten herrühren; der jetzige Beſitzer hat ſie zum Theil ausbeſſern und zu einem Luſtaufenthalt, während der Weinleſe, einrichten laſſen. Das iſt alſo eine wahrhaft klaſſiſche „villagiatura.“ Es war uns merkwürdig, dieſe ziemlich ausgedehnten Ueberreſte zu unterſuchen, nachdem wir erſt kurz vorher ein Schloß aus der Feudalzeit durchſpähet hatten; und man kann nicht anders, als zugeben, daß die Söhne des

Südens ihr weit und breit behauptetes Uebergewicht auch hier nicht verläugneten. Ingelheim, wo Karl der Große einen Palaſt hatte, und woſelbſt er auch, nach der Meinung Einiger, geboren wurde, kann an dem andern Ufer des Fluſſes deutlich geſehen werden, aber von dieſer Stelle aus wenigſtens ſieht man nicht das Geringſte mehr von ſeinem Palaſte. Da zeigt ſich der Unterſchied zwiſchen dem falſchen und dem wahren Römer. Noch eine Ruine iſt da, ein kleiner runder Thurm, der an unſer Wirthshaus anſtößt, und auch Eines von unſern Zimmern zufällig enthält, und das ebenfalls ſehr alt iſt, wahrſcheinlich eben ſo alt, als das Andenken des großen fränkiſchen Herrſchers.

Nach dem Frühſtück verließen wir Rüdesheim, fuhren ganz nahe an die Geißenheimer Höhen, und lenkten von der Landſtraße abſeit, um den Johannisberg zu beſuchen, der eine (engliſche) Meile vom Wege abliegt. Wir fuhren rings um den Hügel, der von drei Seiten her ein kegelförmiges Anſehen hat, und von der übrigen den Anblick eines unregelmäßigen Hügelkammes darbietet, und ſich an die hintere Seite des Schloſſes anlehnt. Wenn Sie das Glück haben, eine Flaſche Wein von dieſem Weinberge (ächt oder unächt, denn in dieſem Falle iſt der falſche Simon Petrus dem wahren faſt täuſchend ähnlich) zu erhalten, ſo werden Sie ein ziemlich gut getroffenes Abbild des Schloſſes auf dem Siegel desſelben zu ſehen bekommen.

Ich weiß Ihnen keinen andern Grund dafür anzugeben, warum dieſer Wein früher ſo wenig bekannt war, während dagegen der Hochheimer in ſo großem Rufe ſtand, als blos den Umſtand, daß Berg, Schloß und Weinanlagen vormals einem geiſtlichen Orden angehörten, bis die franzöſiſche Revolution ausbrach; und die Mönche zogen natürlich vor, ihren guten Wein allein zu trinken. Hierin unterſchieden ſie ſich ganz und gar von den Einwohnern von Brie. Ich ging nämlich eines Tages mit Lafayette durch ſeine Ländereien in Lagrange ſpazieren, und drückte ihm meine Verwunderung darüber aus, als ich ſah, daß einige Bauern Wein machten. „Ja wohl, mein lieber Freund, wir machen hier Wein, aber wir nehmen uns auch gar wohl in Acht, ihn nicht zu trinken“, antwortete der General. Die Kloſtſterbrüder des Johannisbergs hingegen machten Wein und tranken ihn auch allein.

Der Johannisberg hat öfter ſeine Beſitzer gewechſelt. Bald nach unſerer Rückkehr von unſerer früheren Rhein-Reiſe, ſaß ich einmal bei Tiſche zwiſchen dem Chargé d'Affaires von Naſſau und dem Herzog von Valmy. Erſterer ſprach davon, daß ich kürzlich im Naſſauiſchen geweſen ſei, und fragte mich, wie mir das Land gefallen habe. Bei ſolcher Gelegenheit lobt man gern, wenn man kann, und das konnte ich aus Ueberzeugung, und daher ſprach ich von den reichen Weingärten, und gelegentlich fing ich an, den Johannisberg hoch zu preiſen. Je mehr

ich ihn lobte, deſto ernſter wurde der Diplomat, ſo daß ich der Meinung war, ich wäre noch weit entfernt, ſeine eigene hohe Meinung zu erreichen, daher in meinen belobenden Ausdrücken immer weiter ging. Ein Wink, unter dem Tiſche gegeben, hieß mich ſchweigen. Der Chargé d'Affaires gab mir bald darauf zu verſtehen, der Johannisberg trage blos etwas herbe Trauben für meinen Nachbar; denn Napoleon hätte dem erſtern Herzoge dieſe Domäne geſchenkt, und die Alliirten hätten ſie dem Sohne deſſelben wieder abgenommen. Das war nicht das einzige Mal, daß ich die Erfahrung machte, wie aufmerkſam man in dieſem Theile der Welt ſeine Worte bewachen müſſe, damit man nicht irgend eine empfindliche politiſche Saite rauh berühre.

Der jetzige Beſitzer des Johannisbergs hat das Schloß, welches ſehr geräumig iſt, recht ſchön einrichten laſſen, aber ohne allen Prunk, und es befindet ſich dort wirklich eine freundliche Folge großer und bequemer Gemächer. Ich ſah im ganzen Gebäude wenig Spuren der frühern klöſterlichen Einrichtung. Die Weinſtöcke ranken ſich längs dem ganzen kegelförmigen Hügelabhange bis zu den Fenſtern des Schloſſes hinauf. Die beſten Weinſtöcke befinden ſich in der Nähe des Schloſſes in der Richtung gegen Südoſten. Die Ausſicht iſt ſchön und dehnt ſich weit aus; Alles was dieſer Anlage fehlt, um ſie zu einem recht angenehmen Aufenthalte zu machen, iſt Schatten; aber den kann man an derſelben Stelle

nicht zugleich mit dem guten Wein verlangen. Der gänzliche Mangel an Baumpflanzungen benimmt indeſſen einer ſolchen Anlage viel von ihrer guten Wirkung. Der Eigenthümer befindet ſich ſelten hier, wie man dieſes aus dem Hausrathe abnehmen kann, der zwar neu und angemeſſen war, aber doch mancher kleinen Annehmlichkeiten ermangelte, die man in einem gewohnten Aufenthalte regelmäßig anzutreffen pflegt.

Nach den Angaben der Lagerbücher hält dieſer Weinberg drei und ſechzig Acres, alſo ungefähr ſo viel, als ich die Größe deſſelben nach dem Augenmaß ſchätzte. Der Ertrag ward auf fünf und zwanzig Stückfäſſer angegeben, jedes zu dreizehnhundert Flaſchen gerechnet *). Manche dieſer Weine aus den beſten Jahrgängen werden um vier oder fünf Dollars die Flaſche verkauft. Ich machte die Bemerkung, daß der Boden aus ſehr verſchiedenartigen Beſtandtheilen und Steinen von muſchelartigem An-

---

*) Die Flaſchen in Nordamerika ſind größer, als unſere Halbmaßbouteillen. Dreizehnhundert nordamerikaniſche Flaſchen mögen mit ſechzehnhundert der unſrigen ziemlich übereinkommen; ſechzehnhundert unſerer Flaſchen, oder achthundert Maß, ſind zehn Ohm, und in ſo fern konnte das engliſche „Hogshead“, im nordweſtlichen Deutſchland und in den Niederlanden „Oxhoft“ genannt, durch Stückfaß wiedergegeben werden, da ſolche acht bis zehn Ohm enthalten.

Anm. des Ueberſ.

ſehen und weißlicher Farbe gemengt war. Ich vermuthe, daß bei weitem die meiſten Landleute ſolchen Boden als zum Ackerbau untauglich verwerfen würden *).

Ich kaufte eine Flaſche Wein von einem Hausoffizianten, welcher ſagte, er habe Erlaubniß, ihn zu verkaufen. Der Preis war zwei und einen halben Gulden, oder einen Dollar, und der Wein war weniger werth, als der, den ich um denſelben Preis aus dem Keller meines Wirthes in Rüdesheim bekommen hatte. Vielleicht ſteckte ein Betrug dahinter, obſchon die geringern Sorten Johannisberger auch nicht beſſer als der größere Theil der gewöhnlichen Weine der Umgegend zu ſein pflegen.

---

*) Daß hier der Verfaſſer auf den Muſchelkalkgehalt des Bodens anſpielt, ſieht jeder, der auch ſonſt dem mineralogiſchen Wiſſen deſſelben nicht viel zutrauen möchte, wobei übrigens noch immer die Frage unentſchieden bleibt, ob der ſonſt vielſeitig gebildete Verfaſſer dieſer Briefe nicht blos dem beſchränkteren Wiſſen desjenigen, an welchen dieſelben geſchrieben ſind, ſich accomodiren wolle. Von dieſer Seite betrachtet, erſcheint dieſe leicht zu mißdeutende Stelle vielmehr, als eine beſcheidene Hinweiſung auf den Einfluß der Verſchiedenheit des Bodens in Rückſicht auf die Eigenthümlichkeit ſeiner Erzeugniſſe, ein Umſtand, worüber der ferne Empfänger der Briefe keine hinreichend deutliche Vorſtellung haben mochte, um unſern Verfaſſer verſtehen zu können, wenn er ſich ausführlicher darüber hätte verbreiten wollen. Anm. d. Ueb.

Vom Johannisberg ſtiegen wir die Ebene hinab, und folgten der Richtung nach Bieberich. Dieſes iſt ein kleines Städtchen am Ufer des Rheins, und iſt ein kleiner Aufenthaltsort des Herzogs von Naſſau. Naſſau nimmt, nach den Tabellen, unter den deutſchen Bundesſtaaten die vierzehnte Stelle ein, denn es hat dreimalhundert und acht und dreißigtauſend Einwohner, und ſtellt etwa dreitauſend Mann zum Bundeskontingent. Allem Anſchein nach iſt die Bevölkerung eher etwas größer. Die herrſchende Linie ſtammt aus d:m alten Geſchlechte der naſſauiſchen Fürſten, von deſſen einem, wie ich glaube, jüngern Zweige der König von Holland abſtammt; die jetzige Herzogin iſt eine würtembergiſche Prinzeſſin und eine Schweſter der Großfürſtin Helena, von der ich Ihnen ſchon ſo oft erzählt habe. Dieſer kleine Staat iſt eine von den im Jahr 1815 neugebildeten ſouveränen Herrſchaften, die außer den alten Beſitzungen aus verſchiedenen hinzugefügten Trümmern znſammengeſetzt wurden. Im Ganzen ſcheint er blos zur Oberherrlichkeit und zur beſſern Verwaltung einer Anzahl treffſlicher Weinanlagen ins politi'ſche Daſein gerufen worden zu ſein.

Während der letztern Zeit iſt Naſſau durch die ſogenannten liberalen Umtriebe ziemlich beunruhigt worden, obſchon die Regierungsform bereits das iſt, was man auf dieſer Seite des atlantiſchen Meeres eine repräſentative Regierungsform nennt. Es iſt die alte Theorie,

daß kleine Staaten beſſer als größere geeignet ſeien, eine populärere Verfaſſung zu haben. An die Wahrheit dieſer Theorie kann ich nun ſchlechterdings nicht glauben; dieſe Theorie iſt meiner Meinung nach blos in der Abſicht erſonnen worden, um den zufälligen Verhältniſſen Europa's zu genügen. Die Gefahren der Volksherrſchaft ſind Ueberſchreitungen der Geſetze von Seiten des Volkes, wie jene furchtbaren Irrungen, in welche die Menſchen durch Mißverſtehen deſſen, was Wahr und Recht iſt, hineingerathen können, Mißdeutungen, Unverſtand, falſche Vorſtellungen von ihren wahren Intereſſen, und jene kleinen Dorfklätſchereien, in welchen Jeder ſich zum Richter über die Denk- und Handlungsweiſe ſeiner Nachbaren aufwirft, wenn er auch nicht immer im Stande iſt, einzelne Handlungen und Thatſachen zu beurtheilen. Dagegen die Mißbräuche der Herrſchaft Einzelner ſind geradezu herabwürdigende Gewaltthätigkeit, in welcher die Rechte der Geſammtheit lediglich den Intereſſen und der Politik Eines Herren und ſeiner Günſtlinge aufgeopfert werden. Aber eben deshalb kann es nicht fehlen, daß in einem großen Staate die vom Volke ausgehenden Verkehrtheiten und Anmaßungen, durch die Uebermacht und durch das Geſammtintereſſe der übrigen Mitbürger in Schranken gehalten und unterdrückt werden. Denn es iſt kaum möglich, daß ein Wahn, im Volke angeregt, der zu Volksaufſtänden führen könnte, ſich unverweilt über die ganze Ausdehnung des Gebietes einer größern

Bevölkerung verbreiten ſollte; folglich werden alle übrigen Bewohner, ſo lange ſie ruhig bleiben, beſonnen erwägen, was vorgeht, und am Ende durch ihren Einfluß die Aufgeregten in die geſetzlichen Schranken zurückweiſen. Ebenſo wird der Abſolutismus in kleinen Staaten durch die Nachbarlichkeit und die Vertrautheit mit allen Einzelnheiten in den gehörigen Schranken gehalten. In Hauptſtädten werden verletzende Ereigniſſe und weitgreifende Schlechtigkeiten gar nicht einmal beachtet, während man auf Dörfern viel darüber ſpricht und thätig entgegenwirkt. Daher wird ein Alleinherrſcher in einem kleinen Ländchen ſich weit eher gegen den Einfluß einer thätigen öffentlichen Meinung nachgiebig beweiſen. Wann ich der Freiheit wirklich als eines köſtlichen Gutes mich erfreuen ſoll, ſo will ich ſie auch einathmen in langen Zügen, gleich den Wiſſenſchaften, ſo ſoll ſie mich gleich einem eigenthümlichen Luftkreiſe umwehen; und muß ich dagegen dem Looſe mich fügen, der Unterthan eines Despoten zu ſein, ſo beſcheere mir der Himmel, daß mein Oberherr nur einen kleinen Staat beherrſche. Dieſes Letztere kann ich freilich nur ſo lange wünſchen, als ich ein redlicher Mann bleibe; denn wollte ich durch knechtiſchen Sinn und durch Verläugnung rechtſchaffener Geſinnungen ſteigen, ſo müßte ich freilich vorziehen, daß mein Schutzherr zugleich der größte und mächtigſte Alleinherrſcher ſei. Kleine Staaten ſind an ſich ſelbſt gewöhnlich ein Uebelſtand; aber ſie werden es weit weniger ſein, wenn

jeder einen unumſchränkten Gebieter hat. Das Naſſauer Volk hätte beſſer gethan, ſich zu mäßigen in ſeinen Anforderungen an die Fortſchritte der neuen Zeit; während dagegen die Einwohner von Frankreich ihrem Ziele mit Macht und Nachdruck nachſtreben ſollten; allein ſtatt deſſen, drängt das Volk von Naſſau deſto ungeduldiger vorwärts, blos weil die Macht ihres Herzogs ſo viel weniger furchtbar iſt; denn die Menſchen halten deſto weniger den „richtigen Mittelweg", jemehr ſie demſelben in leeren Worten zugethan ſcheinen.

Wir begaben uns in das Biebericher Schloß, welches ohne gerade größer zu ſein, als gewöhnlich, ein recht ſehenswürdiges Gebäude iſt. Wir konnten nicht umhin, mit dem Hauſe unſeres Präſidenten Vergleichungen anzuſtellen, und gewiß, ſo weit Geſchmack und Annehmlichkeit hier in Betracht kommen, konnte dieſe Vergleichung nur zum Nachtheile für uns Amerikaner ausfallen. Es iſt leicht, übelgemeinte Gloſſen über verſchwenderiſche Ausgaben zu ſchreiben, während man eben recht damit beſchäftigt iſt, den Armen des mühſamen Ertrages ſeiner Erndten zu berauben. Was aber das Schloß von Bieberich betrifft, ſo wüßte ich nicht, daß es mit ſolchen ſchmählichen Hülfsmitteln aufgebaut worden ſei. Die Sucht, Alles zu tadeln, was nicht in dem Bereich unſrer Lieblingsmeinungen paßt, iſt dem wahren republikaniſchen Geiſte eben ſo fremd, als Heuchelei der Frömmigkeit. Mißbräuche ſolcher Art haben auch bei uns ſtattgefunden,

und die öffentlichen Gelder ſind auch bei uns nicht immer redlich und beſonnen verwaltet worden. Doch dieſes ſind Fehler, die von der menſchlichen Natur bisweilen unzertrennlich ſind, und es iſt Thorheit, wider jeden Fehltritt der einzelnen Menſchen anzukämpfen, bis wir wirklich im Stande ſind, überall Fehlerfreies an deſſen Stelle zu ſetzen. Der einzelne Umſtand, daß eine Nation gleich der unſrigen es ertragen, daß eine ganze Generation darüber hinging, während ihr oberſter Staatsbeamter in einem Hauſe zubringen mußte, überall von Ländereien, ſo nackt, wie Kornfelder ſein können, umgeben, beweiſt nichts für die Sparſamkeit in ihrer öffentlichen Verwaltung; ſondern zeigt vielmehr, daß uns der Zartſinn oder das Mitgefühl mangelte, um die Entbehrung zu fühlen, (wie es wahrſcheinlich hier der Fall war), oder daß es uns an der erforderlichen Aufmerkſamkeit und Bereitwilligkeit gebricht, um reichlich zu geben, wo uns doch die Mittel, reichlich zu geben, zu Gebote ſtehen.

Die Gartenanlagen in Bieberich ſind von ziemlichem Umfange und dazu ſchön. Wir ſelber können es durch unſer Beiſpiel bezeugen, daß dieſe Anlagen nicht kleingeiſteriſcher Weiſe blos zum ausſchließlichen Vergnügen einiger Weniger angelegt worden ſind; und daſſelbe dürfen wir jedem Fürſten nachrühmen, deſſen Gärten wir in Europa betraten. Das Innere des Schloſſes iſt mit einem Marmor eigener Art, der in dieſem Herzogthume gebrochen wird, geſchmückt und der eine herrliche Wir-

kung hervorbringt. Eine kreiſsförmige Halle in der Mitte des Gebäudes, die von einer Kuppel überragt wird, macht einen vorzüglichen Eindruck, weil ſie durch eine Kolonnade aus dieſem Material verſchönert wird.

Die herzogliche Familie war eben anweſend, und in einem der Säle wurden die Vorbereitungen zum Anrichten des Mahles gemacht; die ganze häusliche Einrichtung war in dem Geſchmacke eines begüterten und umgänglichen adeligen Geſchlechtes gehalten. Die Hofhaltung war durchaus nicht geräuſchvoll, wir ſahen nur wenige Dienerſchaft, und doch begegneten wir einigen Sprößlingen des Herrſcherhauſes unter Obhut einer Gouvernante auf einem Spaziergange durch die Anlagen.

Bieberich, das Städtchen ſowohl, als das Schloß, liegt ganz nahe am Ufer des Fluſſes, der zwiſchen Bingen und Mainz vielſältige Krümmungen macht, viele Inſeln bildet, und dabei im Ganzen faſt eine halbe (engliſche) Meile breit iſt. Dieſes gewährt, von den Anhöhen her betrachtet, eine Anſicht, als ob man einen See überblickte.

Von Bieberich aus wandten wir uns gerade in das Innere des Rheingaues nach Wiesbaden, einem einigermaßen berühmten Badeorte und zugleich Sitz der herzoglichen Regierung. Wir kamen bei guter Zeit an; denn es iſt kein großes Unternehmen, von der Grenze eines dieſer kleinen Staaten in deren Mitte zu kommen.

Wir beſtellten unſere Mahlzeit und begaben uns auf den Weg, um die Löwen zu ſehen. Die Gegend von Wiesbaden hat von der Natur keiner beſonderen Gaben, außer ſeiner Heilquellen, ſich zu erfreuen. Der Ort liegt in einer Vertiefung, denn ein Thal kann man es nicht nennen; im Sommer ſoll es darin außerordentlich heiß, aber im Winter ſoll der Aufenthalt hier ſehr angenehm ſein. Ich kenne keinen Ort, wo man ſo Viel aus Wenigem zu machen verſtanden hätte, als dieß mit den öffentlichen Spaziergängen in Wiesbaden der Fall iſt. Die Quellen ſind beinahe, oder vielleicht völlig eine (enliſche) Meile von der Stadt entfernt, und das zwiſchenliegende Land erhebt ſich ganz allmählig bergan. Von der Anhöhe windet ſich ein kleiner Bach, kaum breit genug, um eine Mühle treiben zu können, abwärts der Stadt zu. Die Ufer dieſes kleinen Baches ſind mit Bäumen bepflanzt worden; hin und wieder ſind künſtliche Hemmungen angelegt und Waſſerfälle hergerichtet worden; Wege ſind anmuthig gebahnt, Brücken über den Bach geſchlagen, Felſen aufgethürmt u. ſ. w. und mit Hülfe dieſer Einrichtung ſpaziert man dieſe (engliſche) Meile Weges unter dem Schatten eines anmuthigen Gehölzes, das nur wenige Ruthen breit iſt, und kann dabei ſich einbilden, man durchſtreiche einen Park von zweitauſend Acres. Zehn Jahre würden hinreichen, einen ſolchen Spaziergang bis zur größten Vollendung zu bringen, und dennoch findet ſich Nichts dem Aehnliches in ganz Nordame-

rika. Freilich kann man bei uns Cigarren rauchen. Congreßwaſſer trinken, politiſche Streitfragen erörtern, und ſich ſelbſt für einen großen Staatsmann halten; mitunter pfeifen, ſeine Nägel in Geſellſchaft ſäubern, nie aus dem Zuge der Unterhaltung herauskommen; ſchwören, man ſei mit dem zufrieden, wie man es habe, ohne mit einem anderen geſellſchaftlichen Zuſtande bekannt zu ſein; Dollars auf läſtigen Aufwand vergeuden und mit Cents knickern, wo Annehmlichkeit und Angemeſſenheit die Börſe in Anſpruch nimmt, eben weil man nichts Beſſeres kennt; dabei dieſen verkehrten Geſchmack mit dem Namen der Anhänglichkeit an vaterländiſche Sitte beſchönigen, ohne dazu des Genuſſes eines anmuthigen Spazierganges durch ſchattende Gebüſche längs einem murmelnden Gewäſſer zu bedürfen! Alles dieſes kann man thun und mehr noch, wenn ſolches unwiderſprechliches Behagen gewährt; eben ſo ſteht es dem Esquimaux-Indianer ganz wohl an, zu behaupten, ein Stück Wallfiſchſpeck ſei weit vorzüglicher, als Beafſteaks. Ich wundere mich, daß dieſe verhärteten hochweiſen Patrioten nicht wieder rückwärts gehen zu Schlachtkeulen, Skalpiermeſſer und gemalter Antlitzzier!

Die Stadt Wiesbaden, wie alle einigermaßen wichtigen deutſchen Städte und Städtchen, die ich bisher geſehen habe, Köln ausgenommen, iſt freundlich und reinlich in ihrem Aeußern. Auch die Bauart der Häuſer iſt

gut und ſchreitet ſichtlich vorwärts in gutem Geſchmack. Wohl werden Sie ſchon manches von den Boulevards und anderen Annehmlichkeiten gehört haben, die ſich bei franzöſiſchen Städten oder in deren Nähe befinden; aber im Ganzen ſind ſie offene Lichtungen, ohne Geſchmack angelegt. Sogar die Champs-Eliſées in Paris haben an ſich wenig Schönes aufzuweiſen; denn landſchaftliche Gärtnerei fängt jetzt erſt an, in Frankreich in Aufnahme zu kommen; mir ſcheint es faſt, als ſeien ſie bei den Deutſchen in und nahe bei ihren Städten weit häufiger, als ſelbſt in England.

Am nächſten Morgen verließen wir Wiesbaden, nachdem wir von den Bädern Gebrauch gemacht, und fuhren ganz langſam nach Frankfurt am Main, das von Wiesbaden etwa zwanzig (engliſche) Meilen entfernt iſt. Hier fanden wir uns abermals in unſerem früheren Quartier, im weißen Schwan ein, das den Ruf eines Gaſthauſes zweiten Ranges hat, und wohin mich vormals der Zufall hingebracht hatte; wir hatten, wie gewöhnlich, vortreffliches Eſſen und guten Wein. Der Wirth ließ, zum Ruhme Deutſchlands, uns Pilgern eine beſondere Schüſſel, die ganz volksthümlich und ſehr beliebt ſein ſollte, auftragen. Es war, was die Franzoſen eine „jardinière" nennen, ein Rebhuhn mit etwas Kohl, gelben Rüben, weißen Rübchen und dergleichen umlegt.

Ich benutzte die Gelegenheit, mich wieder einmal mit dem Gange der Weltangelegenheiten „au courant" zuſetzen, indem ich mich in eine der Leſegeſellſchaften begab, die man durch ganz Deutſchland unter dem Namen Redouten, Caſinos, oder denen ähnlich, antrifft. Es ſcheint, daß Pfeifen auf dem Frankfurter Caſino nicht geduldet werden, weil es ein anſtändiges und ſtattliches Geſellſchaftshaus iſt. Fremde müſſen, wie gebräuchlich, ſich darin einführen laſſen.

Vierzehnter Brief.

Die Boulevards von Frankfurt. — Politiſche Störungen in der Stadt. — Le petit Savoyard. — Fernſicht von Homburg. — Darmſtadt. — Die Bergſtraße. — Heidelberg. — Lärmender Marktplatz. — Die Ruinen und Gärten. — Der alte Krieger. — Das Neckarthal. — Heilbronn. — Ludwigsburg. — Das Schloß. — Die vorige Königin von Würtemberg. — Schillers Geburtsort. — Vergleichende Würdigung Schillers und Göthe's. — Stuttgard. — Die königlichen Gebäude. — Die Fürſtin von Hechingen. — Deutſche Königreiche. — Der König und die Königin von Würtemberg. — Sir Walter Scott. — Tübingen. — Mittelalterliche Burgtrümmer. — Hechingen. — Das Dorf Bahlingen. — Die Donau. — Der Schwarzwald. — Ausſicht von einem Berge an der Badenſchen Grenze. — Einzug in die Schweiz.

Mein lieber — —

Ich habe Ihnen von Frankfurt nicht viel Neues zu ſagen. Wie bei meinen erſten beiden Beſuchen, erſchien mir dieſe Stadt eben ſo geſchäftig, reinlich, freundlich und gut gebaut auch jetzt. Wir beſuchten ihre Boulevards mit etwas mehr ins Einzelne gehender Aufmerkſamkeit als früher, und ſie gefielen uns noch weit mehr, als vormals. Ich habe Ihnen ſchon früher bemerkt, daß

die eigenthümliche Anordnung dieſer geſchmackvollen und ſchönen Spaziergänge der größern deutſchen Städte ganz in ihrer Nähe und ſelbſt in ihrer Mitte, (wie in Dresden) meiſtens durch die Abtragung der alten Befeſtigungswerke veranlaßt worden iſt, wodurch man den nöthigen Raum gewann, und ihn vernünftiger Weiſe zu Geſundheit fördernden und freien Luftdurchzug gewährenden Anlagen benutzte. So wird Leipzig ganz vorzüglich durch ſchöne Gartenpartieen verſchönert, an deren Stelle man früher nur gräuliche Geſchütze und furchtbare Wälle ſah. Frankfurt iſt erſt kürzlich der Gegenſtand politiſcher Störungen geweſen, und dieſen Morgen hörte ich von einem Banquier, es beſtehe ernſthafte Unzufriedenheit dem ganzen Rheine entlang. So weit ich mich mit den Verhältniſſen bekannt machen konnte, ſcheint mir es, daß dieſe Bewegung von dem Beſtreben der Großhandel treibenden, Kapitalien umſetzenden, auf dem Gewerbfleiß fußenden Ständen, überhaupt von den „Neuen Reichen" ausgehe, um dem Wiederaufkommen der Macht und des Einfluſſes der alten Adelichen und reichen Grundbeſitzer entgegen zu wirken. Das königliche Anſehen vermag nehmlich in unſern Tagen an ſich nicht viel, und die Hauptfrage iſt gegenwärtig, ob Wenige, ob Viele oder Wer überhaupt an den Vortheilen derſelben mehr oder weniger ausſchließlichen und bevorrechtenden Antheil erlangen werde. In dieſem einfachen Beweggrunde beruht der Keim der franzöſiſchen Revolution, ſo wie der engli-

ſchen Reform. Die Geldmacht geht aus einer Hand in die Andere über, und die Herrſchaft über alles Andere reißt ſie mit ſich fort. Das iſt jetzt der Fall, war es ſonſt, und wird es immer ſein; außer wo die wichtigſten und größten politiſchen Angelegenheiten mit völligem Vertrauen in die Hände der Geſammtheit gelegt werden; und ſelbſt dann wird in allen praktiſchen Ergebniſſen immer auf der Seite der Geldmacht das Uebergewicht bleiben. Wo der Druck ſo groß wird, daß er einen Widerſtand findet, da iſt es immer der Kampf der Armuth gegen den Reichthum; und wo die Armen Rechte erlangt haben, Widerſtand zu leiſten; da werden die Reichen deſto tüchtiger dahin arbeiten, um die Beſſeren unter den Armen zu ſein. Dies iſt der Fluch, der da laſtet auf Adams Nachkommen, und der Menſch müßte ſich in ſeiner Natur durchaus umwandeln, ehe er von dieſem Elende befreit werden könnte. Alles, was wir durch die beſten geſelligen Einrichtungen erlangen können, reicht höchſtens hin, um das Uebel erträglich zu machen.

Wir verließen Frankfurt um elf Uhr; vorher hatten wir die Dienſte des berühmten „voiturier", welcher unter dem Beinamen des „petit Savoyard" vielen Reiſenden bekannt iſt und den François mit warmer Belobung ſeiner Treue und ſeines Dienſteifers uns zuführte, abgelehnt. Dieſe Art von Leuten hat überall ihre Bekannten und Gönner, und ſie haben meiſtens ihre Spitznamen, wie die

Schiffe ebenfalls ihren Namen tragen. Dieſer kleine Savoyarde hatte ſo eben eine Her-Fracht von „Miladies“ abgeladen, die nach England eingeſchifft werden ſollten, nachdem ſie auf ſeiner Karrenfahrt ſich achtzehn Monate lang erluſtigt hatten, und daher wartete er hier auf gelegentliche Rück-Fracht. Da ſeine ganze Reiſerüſtung aus einem Viergeſpann, dem Riemenzeug und einer langen Peitſche beſtand, ſo ſtrebte er gewaltig nach der Ehre, meinen Reiſewagen einige hundert Stunden weit zu fördern, nach welchem Ende der Welt mir es irgend gefällig wäre. Doch mußten vermuthlich ſeine Miladies recht gewichtige Perſonen geweſen ſein; denn ſelbſt François, der auch aus einer Familie von „voituriers“ abſtammt und folglich ſeinen Genoſſen treu anhängt, mußte zugeben, daß das Geſpann des kleinen Savoyarden übermäßig abgejagt worden war. Die Unterhandlungen währten eine Stunde und endigten damit, daß ich den Paß auf die Poſt ſandte.

Bald hatten wir den Thurm hinter uns, der unweit der Grenze des Frankfurter Gebiets auf dem Wege nach Darmſtadt ſich befindet. Indem wir dort die Anhöhe hinanfuhren, hatten wir rückwärts einen fernen Anblick des Städtchens Homburg, welches die Hauptſtadt und zugleich den größten Theil des Grundgebietes des Fürſtenthums Heſſen-Homburg ausmacht; ein Staat, deſſen voriger Herrſcher die Ehre hatte, eine engliſche Prinzeſſin zur Gemahlin zu beſitzen. Etwas Ausgezeich-

netes muß in dem Weſen dieſes Herrn durchaus geweſen ſein, denn er hatte zu ſeiner Empfehlung über nicht mehr, als drei und zwanzig tauſend Unterthanen, zu gebieten!

Darmſtadt iſt eine von den Städten, die in ſo großem Maaßſtabe angelegt ſind, daß ſie ein kleines Anſehen bekommen. Dieſes iſt ein gemeinſchaftliches Mißverhältniß der deutſchen, wie der amerikaniſchen Städte; denn die Wirkung weitgeſpreizter Alleen, die man in fünf Minuten durchmeſſen kann, iſt der Kontraſt zwiſchen Wollen und nicht Können, zwiſchen großer Unternehmung und kleiner Ausführung. Mannheim iſt eine ähnliche Fehlgeburt. Das Mißverhältniß indeſſen endet mit dem Schein; denn Darmſtadt iſt geräumig, lüftig und anmuthig; auch iſt die Bauart ſehr gefällig.

Die alten Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt ſind Großherzöge geworden, mit einer beträchtlichen Vergrößerung ihres Gebiets; denn der gegenwärtige Herrſcher hat über mehr als 700,000 Unterthanen zu befehlen. Das alte Schloß ſteht noch in der Mitte der Stadt, wenn man von einer Mitte reden kann, wo kein eigentlicher Umkreis vorhanden iſt. Wir traten in die alten Schloßräume ein, um ſie zu betrachten; aber der Mann, der das Amt der Schlüſſel verwaltete, war zufällig nicht aufzufinden. In der Nähe des alten Schloſſes befindet ſich ein neuer Palaſt in gutem Styl erbaut, und, wie gewöhnlich, waren dabei ausgedehnte Gartenanlagen, ſo

viel wir äußerlich davon urtheilen konnten, in engliſchem Geſchmack.

Eine kurze Strecke weiter, nimmt ſüdwärts von Darmſtadt die Bergſtraße ihren Anfang. Sie iſt vollkommen eben längs dem Fuße einer Hügelreihe, auf einer Erderhebung angelegt, die einen weiten Ueberblick über die ausgedehnte Ebene der vormaligen Pfalz gehrt; denn wir befanden uns jetzt an der Grenze dieſes alten Gebietes, das durch die Begebenheiten der letzten fünfzig Jahre in das Großherzogthum Baden übergegangen iſt. Auch darf ich dabei nicht vergeſſen, zu bemerken, daß Baden ein ziemlich beträchtliches Gebiet umfaßt, mit einer Bevölkerung von nahe an dreizehnhunderttauſend Seelen.

Die Bergſtraße bietet viele Burgruinen dar auf den Anhöhen, welche dieſelbe überragen, und der Fluß entfernt ſich dennoch nicht über eine oder zwei Stunden von der Straße. Auch fanden wir hier Poſtilione ihres Berufes würdig und in der That ganz vortrefflich eingefahren. In Deutſchland erhält man immer nur einen Poſtilion zu vier Pferden, und da die Vorſpannpferde immer in ziemlichem Abſtande von den Deichſelpferden angeſchirrt werden, ſo iſt es keine leichte Aufgabe, acht (engliſche) Meilen in einer Stunde zurückzulegen, und dabei, auf dem Sattelpferd reitend, das ganze Viergeſpann faſt nur mit der Peitſche in gehörigem Gange zu erhalten. Die Pferde ſind abgerichtet, ohne Scheuleder

im Zuge zu bleiben, und, gleich den Menſchen, welchen man in politiſchen Dingen einiges Vertrauen ſchenkt, deſto weniger pflegen ſie zu ſtraucheln. Dagegen rennt ſo manches tüchtig durchſchulte Pferd, von Zangengebiß und Scheuledern geplagt, mit euren Staatskutſchen, wie mit den Reiſewagen tollkühn ins Weite, oder läßt ſeinen Reiter den Hals brechen.

Es war ſchon dunkel, als wir über die Neckarbrücke fuhren und in die gewühlvollen Straßen von Heidelberg einzogen. Der Düſterheit ungeachtet, konnten wir doch die ſtolzen Burgtrümmer erkennen, die gleichſam über dem Ort zu ſchweben ſchienen, und in den Schauern der einbrechenden Nacht einen erhabenen grauenhaften Eindruck machten.

Die Ausſicht aus unſeren Fenſtern am folgenden Morgen gewährte einen äußerſt lebendigen Anblick. Der große Marktplatz befand ſich nehmlich gerade vor dem Gaſthofe, und es war daher ein Getümmel vor dem Hauſe, als ob die Hälfte der Bauern des ganzen Großherzogthums ſich hier verſammelt hätte, um ihr Obſt und ihre Gemüſe feil zu bieten. Ein Markt iſt immer ein Ort des Plauderns und Lärmens; wenn aber der Vorzug der deutſchen Sprechweiſe hinzukommt, dann iſt das Bild des Verworrenen vollkommen. In allen guten Geſellſchaften unterreden Männer und Frauen ſich mit gedämpfter Stimme, und es iſt kaum nöthig, dieſes mehr als im Vorbeigehen zu erwähnen; aber ſobald man

ein Wenig von den gebildeteren Ständen abſieht, dann kann man wohl ſagen, daß die Anſtrengung der Lungen ein gewöhnlicher Fehler der Deutſchen iſt. *)

Wir gingen, die Burgtrümmer zu beſuchen, während die Nebel noch um die Spitzen der Hügel gelagert waren. Auf mich machte dieſer Spaziergang dieſes Mal weit geringeren Eindruck als das letzte Mal; denn die Ueberraſchung fehlte, und ſo blieb mir Muße zu vergleichenden Bemerkungen. Im Ganzen ſind dieſe Ruinen mehr durch ihren Umfang, als durch ihre Schönheit beachtenswerth; doch erfreuen die im Geſchmack der Zeiten Eliſabeths **) aufgeführten Abtheilungen das Auge durch ihre edle Einfachheit. Auch beſitzt dieß alte Schloß einen maleriſchen Thurm; aber das Schönſte iſt gewiß die Ausſicht von der Gartenterraſſe dort oben. Ein Amerikaner, der den trefflichen Boden, den freundlichen Himmel ſeiner vaterländiſchen Gegenden in lebhaftem Andenken behält, muß trauern über den Mangel an gutem Geſchmack, der eine große, wenigſtens der Volkszahl nach, große Nation unbekannt ließ und noch unbekannt

---

*) Vor der Revolution von 1830 war dem Verfaſſer nur ein einziges lärmendes Weib in Paris vorgekommen. Seit jener Zeit hört man aher doch etwas mehr von dem „tintamarre du comptoir." A. d. Ueb.

*) Eliſabeth von England, wie der Leſer leicht errathen wird. A. d. Ueb.

bleiben läßt mit dem Hochgenuß dieſer anmuthigen einſamen Anlagen! So wie Nelſon einſt ſagte: „Mangel an Fregatten“ würde über ſeinem Grabe einſt geſchrieben ſtehen, wenn er einſt ſeinen Tod fände; ſo könnte man über dem meinigen ſetzen: „Mangel an Gärten.“

Unſer Geleitsmann bei dieſer Gelegenheit war ein alter Kriegsmann, der in dem verfloſſenen Kriege unter der Heeresabtheilung von De Watteville in Nordamerika gedient hatte. Er war ein Badner von Geburt und ſagte, daß ein beträchtlicher Theil der Mannſchaft Deutſche geweſen ſeien. Er war faſt in allen Gefechten am Niagara dabei geweſen und er ſchüttelte ſein Haupt ganz ernſthaft, als ich des Angriffs auf das Fort Erie erwähnte. Nach ſeiner Erzählung war das Corps, bei dem er ſich befand, gar ſehr im Feldzuge von 1814 mitgenommen worden, und ſie hatten die Mehrzahl ihrer Leute verloren. Ich fragte ihn, wie er dazu gekommen wäre, gegen uns zu Felde zu ziehen, da wir ihm doch nie Etwas zu Leide gethan hätten; und er antwortete: Napoleon habe ganz Europa zu Soldaten oder Räubern gemacht, und hätte ſich übrigens nicht darum bekümmert, was Recht oder Unrecht ſei.

Nach einem ſpäten Frühſtücke fuhren wir ins Neckarthal hinauf, auf einer vortrefflichen Straße und während der erſten Stationen durch eine ſehr ſchöne Gegend. Dann entfernten wir uns von dem Fluſſe und fuhren weiter bergan über ein wellenförmig erhobenes

Land, das immer weniger Anziehendes darbot, bis wir endlich dieſe Gegend für die einförmigſte Gegend, die wir jemals in Deutſchland geſehen, erklären mußten. Das Land war nicht durchaus unfruchtbar; aber es bot durchaus nichts Auszeichnendes dar, und war alſo weit weniger geeignet, als Alles, was wir jemals geſehen hatten, unſer Intereſſe zu erregen.

Noch bis jetzt waren wir über das Ziel unſerer Reiſe nicht einig, obgleich ich beinahe Willens war, nach Nürnberg zu reiſen, und von dort aus über Regensburg und dann die Donau hinunter nach Wien zu gehen; aber wir kamen ſämmtlich darin überein, daß je weiter öſtlich, Alles ein deſto düſterer Anſehen darbiete. Dabei waren wir ſchon einmal durch Baiern von Süden nach Norden durchgereiſt, und wir wünſchten daher eine Aenderung der Scene. Ein Glied der königlichen Familie hatte einmal geſagt, Würtemberg biete einem Reiſenden weit weniger Intereſſantes, aber deſto mehr deſſen Hauptſtadt. Da nun gegen ſolche hohe Auctorität gar kein Widerſpruch gelten darf, ſo beſchloſſen wir endlich, uns nach Stuttgard zu wenden. In Heilbronn nahmen wir alſo ſtatt oſtwärts unſern Weg ſüdwärts weiter.

Dieſes Heilbronn war eine einförmige alte deutſche Stadt, mehrere Häuſer waren von außen bemalt, wie ich Ihnen von den Häuſern in der Schweiz früher erzählt habe. Nahe bei dieſer Stadt liegt Weinsberg, das wegen ſeinen Frauen berühmt iſt, die ihre Männer

bei der Uebergabe der Veſte dadurch von dem Schwerte der Belagerer retteten, daß ſie ſolche auf ihren Schultern hinaustrugen. Weil es aber in Amerika keine befeſtigten Städte gibt, und das Beiſpiel alſo keinen guten Eindruck machen konnte, ſo unterließen wir es, dorthin zu pilgern. Die Nacht brachten wir in Beſſingheim, einem kleinen Landſtädtchen zu, und der Neckar, dem wir bereits in Heilbronn begegneten, rauſchte auch hier an unſern Fenſtern vorüber.

Am nächſten Morgen machten wir uns frühe auf den Weg, um die Hitze zu vermeiden, und trafen zum Frühſtücke in Ludwigsburg ein. Hier änderte ſich die Scene. Auf einer Wieſe ſahen wir Truppen einüben; und als wir der Stadt näher kamen, machte uns der Poſtilion auf einen ſtattlichen Offizier aufmerkſam, einen Herzog von Würtemberg, einen jüngeren Sohn des königlichen Hauſes, der mit ſeinem Staabe ſich daſelbſt befand. Soldaten zu drillen, iſt ſeit undenklichen Zeiten eine Lieblingsbeſchäftigung der deutſchen Herrſcher geweſen. Es gewährt ihnen ſolches eine entzückende Unterhaltung, wie den Einwohnern der Manhattan-Inſel das immerwährende Plaudern von Dollars eine unerſchöpfliche Quelle von Luſt gewährt.

Ludwigsburg iſt das Windſor, das Saint Denis der würtembergiſchen Regenten. Da ſieht man ein weitläufiges Schloß, einen großen Gottesacker und dazu eine Stadt von fünf- bis ſechstauſend Einwohnern. Wir

gingen durch das Schloß, das geräumig und ſtattlich von Anſehen iſt, einige hübſche Hofräume nnd Ausſichten hat; aber die Bauart iſt niedrig und teutoniſch — um geradeaus engliſch mich auszudrücken, „erdwärts kauernd“ — wie die faſt zu Zwergen ſich zuſammenkrümmenden geharniſchten Standbilder, die man auf den Marktplätzen mehrer deutſcher Städte antrifft. Auch eine Gemäldegallerie befindet ſich hier mit wenigen wirklich ſchönen Gemälden, vorzüglich einigen Werken Rembrandt's. Eines der letzteren iſt in demſelben Geſchmacke, wie „das Schatzungsgeld“, das ich ſelbſt beſitze, und ich fange daher an, weniger an der Aechtheit des letzteren zu zweifeln. Die vorige Königin von Würtemberg war eine königliche Prinzeſſin von England und bewohnte dieſen Palaſt. Da man uns für Engländer hielt, ſo zeigte man uns die Gemächer derſelben, worin ſie verſchieden, und die ſich noch genau in dem Zuſtande befanden, in welchem ſie ſolche verlaſſen. Sie muß eine große Anhänglichkeit an ihre Verwandten gehabt haben, denn die Wände waren überall mit den Bildniſſen der Familienglieder bedeckt. Den König von England ſahen wir überall; und was ihren Gemahl betrifft, wovon ein einziges Abbild einer verſtändigen Frau genügt hätte, ſo waren dort nicht weniger als ſechs Portraite deſſelben in einem einzigen Zimmer!

Je weiter nordwärts, deſto weniger zierliche Ausſchmückung der Gemächer wird man antreffen, und die

deutſchen, wie die engliſchen Paläſte haben daher ſämmtlich daſſelbe förmliche alterthümliche Anſehen. Auch Ludwigsburg macht keine Ausnahme, außer daß uns in den Gemächern der Königin ein ungewohntes Streben nach Bequemlichkeit deutlicher hervortrat, und offenbar war hier der Einfluß des Engliſchen nicht zu verkennen.

Wir ſtanden auf einem Balkone, von welchem man einen anmuthigen Strich waldiger Gegend und gartenähnlicher Anlagen überſehen kann; da zeigte unſer Führer uns ein Dorf von Weitem, deſſen Kirchthurm über eine Waldecke in einem etwas abgelegenen Thale oder vielmehr auf einer Erderhöhung herüberſah. „Können Sie es ſehen, mein Herr?“ — „Ich ſehe es wohl, — nichts weiter, als ein abgelegenes Dorf, deſſen Umgebung übrigens recht hübſch iſt.“ Es war Marbach, Schillers Geburtsort! Es gibt kaum einen Menſchen, der weniger die allgemeine Neugier der übrigen Leute nach den Gewohnheiten, Wohnungen und perſönlichen Angelegenheiten berühmter Männer mitempfindet, als ich. Der bloße Anblick eines berühmten Mannes, oder von Etwas, das von ihm herrührt, verſetzt mich noch keineswegs in eine Aufregung. Doch erinnere ich mich nicht, jemals inniger empfunden zu haben, wie weit mächtiger wahre Größe auf das Gemüth einwirkt, als bloß eingebildete; dieſes bewies der Eindruck, den jene Mittheilung auf mich machte. Das abgelegene Dörfchen dort drüben erhob ſich mit einem Male vor meinem

Gemüthe mit einer alle Eindrücke und Erinnerungen königlichen Glanzes überwältigenden Wirkung, wogegen alſo auch das Ludwigsburger Schloß verſchwand. Schiller iſt nicht mehr! In meinen Augen ſteht er da, als der deutſche Genius dieſer Zeit. Göthe hat von allen Enden jene Beifallsbezeugungen bereitwillig und verſchwenderiſch geſpendet erhalten, die weit öfter als die Wirkung von Gönnerſchaften, glänzender Thee's und modiſcher Zirkel hervorgehen, als aus inniger Ueberzeugung von der wahren Genialität eines Mannes; und Göthe hatte das Glück, einer „heißbrodelnden Celebrität" ſich zu erfreuen, — denn, Sie müſſen bedenken, daß in dieſen Dingen die Mode auch ihre Stimme hat, und daß es hierbei auf eigentliches Verdienſt durchaus nicht ankommt; — Schillers Nachruhm hingegen beruht einzig auf ſein nacktes Verdienſt. Mein Leben ſetze ich dafür ein, Schillers Ruhm wird am längſten währen, und bei der fernen Nachwelt wird er in der ſchönſten Verklärung fortleuchten. Die Schule, der vorherrſchende Geſchmack, die Laune der Mode kann Männer, wie Göthe, dutzendweiſe ſchaffen, ſo oft und ſo viel man es irgend wünſchen mag; aber Gott allein ruft Männer, wie Schiller, ins Daſein. Die Deutſchen werfen uns Ausländern vor, wir ſeien nicht im Stande, Göthe zu verſtehen; aber Ueberſetzungen ſind vielleicht weit ſicherere Bürgen für wahre Genialität, wo ſolche ſich findet; denn wenn es auch von ſchlechten Ueberſetzungen wimmelt, ſo wird doch

das ächte Metall, wo deſſen wirklich vorhanden iſt, ſich ſelbſt im Abhub und in den Schlacken nicht verkennen laſſen.

Von Ludwigsburg nach Stuttgart iſt nur Eine Station; um zwölf Uhr kamen wir dort an. Das Aeußere der Stadt entſprach durchaus nicht unſerer Erwartung. Zwar zählt ſie an **30,000** Einwohner, gleicht aber weit eher einem geſchäftigen Schweizerſtädtchen, als einer deutſchen Hauptſtadt; man müßte denn die königlichen Gebäude und Gärten ausnehmen. Unter einem Schweizer Städtchen verſtehe ich hier freilich nicht ſolche Orte, wie Genf, Bern, Zürich, ſondern Oertchen, wie Heriſau und Luzern, ohne dabei die Mauern der letztern mitzuverſtehen. Stuttgart ſteht am Ende eines unregelmäßigen Thales, am Fuße einiger Anhöhen, und dieſer Anblick, das ländliche Aeußere, die Lage ſelbſt machte von Weitem einen überraſchenden Eindruck. Aber die Stadt ſelbſt wird, wie man auf dieſer Seite des atlantiſchen Meeres ſich ausdrückt, mit jedem Tage immer mehr Europäiſch, ſie verliert, mit andern Worten, zuſehends ihr eigenthümliches Anſehen.

In der Nähe und in der Umgebung der Schloßgebäude findet ſich noch Etwas, das einigen Eindruck machen kann. Das alte mittelalterliche Gebäude, das, wie ich glaube, das Stammſchloß des Hauſes Würtemberg iſt, ſteht da, gleichſam als der Kern der ganzen übrigen Stadt. Es iſt ein feſter, Gefängniß ähnlicher

weitläufiger Bau, der aus ungeheuern Rundthürmen und kleinen Gehöfen beſteht, und noch immer den Zwecken des Staates, hoffentlich nicht als Zwinghof, entſpricht. Ein anderes Gebäude in neuerem Geſchmack, eine königliche Wohnung, befindet ſich in deſſen Nähe an der einen Seite, während der ganz neue Palaſt von der andern Seite daranſtößt. Letzterer iſt ein ſchönes Gebäude im italieniſchen Geſchmack, und dem Palais Luxemburg in Paris nicht unähnlich, und nach meiner Meinung iſt es das vorzüglichſte königliche Gebäude, das man, Preußen und Oeſterreich ausgenommen, in den kleinern deutſchen Staaten antrifft.

Wir mietheten einen Wagen, und fuhren durch das Gefilde nach einem kleinen neuen klaſſiſchen Palaſte, der am andern Ende ſich auf einer Anhöhe etwa zwei (engl.) Meilen davon befindet. Wir beſahen das Innere dieſes Schloſſes, welches im Bauſtyle dem von Trianon in Verſailles etwas ähnelt; es iſt kleiner als das große Trianon und größer als das kleine Trianon. Dieſe Prachtbauten königlicher Schlöſſer fielen uns indeſſen auf, als durchaus im Mißverhältniß ſtehend zu der geringen Größe und zu der Armuth des Landes. Das letztgenannte iſt nur ein Luſtſchloß, und gut genug, wenn es zur Erſchwerung der Abgaben nichts beigetragen hat; ob dies der Fall war, weiß ich nicht. Die meiſten gekrönten Häupter haben großes Privatvermögen, zu deſſen Gebrauch ſie ein Recht, wie andere Privatleute haben, und welches mitunter auch

zur Belebung des guten Geſchmacks der Unterthanen benutzt wird.

Ein Badeort befindet ſich in der Nähe des Schloſſes, und eben machte man Anſtalten, eine Mahlzeit für den König zuzurichten, der hier mit einer ausgeſuchten Geſellſchaft ſpeiſen wollte. Dadurch wurden wir an unſere eigene Mahlzeit erinnert, die wir um ſechs Uhr beſtellt hatten, und begaben uns deßhalb auf den Rückweg. Ich ſaß am Fenſter, während angerichtet wurde, und die Ankunft einer Kutſche erregte meine Aufmerkſamkeit. Es war eine große, vorzüglich ſchöne Poſtkutſche, ſo reich verziert, als irgend mit einer Fahrt über Land ſich verträgt, und mit einem reichen Wappen geſchmückt. Eine einzelne Dame ſaß im Wagen, ein Diener und eine Dienerin im Außenſitz. Die Dame hatte eine Haube auf, und war im Fahren, wie es mir vorkam, mit Filetarbeit beſchäftigt. Ich habe öfter deutſche Familien auf Reiſen in ſolcher häuslichen Beſchäftigung angetroffen, die demnach ſich ebenſowohl zu Hauſe fühlten, als ob ſie unter ihrem gewohnten Obdach ſich befänden. Dieſe Dame hatte übrigens ſo wenig Gepäck bei ſich, daß ich dadurch veranlaßt wurde, mich zu erkundigen, wer ſie ſein möge. Sie war eine Fürſtin von Hechingen, die alſo gelegentlich aus ihrem Nachbarſtaate herübergefahren kam, vermuthlich, um mit einigen ihrer Verwandten in Würtemberg einen Thee zu trinken.

Dieſe kleinen Reiche ſind von ſo geringem Umfange,

daß ſolche gegenſeitige Beſuche ſehr leicht auszuführen ſind, und, wie ich vermuthe, aber nicht gradezu behaupten kann, iſt die deutſche Förmlichkeit, ſo ſteif und ſo albern, als ſie Jedermann bekannt iſt, wohl vorzüglich deshalb ausgedacht worden, damit dergleichen Beſuche nicht zu mißbräuchlichen Störungen ausarten.

Das Syſtem der Mediatiſirung hat aber die Zahl der Hauptſtädte vermindert, und ihre Abſtände von einander dadurch vergrößert; durch zufällige Einflüſſe aber iſt noch hier und da ein Fürſt geblieben, deſſen fortbeſtehende Herrſchergewalt nicht eben nothwendig zum Ganzen gehörte, und deren Grundgebiet ſich mitten in den Ländern derer befindet, welche bei jener Einrichtung gewonnen haben. So iſt Baiern zu einem Königreiche mit einer Bevölkerung von vier Millionen Einwohnern angewachſen, ſo ſind die Herzöge von Würtemberg zu Königen geworden, aber in weit geringerem Maaßſtabe, vermöge der früheren Freigebigkeit und Staatsklugheit Napoleons. Das Königreich Würtemberg umſchließt nun die zwei unabhängigen Fürſtenthümer von Hohenzollern, die man vielleicht blos aus Familienrückſichten nicht dem übrigen Lande einverleiben wollte, innerhalb ſeiner Grenzen ganz und gar. Einer der Prinzen dieſes fürſtlichen Hauſes iſt mit einer Nichte Murats, des ehemaligen Königs Joachim, vermählt.

Nach dem Eſſen beſuchten wir wieder den Schloßgarten, und ſahen dort zufällig die Rückkehr der könig-

lichen Geſellſchaft von dem erwähnten Mahle. Der König fuhr die Königin ſelbſt in einem mit kleinen Pferdchen beſpannten Phaëton, in der bei Monarchen üblichen Geſchwindigkeit, nämlich ſo ſchnell, daß die kleinen Thiere kaum Zeit hatten, mit ihren Beinen den Boden zu berühren. Er war ein großer ſtarker Mann mit einem tüchtigen Schnurbart, und glich in ſeinen Geſichtszügen ſehr den Prinzen des engliſchen Königshauſes. Die Begleitung bildeten zwei Reitknechte zu Pferde in Scharlach-Livree. Ein jüngeres Glied der Familie, von dunkelem, faſt italieniſchem Ausſehen, kam bald hinterdrein, ebenfalls ſelbſt fahrend, in einem offenen Wagen. Kurz darauf wurden wir auch durch den Anblick der Köche und Küchendiener erfreut, die in einem beſondern Wagen mit den Ueberbleibſeln und Geräthſchaften nachkamen. Nicht lange nachher ſahen wir auch die Königin und drei oder vier ihrer Töchter auf einem Altane des Schloſſes, und die Filet ſtrickende Dame war bei ihnen. Sie ſchienen ſämmtlich ſchöne Frauen zu ſein.

Im Gaſthauſe vernahm ich zu meinem Leidweſen, daß Sir Walter Scott nur zwei Tage früher durchgereiſt ſei. Man ſagte, er habe ſich ſehr übel befunden, und das ſo ſehr, daß er gar nicht aus dem Wagen habe ausſteigen können, und daß er ſich ſo viel als möglich darin verborgen gehalten habe.

Früh am andern Morgen verließen wir Stuttgart, und während unſere Reiſekutſche mühſam die Anhöhe,

welche die Stadt überragt, ſich hinaufwand, fiel mir die Gegend durch manches Störende auf. Die Hügelabhänge waren Weinberge, das Schloß, trefflich unterhalten, bot einen warmen, ſonnigen Anblick, dabei riefen die alten rohen Thürme der mittelalterlichen Burg die alten Zeiten Deutſchlands ins Gedächtniß zurück, und die ſchweizeriſchen Häuſer erinnerten an winterliche Landſchaften, Schneegeſtöber und fröſtelndes Februarwetter. Doch fragt es ſich, ob ein ſo beſchirmter Ort jemals viel von der Kälte erfahre. Die Stadt ſcheint faſt in dieſer Vertiefung nur deshalb erbaut zu ſein, um das Brennmaterial zu ſparen.

Wir begegneten nochmals dem Neckar; nachdem wir eine Reihe waldiger Berghöhen überſtiegen hatten, und in Tübingen hatten wir eine Stadt, eine Univerſität, mittelalterliche Trümmer, geſchloſſene Geſellſchaften, Pfeifen und andere Dinge, die Deutſchland bezeichnen, beiſammen. Hier frühſtückten wir und bekamen einen Beſuch von einem jungen Landsmanne, deſſen Eltern, deutſcher Abkunft, ihren Sohn, wie ich vermuthe, zu ſeiner Ausbildung hierhergeſandt hatten. Dieſer junge Mann wird nun wahrſcheinlich mit guten griechiſchen Kenntniſſen, völlig vertraut mit metaphyſiſchen Grillen, wie mit ſeiner Pfeife, überſpannt in ſeinen politiſchen, ſchwankend in religiöſen Anſichten, wieder zu uns zurückkehren, und vielleicht einige Ideen über das Poetiſche im Denken und Handeln mitbringen, wie ein Neu-Engländiſcher Tanz

meiſter dergleichen von der Poeſie der Bewegung aufſtellen würde, oder ein Pſalmenſangmeiſter von der Kunſt des Singens. Demungeachtet ſchadet dieſer Mißgriff weit weniger, als wenn man einen jungen Menſchen nach England ſendete, von wo er mit den Lehren eines Sir William Blackſtone zurückkehren würde, mit der Anleitung, wie die Einrichtungen ſeines Vaterlandes nmgeſtürzt oder verderbt werden können, und überfüllt mit Anekdoten von Lords unb Ladies aus der zweiten Hand. Wir ſind in dieſem Punkte der Jugendbildung in großer Verlegenheit, denn wir haben keine leichte Gelegenheit, unſerer Jugend, weder bei uns noch in der Fremde, eine den Anforderungen der Zeit wie den beſondern Verhältniſſen unſerer Staaten gleichangemeſſene Bildung zu verſchaffen. Bei uns zu Hauſe fehlt es an Wiſſenſchaft, Forſchungsgeiſt, Lernbegierde, Ausdauer und Muße; von Außen her bedrohen uns die Vorurtheile, die dort aus eingebildeten Vorſtellungen und künſtlichen Einrichtungen nothwendig hervorgehen, oder, was noch weit ſchlimmer iſt, von Außen her bedrohen uns die Einflüſſe fremder Meinungskämpfe, knechtiſchen Kaſtengeiſtes oder die Greuel des Umſturzes aller Verhältniſſe.

Ungefähr eine Station weiter, als Tübingen, erſchien eine ehrwürdige Ruine einer mittelalterlichen Veſte von Fernen auf dem Gipfel einer kegelförmigen Anhöhe. Das waren die anmuthigſten Burgruinen, die wir ſeit langer Zeit geſehen hatten, nnd von der Landſtraße aus

gewährte ſie uns über eine halbe Stunde lang einen reizenden Anblick. Es war die Burg Hohenzollern, um das Jahr 980 erbaut, die Wiege des königlichen Hauſes Brandenburg. Dieſes Geſchlecht ſoll, wie behauptet wird, von den alten Herzogen des Elſaſſes abſtammen, was, wenn es gegründet wäre, bei ihnen denſelben Urſprung wie dem Hauſe Oeſterreich und Baden nachweiſen würde; doch es iſt gebräuchlicher und wahrſcheinlich auch richtiger, anzunehmen, daß die Grafen von Hohenzollern die Stammväter ſeien. Irgendwo wird immer unſere Stammtafel Lücken finden, ehe ſie bis zu Adam hinaufreicht.

Ich ſann ſchon darüber nach, welche unvorgeſehene Ereigniſſe einem nachgebornen Sohne, einem jüngern Zweige einer Familie, aus der Lehenspflichtigkeit der alten gräflichen Beſitzer dieſer Veſte, auf den fünften europäiſchen Thron in Macht und Anſehen berufen habe, als wir in ein unregelmäßiges, faſt unwegſames Städtchen einfuhren, das etwa 3000 Einwohner zählt, und nicht einmal ſo gut gebaut war, als die Städtchen von gleicher Größe bei uns. Ein Schild über einer Thüre, wie ſich deſſen ein betriebſamer Handelsmann bedienen würde, mit der Aufſchrift: „Kriegsdepartement", veranlaßte mich, mich genauer umzuſehen, und ſiehe da, wir befanden uns in Hechingen, der Hauptſtadt von Hohenzollern-Hechingen, — ein unabhängiger Staat, der ſeinen eigenen Fürſten hat, in einer Beziehung das Haupt, in

der andern der Schweif ſeiner Familie; denn, außer dem Könige von Preußen, gibt es noch einen Fürſten von Hohenzollern-Sigmaringen, der in der Reihenfolge der jüngere, aber an Macht der überwiegende Zweig iſt, denn er zählt 40 bis 50,000 Unterthanen, während Hechingen deren nur 15,000 hat.

Wir fuhren im Orte ſelbſt eine Anhöhe hinauf, und kamen an einem unausgebauten Hauſe vorüber; es ſtand nur erſt der Vorderbau, in der Straße ſelbſt, und dabei befand ſich nicht einmal der nöthige Raum zu einer ſchönen Gartenanlage; das Gebäude war an ſich kaum ſo groß und ſo gut angelegt, als ein anſehnliches Landhaus bei uns. Dieſes Gebäude war, wie man uns ſagte, zur ſtädtiſchen Wohnung des Thronerben beſtimmt, der mit einer Tochter von Eugen Beauharnois, folglich einer Nichte des Königs von Baiern, vermählt iſt.

Dies war eine königliche Pracht in „kurzem Auszuge", wie ich noch keine geſehen hatte. Die ſächſiſchen Herzogthümer, ſo wie Baireuth und Anſpach, jetzt zu Baiern gehörig, hatten früher uns Stoff zu eigenen Betrachtungen gegeben; und doch waren jene noch Beſitzungen mächtiger Herrſcher zu nennen, im Vergleich mit dieſem kleinen Fürſtenthum. Ich fragte nach dem Aufenthalt des Fürſten, welcher nicht weit entlegen ſein konnte, ohne außerhalb ſeiner Staaten zu liegen. Er war außer der Stadt hinter einem eine (engliſche) Meile davon entfernten Walde, und war von dem Gaſthauſe aus, wo

wir eingekehrt waren, nicht ſichtbar. Dieſes war ein Hauptmißgriff. Wäre das alte Schloß, das blos eine halbe Meile Weges entfernt war, gut erhalten worden unter dem Titel eines gräflichen Schloſſes von Hohenzollern, und hätte man das Kriegs- und Staatsdepartement in einen ſeiner Thürme verlegt, ſo würde Niemand die Anmaßung belächelt haben, möchte er auch noch ſo ſehr dazu geneigt geweſen ſein; ſo aber — —

Wir hatten große Luſt, die Ruine zu beſuchen, welche die Trümmer der Habsburg noch weit hinter ſich läßt; aber ein Gewitterregen, der das Fürſtenthum bis in ſein Inneres erbeben machte, hinderte uns daran. Die Burghalle, die Kapelle und der Glockenthurm ſollen, wie man ſagt, wieder hergeſtellt ſein und ſich jetzt in gutem Zuſtande befinden. Wir konnten aber nur ſehnſüchtige Blicke hinaufgleiten laſſen, als wir unten an der Anhöhe vorbeifuhren; denn der Boden war zu ſehr durchnäßt, als daß wir Frauen dem Wagniß eines Bergſteigens hätten ausſetzen können. Wir hatten einen Hechinger Poſtilion in Hechinger Poſtilionstracht, und obſchon der Mann ſeine Würde fühlte und mit der nöthigen Vorſicht ſein Geſpann lenkte, ſo brachten wir doch gerade eine Stunde zu, um die Lande ſeines Herrn zu durchfahren.

Wieder ins Würtembergiſche zurückgekehrt, brachten wir die Nacht in dem Dorfe Bahlingen zu. Die Gegend, durch welche wir am nächſten Morgen kamen,

war einförmig, obſchon nicht flach; erſt gegen Mittag gewann das Land ein reizenderes Anſehen und breitete ſich vor unſeren Blicken in lieblichen Thälern und waldigen Anhöhen aus. Der Tag war ſchön und während wir durch eines dieſer Thäler hintrabten, deutete A — — nach einem kleinen Bächlein, das uns zur Rechten ſich zögernd hinwand, und lobte das ſchöne Bächlein. „Ich wette darauf, daß es einen Namen hat; man muß den Poſtilion fragen.“ — „Wie heißt dieſes Flüßchen?“ — „Die Donau, mein Herr.“ Die Donau! Es lag etwas überraſchend Unerwartetes in dieſem unverhofften Anblick dieſes mächtigen Stromes, deſſen dunkle Fluten wir vordem durch Städte und Königreiche wogen ſahen, als wir ihn hier als Bächlein wieder fanden, über das ich faſt im Stande war, hinüber zu ſpringen. Es war, als wenn wir dem, welchen wir früher als mächtigen Herrſcher gekannt, mit einemmale wieder als Privatmann irgendwo begegnet hätten. Ich war noch immer über das Gewäſſer in Gedanken vertieft, das vor uns vorübergleitend, ſeinen Weg bis ins ferne ſchwarze Meer verfolgt, als wir vor der Thüre des Wirhshauſes in Duttlingen anhielten.

Jetzt waren wir im Schwarzwalde, und noch dazu befanden ſich einige Bäume darin. Das Gehölz war meiſt Lärchenholz, daher mag der Name kommen. Unſer Wirth erfuhr von unſeren Dienſtboten, daß wir Amerikaner ſeien, und da brachte er bald das Geſpräch

auf die Auswanderungen. Er ſagte uns, gar viele Leute zögen von Würtemberg nach Amerika, und gab dabei zu verſtehen, wir könnten uns Glück dazu wünſchen, — es ſeien lauter gebildete Menſchen! Das war eine neue Art, die Sache anzuſehen, und ich will mir nicht die Verantwortlichkeit aufbürden, das Gegentheil zu behaupten.

Während des Frühſtückes fragte uns der Gaſtwirth, der zugleich Poſtmeiſter war, wo wir die Nacht zuzubringen wünſchten, und ich antwortete ihm: in Schaffhauſen am Rhein. Darauf bedeutete er mich, wir würden in dieſem Fall einen langen aber nicht ſteilen Bergpfad zu überſteigen haben, welcher die Gewäſſer der Donau von den Rheinzuflüſſen ſcheide, und daß zwei Extrapferde dieſen Weg ſehr erleichtern würden. Ein Ueberblick der Landſtraße bewog mich, ihm beizuſtimmen, und ſo verließen wir das Poſthaus in dem prächtigen Aufzuge eines Reiſewagens mit ſechs Pferden. Das war augenſcheinlich eine Wirkung des vorhergegangenen mächtigen Eindrucks, und nachdem wir beim Eintritte ins Würtembergiſche und bei unſerer Durchreiſe uns öfter über die Langſamkeit der Pferde beklagt hatten, ſo verließen wir es jetzt mit „Eclat“ und legten ſtündlich zehn (engliſche) Meilen zurück. Auf dem Gipfel der Berghöhe trafen wir die Badenſche Grenze wieder. Hier hatten wir eine ſchöne weitausgedehnte Ausſicht, die auch den Konſtanzer See umfaßte. Das Waſſer hatte ein dunkles und verworrenes Anſehen und die

ganze Scene erſchien in einer Beleuchtung, die mich ſtark an das myſtiſche Weſen des Deutſchen erinnerte. Wir mochten uns auf einem ziemlich erhobenen Hochlande befinden, obſchon keine Berggipfel deutlich hervortraten; im Gegentheil konnte der Blick frei umherſchweifen, bis er, wie auf der See, durch die Krümmung der Erdfläche den endlichen Geſichtskreis fand; die Bäche in unſerer Nähe floſſen in den Rhein und halb Europa durchſtrömend, entlaſteten ſie ſich in die Nordſee; während der Strom unten im Thale ſeine ſüdöſtliche Richtung verfolgte, bis an die Grenzen Aſiens hin. Es iſt etwas Erhebendes und Entzückendes in der Verknüpfung der Bilder, die die Betrachtung ſolcher Gegenſtände in unſerem Innern anregt.

Von dieſer Stelle aus führte unſer Weg bergab, entkleidet von dem Stolze unſeres Poſtzuges, denn auf der nächſten Station konnten wir mit großer Schwierigkeit nur drei Pferde bekommen. So iſt es im Leben, wo der eine Augenblick uns im Ueberfluß ſchwelgen, der nächſte uns mit Entbehrungen kämpfen ſieht. Wie im Leben, behalfen wir uns, ſo gut es angehen wollte, durchfuhren eine reizende unebene Gegend, allmählich bergabſteigend, bis wir plötzlich uns wieder unten an das Ufer des Rheinſtromes verſetzt ſahen, und abermals vor der Thüre eines Wirthshauſes anhielten in der Schweiz!

Zweiter Beſuch in der Schweiz.

Fünfzehnter Brief.

Das Schweizer Wirthshaus. — Der Rheinfall. — Der Kanton Zürich. — Die Stadt Zürich. — Sonderbares Zuſammentreffen. Furchtbares Berganſteigen. — Ausgezeichnet ſchöne Ausſicht. — Einſiedeln. — Das Kloſter. — „Par exemple.“ — Die Ufer des Zuger Sees. — Die Hohlgaſſe. — Waſſerfahrt nach Alpnach. — Der Luzerner See. — Liebliche Landſchaft. — Wirkung der Nebel auf Fernſichten. — Natürlicher Barometer. — Ausſicht von Brünning. — Ankunft im großen Kanton Bern. — Politiſche Anſichten eines Engländers. — Unſer franzöſiſcher Reiſegefährte. — Der Gießbach. — Muſik der Bergbewohner. — Lauterbrunn. — Der Grindelwald. — Das Steigen der Waſſer im Jahre 1830. — Anekdote. — Fahrt auf dem Thunner See.

Mein theurer — —,

Am Rheine ſuchten wir uns zu entſchädigen für das Langweilende und Einförmige Würtembergs! Zwar gebe ich zu, daß dieſes Land manche ſchöne Gegenden beſitzt, Vieles, das Bewunderung erregt und zu nützli-

chen Betrachtungen führen kann; aber für einen blos Durchreiſenden bietet das Land nichts Intereſſantes dar. Gleich einem Boote, das unerwartet in eine ſtarke entgegengeſetzte Strömung geräth, hatten wir das Steuerruder erfaßt und aus der Strömung heraus uns dem nächſten Ufer zugewandt. Da ſaßen wir nun feſt, und nun entſtand die Frage, wohin weiter uns wenden? Meine eigenen Blicke ſchweiften ſehnend nach Oſten und folgten dem Wege längs dem Konſtanzer See, nach Inſpruck, über Salzburg nach Wien; doch von unſerer Reiſegeſellſchaft waren bei unſerem früheren Beſuch in der Schweiz im Jahre **1828** mehrere noch ſo jung geweſen, daß es unſtatthaft ſchien, ihnen dieſe günſtige Gelegenheit zu verſagen, um bleibende Eindrücke in ihr Gemüth aufzunehmen von einer Gegend, welcher keine von der Welt an die Seite geſtellt werden kann. Deßhalb ward, ehe wir uns zur Ruhe begaben, feſt beſchloſſen, mit dem folgenden Morgen aufs Neue die Reiſe durch die Schweizer Kantons zu beginnen.

Ich horchte auf das trommelähnliche Dröhnen im Wirthshauſe wieder einmal mit großem Behagen; denn obgleich das Gebäude, nach den Krönlein und Wappenzierrathen von außen zu urtheilen, einſt einem Grafen zum Wohnhauſe gedient haben mochte, ſo fehlte es doch in ihm nicht an den Wiederhallen der Wandungen ächter ſchweizeriſcher Bauart, eben ſo wenig als an der Zierlichkeit, die ſolchen eigen iſt. Dieſes Dröhnen hinderte

uns indeß durchaus nicht an unſerem tiefen Schlummer; und nach einem zeitig eingenommenen Frühſtücke begaben wir uns von neuem auf den Weg ins gebirgige Land hinein.

Hier ging das Extrapoſtreiſen zu Ende; denn in dieſem Theile der Schweiz bekommt man keine Extrapferde, und ich ſah mich alſo genöthigt, mich der Redlichkeit eines mir unbekannten Fuhrmannes anzuvertrauen, einer Menſchenart, welche vorzugsweiſe allen den Gebrechen aller derer ausgeſetzt iſt, die mit Pferden, Wein, Lampenöl und Religionsſätzen Handel treiben. Wir überließen es dieſem wichtigen Manne, uns mit der Reiſekaleſche zu folgen, und gingen längs dem Ufer des Fluſſes zu Fuße auf einem ſchlechten und ſchmutzigen Wege, zwiſchen Schmiedeeſſen und Mühlen nach dem Rheinfalle. Welche Zugaben zu einem Waſſerfall! Wie lange wird es dauern, bis die Einbildungskraft unſeres Volkes, die immer in dem Streben fortſchreitet, alles Große in Natur und Kunſt mit der Elle der Gewerbſamkeit zu meſſen, auf ähnliche verſchönernde Umgebungen des Niagarafalls bedacht ſein wird? Glücklicherweiſe ſind ihre Kraftäußerungen ihren Wünſchen nicht gewachſen, und ſo wird eine Mühle an der Seite dieſes Weltwunders niemals etwas mehr vorſtellen, als eine bloße Mühle; dagegen iſt der Rheinfall jetzt nicht viel mehr, als eine Wehr, denn die Naturſchönheit iſt hier durch die Macht des Gewerbgeiſtes gänglich verun-

ſtaltet worden. Der Waſſerfall ſelbſt machte auf uns auch weit weniger Eindruck, als jemals ſonſt, und wir verließen dieſe Stelle mit der Ueberzeugung, daß wenn man vielmehr für einige angemeſſenere Verſchönerungen geſorgt hätte, dieſer Waſſerfall immer noch zu den ſchönſten unter den ſchönen Waſſerfällen, die wir geſehen haben, gezählt werden könnte; daß aber, nach dem zu ſchließen, was bereits geſchehen iſt, er in kurzer Zeit Alles, was er noch Schönes beſitzt, gänzlich einbüßen werde. Fürs erſte fanden wir keinen Grund, die von dem erſten Beſuch erhaltenen Eindrücke ganz aufzugeben, meinten aber, abgeſehen von der Größe des Waſſerſturzes, überträfen mehre Sturzbäche der Schweiz in vieler Hinſicht dieſen Waſſerfall.

Wir folgten dem Laufe des Stromes einige (engliſche) Meilen Weges weiter, und trafen den Fluß, tief in die Erde ſich bergend, bei einer ſeiner plötzlichen Krümmungen; und an einem ſteilen Abhange hinabſteigend, gingen wir auf das linke Ufer deſſelben hinüber und gelangten ſo in den Kanton Zürich. Dieſe plötzliche Begegnung des Rheines in ſo geringer Breite ſetzte uns in Verwunderung, und wir konnten uns kaum vorſtellen, daß dieſes der mächtige Rhein ſei, deſſen dunkle Wogen unter uns hinabbrauſten, als wir mittelſt einer bedeckten faſt zweihundert Fuß langen Brücke hinüber kamen. Wohl Hunderten von Flüſſen begegnet man, von gleicher Breite, wenn man durch Amerika reiſt,

aber ſelten erfreut dort das Auge ſolche großartige Strömung und zugleich ſolch tiefdunkles Blau der Gewäſſer.

Wohl zwei Stunden brachten wir auf dem Wege nach Zürich zu, ehe unſere Augen der Anblick ferner ſchneebedeckter Berggipfel erfreute. Sie ſahen gleich alten Bekannten nach uns herüber; die Ferne benahm ihnen das ernſte ſchauerliche Anſehen, und ſo erglänzten ihre erhabenen Umriſſe in ſanfteren Zügen. Wir waren im Gehen weit voraus, während die Pferde gefüttert wurden, als dieſer erfreuliche Anblick uns plötzlich überraſchte, und da ich ein wenig weiter voran ging, brach ich in ein unwillkührliches Freudejauchzen aus, als ich um einen Hügel mich wendend, längs dem fernen Horizonte geſchaart, zuerſt die Berge wieder erblickte. Meine Reiſegefährten eilten ſogleich herbei, und es war, als träfen wir mit theuren Freunden wieder zuſammen, als wir die herrlichen Bergzinnen wieder die ſichtbare Erde umgürten ſahen.

Die Gegend, durch die wir reiſten, war das niedrige Land, von dem ich ſo oft bereits geredet habe, auch fanden wir das Laud weder beſonders ſchön, noch vorzüglich angebaut, bis wir in die Nähe des Hauptortes kamen, wo die Gegend den Anblick der Verfeinerung in den Umgegenden großer Städte annahm; die Annäherung an Zürich von dieſer Seite iſt zwar weniger romantiſch, da hier der Anblick der Berge und des See's fehlt; aber ſie ſind dagegen auch weit ſchöner, als von

der Seite, von welcher wir im Jahre 1828 dieſe Stadt zuerſt erblickten.

Der Anblick von Zürich machte einen recht angenehmen Eindruck auf uns; weit mehr, als bei unſerem früheren Beſuch, und zwar deſto mehr, weil die Stadt ungewöhnlich menſchenleer ſchien. Der unruhige Zuſtand von Europa, vorzüglich von England, hat die gewöhnliche Klaſſe von Reiſenden zu Hauſe bleiben laſſen, obſchon, wie man behauptet, ſämmtliche Kantone von Karliſten wimmeln, welche man beſchuldigt, daß ſie hier zuſammenkommen, um ihre Plane zur Reife zu bringen. Herr von Chateaubriand wohnte mit uns in demſelben Hotel; aber ich habe nie das Glück gehabt, dieſen ausgezeichneten Schriftſteller zu ſehen, oder mit ihm gelegentlich bekannt zu werden, obſchon ich erſt ſpäter erfuhr, daß ich einmal zwei Stunden lang auf einer Bank gerade vor ihm geſeſſen während einer öffentlichen Verſammlung in der franzöſiſchen Akademie. Dießmal hatte ich kein beſſeres Glück; denn eine Stunde nach unſerer Ankunft reiſte er ab, ohne daß ich ihn zu Geſicht bekommen hätte. Manche Leute glauben ſich berechtigt, ſich einem berühmten Manne aufzudringen, und meinen, die ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit müſſe durchaus ihre Zudringlichkeit entſchuldigen; ich kann aber dieſem Wahn nicht beiſtimmen; ich glaube vielmehr, Nichts ſei läſtiger, als Berühmtheit, und Nichts ſei denjenigen, welche die

Unannehmlichkeiten der Berühmtheit erduldet haben, angenehmer, als ungeſtörte Einſamkeit.

Durch ein ſonderbares Zuſammentreffen befanden wir uns zum zweitenmale gerade an einem Sonntage in Zürich und noch dazu faſt an demſelben Tage des Jahres. Im Jahre 1828 fuhren wir längs dem Ufer des See's am 30. Auguſt nach Zürich, und nach einem Zwiſchenraum von vier Jahren fuhren wir aus Zürich längs dem See am 28. Auguſt. Dieſelben Gegenſtänden traten uns unter ähnlichen Umſtänden vor Augen; der See war mit Kähnen bedeckt, deren große Seegel träge hinflatterten; die feierlichen Glockenklänge tönten in ſchwermüthigem Wiederhall, und die Einwohner waren ausgeflogen, jetzt, wie damals, in ihren Feiertagsgewändern, oder drängten ſich im Innern der Kirchen. Die einzige Veränderung der Scene machte die Veränderung unſerer Reiſerichtung. Damals blickten wir den See hinab und hatten ſeine Dörferbeſetzten Ufer gerade vor uns, und die nach dem Rheine zu verſchmelzende Gegend bildete den Hintergrund des Gemäldes; während jetzt dieſe damals fernen Gegenſtände an unſern Blicken nahe vorübergleiteten, und unſere Fernſicht in den verworrenen und geheimnißvollen Gebirgen von Glarus einen Ruhepunkt ſuchten.

Im Pfau nahmen wir unſer goûter ein, und um nicht im Wagen über die Brücke zu kommen, gingen durch die gewühligen Straßen von Rapperſchwyl vor-

aus, und ließen den Kutſcher nach ſeiner Gemächlichkeit uns nachfahren. Wir brachten gerade eine halbe Stunde auf dieſer Brücke zu, die noch daſſelbe gebrechliche Anſehen wie früher hatte; doch konnte unſer P—— die Luſt nicht bezähmen, zu verſuchen, wie nahe bis an ihrem Rande er ſich wagen könne. Sobald wir in Schwytz angekommen waren, holte uns der Wagen wieder ein, und ſo fuhren wir weiter bis zum Fuße des Berges, den man erklimmen muß, um nach Einſiedeln zu kommen. Hier nahmen wir Vorſpannpferde, und als kräftige Vorſpann bewährten ſie ſich in der That; denn ich entſinne mich kaum, zwei ſolche edle Thiere zu ſolchem Zwecke je bekommen zu haben; dieſe Thiere ſchienen nach demſelben Maßſtabe gebildet, wie die Berge, die ſie zu beſteigen hatten. Uns beluſtigte hierbei das Benehmen unſeres Wagenlenkers, der ſich alle Mühe gab, ſeine eigenen Pferde ſo anzuſchirren, daß alle Anſtrengung dem neuangeworbenen Geſpann allein zu Theil werden ſolle. Er konnte dieſes aber nicht bewirken, ohne Argwohn zu erregen; aber er bemühte ſich, ſeine Abſicht dadurch zu erreichen, daß er ſeinen Thieren geſchickte Rippenſtöße beibrachte, um ſie zum Anziehen unwillig zu machen. Zum Zeichen ſeines Triumphs folgte jedem liſtigen Streich ein ſchelmiſcher Seitenblick des Einverſtändniſſes nach unſerm François, deſſen Anhänglichkeit, vermöge ſeiner Abſtammung von Fuhrleuten, an dieſe Leute ich zu meinem Schaden immer wieder aufs Neue

gewahr wurde. Dieſes Einverſtändniß mit der Kutſcher-gilde war ſo offenbar, daß wenn ich gewohnt geweſen wäre, öfter mit Lohnkutſchern zu reiſen, ich dieſen Bedienten gewiß keinen Monat lang behalten hätte.

Es war ein milder Abend, als wir dieſen furchtbaren Weg bergan begannen, der einer der ſteilſten Wege in der Schweiz war, und wir hatten uns längs den Ufern des See's ſo lange aufgehalten, daß wir die nöthige Zeit völlig verſäumt hatten. Zum Umkehren war es zu ſpät, und ſo mußten wir die Sache nehmen, wie ſie nun einmal nicht zu ändern war. Es iſt immer weit angenehmer, bergan, als bergab zu reiſen, wegen der ſteigenden Ueberraſchung der Ausſichten; und ſo wie von ſchönen Landſchaften immer eine nach der andern vor unſeren Blicken aufſtieg, wurde das früher gewohnte Jauchzen immer lauter, bis wir uns vollkommen in einem fieberhaften Zuſtande von Bergbegeiſterung befanden. Daß ich im Jahre 1828 beim Herabſteigen von dieſem Berge auf einem Fußpfade mich in öſtlicher Richtung hinwandte, brachte mich damals um eine der ſchönſten Folgen verſchiedener Anſichten, deren ich dießmal unter den günſtigſten Umſtänden mich zu erfreuen hatte. Die ganze zuſammenſtoßende halbmondförmige Ausdehnung des nördlichen See's, mit weißleuchtenden Kirchen, Dörfchen und Hütten beſprenkelt, lag vor uns ausgebreitet, und als die Abendſonne mit falbem mildem Lichte die überreiche und mannichfach gruppirte Landſchaft be-

leuchtete, riefen wir unwillkührlich aus: „Faſt wie die Küſten Neapels im Abenddämmerſchein!“ Wie die zunehmende Dunkelheit ſich über dieſes Gemälde ausbreitete, wie ſie einen Thurm nach dem andern, wie ſie Dörfchen, Hütten und Fluren nach und nach umhüllte, bis endlich nur noch der dunkelblaue Spiegel des See's das ſparſam durch die Wolken auffallende Licht widerſtrahlte, das war ein unbeſchreiblich ſchöner Anblick, war eine jener Zauberwirkungen, wie ſie nur die großartige Natur der Alpengegenden darbietet.

Es war dunkel, als wir das Wirthshaus auf dem Gipfel endlich erreichten; doch war es nicht möglich, die Nacht dort zuzubringen, denn es war dort für nichts geſorgt, als für Kirſchenwaſſer. Die Nacht brach immer düſterer und drohender herein, und über zwei Stunden lang krochen wir bergan und bergab auf den ſteilen Wegen weiter, und um die Reiſe noch ſchlimmer zu machen, fing es überdieß an zu regnen. Das war freilich eine geeignete Bußfahrt nach der Wohnung mönchiſcher Schwärmerei; doch kaum war ich mit meinen Bemerkungen dieſer Art im Zuge, ſo hielten wir auch ſchon vor der Thüre meines früheren Abſteigequartiers, des Ochſen in Einſiedeln, ſtille. Es war faſt zehn Uhr, wir beſtellten alſo nur eine Taſſe Thee und begaben uns gleich darauf zur Ruhe.

Am nächſten Morgen beſuchten wir die Kirche und das Kloſter. Erſtere zeigte nur ein mittelmäßiges Gemälde

von dem, was mich hier bei meinem frühern Beſuche ſo ſehr ergriffen hatte; denn jetzt war kein einziger Wallfahrer hier, während es früher von ihnen wimmelte. Blos Einige der Dorfbewohner fanden wir vor dem Altare knieend, die einzige maleriſche Gruppe, die wir hier ſahen. Wir begaben uns in den obern Theil des Gebäudes, und gingen durch jene ſchmalen Bogengänge, aus welchen ich damals die Benediktiner, als verſtohlne Beobachter, die unten knieenden Andächtigen von oben herab forſchend betrachten ſah. Ich erhielt Erlaubniß, das Innere des Kloſters, die Zellen, die Bücherſammlung, und Alles ſonſt zu ſehen, aber meine Begleiterinnen mußten, weil es nicht anders thunlich war, zurückbleiben. Es iſt nichts als ein geräumiges deutſches Kloſter, ſehr reinlich und erinnert dabei bisweilen an die ärmlichen Hütten der Berggegenden. Eine neulich erſchienene Schrift über dieſes Kloſter kam mir in den Sinn, und machte mich einigemal unwillkührlich lächeln, als der fromme Vater die Seltenheiten der Bücherſammlung pries, und über die Geſchichte und die Angelegenheiten ſeines Kloſters ſich ausführlich verbreitete; indeſſen vermuthe ich, daß jenes Buch, wenn auch jemals, doch wenigſtens bis jetzt noch nicht in dieſem entlegenen Winkel bekannt iſt.

Wir hatten hier einige Mühe, uns mit der franzöſiſchen Sprache durchzuhelfen, und unſer Deutſch (worin es wenigſtens einige von uns ziemlich weit gebracht haben) hatten wir in Sachſen gelernt, und dieſes war hier nicht

viel mehr werth, als ungebräuchliche Geldmünzen. Unſer Wirth war ein aufmerkſamer Gaſtwirth, und verſuchte es auf alle mögliche Weiſe, recht geſellig und entgegenkommend ſich auszudrücken, und das gelang ihm auch über die Maßen wohl, indem er ſich dazu blos zweier Worte öfter bediente, „par exemple.“ Um zu zeigen, wie weit er es darin brachte, erwähne ich blos, daß auf meine Erkundigung, ob ich hier ein Extrapferd bekommen könne, ſeine Antwort folgende war. „Par exemple, Monsieur; par exemple, oui; c'est-à-dire, par exemple.“ Wir bekamen auch wirklich ein Extrapferd, par exemple, und reiſten weiter.

Unſer Weg führte uns geradezu durch die Wieſen, welche durch den Sturz des Roßberges im Lowerzer See gebildet worden waren. Als wir uns auf ihnen befanden, erſchienen ſie mir weit ausgedehnter, als ſie mir damals aus der Ferne, vom Berge aus geſehen, vorgekommen waren. Sie bilden einen durchaus unebenen Boden und bringen blos einen rauhen, ſchilfähnlichen Graswuchs hervor, obſchon ſich nur wenige Felſentrümmer darauf befinden. Durch die Umgebungen der Ruinen von Goldau begaben wir uns in ſtarkem Trabe aus dem Schauplatze der Verwüſtung weiter in die herrlichen Umgebungen von Arth. Hier aßen wir und erlebten abermals einige mönchiſche Späßchen.

Nach Tiſche fuhren wir die Ufer des Zuger See's entlang; indem wir der Straße um den Fuß des Rigi-

kegels folgten, und unmittelbar unter der Stelle uns befanden, wo dem Reiſenden der erhebende Anblick ſo vieles Schönen zu Theil wird, wo von ich Ihnen früher ſchon ſo Manches erzählt habe. Dieſes war die anmuthigſte Fahrt, die wir bis dahin in der Schweiz erlebten. Ganz nahe zu unſerer Rechten hatten wir das Waſſer, und zu unſerer Linken befanden wir uns völlig abgeſperrt durch die ſteile Berghöhe, bis wir endlich an einer Bucht des Luzerner See's bei Küſtnacht herauskamen, nachdem wir auf vier Seiten von Bergen eingeſchloſſen, die hohle Gaſſe hindurch waren. Abermals überfiel uns die Nacht, während wir die ſchöne Landſtrecke, welche die Bucht von Küſtnacht vom untern Ende des See's abſchneidet, durchfuhren; weil aber die Straße vortrefflich gebahnt war, ſo trabten wir ohne alle Beſorgniß weiter, bis wir um neun Uhr in der Stadt Luzern vor unſerm Abſteigequartier anhielten.

Da am nächſtfolgenden Tage das Wetter außerordentlich ſchön war, ſo wurde François mit der Reiſekutſche und unſerem Gepäck auf dem Wege nach Bern weiter geſchickt; wir mietheten dagegen ein Boot nach Alpnach, und verſahen uns mit einem Führer. Um elf Uhr beſtiegen wir unſern Kahn, und ſchifften zwiſchen den lieblich grünenden Ufern, von Landhäuſern beſäumt, bis zu dem Arm des See's, der in ſüdweſtlicher Richtung ſich ausdehnt. Da faßte uns ein herrlicher Luftzug, und mit aufgeſpanntem Segel glitten wir flüchtig durch

die Wogen, und legten acht (engliſche) Meilen in der Stunde zurück. Einige mal überraſchte der Wind uns mit ſolcher Stärke, daran uns erinnernd, wie viel Vorſicht auf einem Gewäſſer nöthig iſt, das von ſo vielen ſteilen Felſenmaſſen umgeben iſt. Wir erreichten den einſamen Thurm von Stanzſtadt mit Windesſchnelle, und in weniger als zwei Stunden, nachdem wir ins Boot geſtiegen, befanden wir uns bereits vor Alpnach.

Hier nahmen wir zwei landesübliche Wägeli und fuhren weiter. Unſer Weg führte uns durch Sarnen, wo meine Reiſegeſellſchaft, die die Gegend von Unterwalden noch nicht geſehen hatten, ſtille hielten, um die Sehenswürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen. Ich will Sie nicht mit der Wiederholung von Dingen, die ich Ihnen bereits früher beſchrieben habe, aufhalten; ſondern unſerem Ruheplatze für die nächſte Nacht zueilen. Als wir den Fuß der Felſen erreichten, welche den natürlichen Damm bilden, der den Luzerner See einfaßt, ſtiegen P — — und ich aus, und gingen zu Fuße voraus. Da der Weg bergan nur kurz war, ſo kamen wir ſo weit voraus, daß wir das obere Ende des kleinen Waſſerſpiegels im Abſtande von einer Stunde Weges erreichten, ehe die übrigen uns einholten; und als wir wieder zuſammentrafen, tauſchten wir gegeneinander unſere freudigen Ausrufungen des Entzückens aus über die bezaubernden Schönheiten dieſer Stelle. Ich erinnere mich keines ungetrübteren Genuſſes reiner Freude, als die mir

dieſer Augenblick gewährte, wo alle um mich mit meinen Empfindungen übereinſtimmten.

Unſere Freuden, unſere Empfänglichkeit für das Schöne, unſere Urtheile ſogar hängen ſo ſehr von den Umſtänden ab, unter welchen ſie thätig werden, daß man nothgedrungen bisweilen an ihrer Untrüglichkeit zweifeln muß, wäre dies auch nur, um den Vorwurf der Unbeſtändigkeit von ſich abzulenken. Mir gefiel der Luzerner See zwar auch im Jahr 1828, aber dieſes Wohlgefallen von damals iſt ein zu ſchwacher Ausdruck für die innige Luſt, die ich bei dem Wiederſehen deſſelben empfand. Vielleicht wirkte das Wetter, der eigenthümliche Wechſel von Schatten und Licht grade bei ſolcher Beleuchtung vom Himmel herab; die bereits vorhandene Aufregung des Gemüths, oder noch andere begleitende Veranlaſſungen bewirkten vereint gerade dieſen Zuſtand erhöheter Empfänglichkeit; auch könnte es ſein, daß die Ausſichten wirklich durch die veränderte Reiſerichtung ſich reizender darſtellten; denn alle, die mit Landſchaftſcenerie bekannt ſind, ſtimmen darin überein, daß der Hudſon weit anziehender iſt, wenn man ſtromab-, als wenn man ſtromaufwärts fährt; mag dies ſein, wie es wolle, wäre ich damals gefragt worden, welches beſondere Fleckchen in Europa mich am meiſten entzückt habe durch vollkommene Naturſchönheit oder durch kunſtloſe Verſchönerung der Umgebungen, ſo hätte ich gewiß einzig und allein die Ufer des Luzerner See's genannt. Und ich war es nicht allein,

der dieſem Gefühle ſich hingegeben hätte; ſondern wir Alle, Groß und Klein, — kurz die ganze Reiſegeſellſchaft vereinigte ſich im übereinſtimmenden lobpreiſenden Urtheile, daß dieſe Landſchaft ganz ausgezeichnet ſchön ſei *). Eine

---

*) So richtig die Bemerkung des Verfaſſers iſt, daß das Zuſammentreffen vieler einzelner für ſich allein oft ganz unwirkſamer Umſtände oftmals der unbewußte Grund unſerer wechſelnden Urtheile, Anſichten, Empfindungen über dieſelben Gegenſtände zu ſein pflegt; ſo hat er doch, wie es ſcheint, einen wichtigen Umſtand weniger beachtet, der tief im menſchlichen Innern liegt, und der in dem wahrhaft warmen Gefühle des Verfaſſers dieſer Briefe, wie aus allen Aeußerungen deſſelben hervorgeht, ſo innig mit ſeiner Natur verwebt iſt, daß es ihm ſchwer fallen mochte, ſich deſſen als einer einzelnen Regung deutlich bewußt zu werden. Die Leſer erinnern ſich aus den frühern Briefen, daß damals in ſeinen „Ausflügen in die Schweiz“, unſer Reiſender allein, ohne ſeine Reiſegefährten, eben dieſe Gegend durchwandelte, daß damals ſein Gemüth von dem Großartigen, Erhabenen, Romantiſchen ergriffen, weniger von den ſanfteren, ruhigeren, ſchönen Landſchaften angeregt werden konnte, als gerade jetzt, wo er aus einer Gegend kommend, die wenig Intereſſantes, nach ſeiner Anſicht, darbot, zuerſt wieder ächter Schweizergegenden ſich erfreute. Darin liegt aber der Hauptumſtand, f r ü h e r ſtand er hier a l l e i n, j e t z t umgaben ihn die S e i n i g e n, ſeine m i t i h m empfindenden, gleichgeſtimmten, ſeelenvertrauten Begleiterinnen und Begleiter, die bei der frühern Schweizerreiſe öfter im Landhauſe bei Bern zurückgeblieben waren.

unbedeutende Veränderung, ein wenig mehr oder weniger Feuchtigkeit des Luftraumes, die Anweſenheit oder Abweſenheit einzelner Wolkengebilde, eine verſchiedene Tagesſtunde oder eine veränderte Gemüthsſtimmung hätte vielleicht unſern innigen Genuß getrübt; denn Freuden dieſer Art gleichen dem angenehmen Dufte vorzüglicher Weine, oder den bezaubernden Tonweiſen einer lieblichen Muſik, die durch eine Verſtimmung unſeres Nervenſy-

---

Mittheilung und Mitgefühl erhöht unſere Freude, ſänftigt unſern Schmerz; nur in der Mitfreude derer, die unſerem Herzen am nächſten ſind, beſteht der innigere Genuß des Lebens; die Mitfreude der Unſrigen, die uns völlig verſtehen und nachempfinden, wandelt ſelbſt die Wüſte in Eden, in die Verbannung zaubert ſie lebhafte Bilder verſchollener Jahre in eine heitere Gegenwart zurück, und in die Nacht der verworrenſten Schickſale weckt ſie den Traum ferner beſeligender Zukunft. Wir ſtreben nach Wahrheit, wir dulden für das Rechte, wir wirken Herrliches, nicht für uns ſelbſt, ſondern im dunkeln Vorgefühl der Mitfreude gleichgeſtimmter Seelen. Dieſer Trieb der Geſelligkeit, dieſe Erhöhung alles Genuſſes in der Mitfreude Anderer, dieſe Unmöglichkeit faſt, allein ſich zu freuen, liegt ſo tief in der menſchlichen Natur, daß daraus die Behauptung jenes Weiſen ſich rechtfertigen muß, daß, wer über die Sterne erhaben, dahin gelangt wäre, wo er die Größe, die Pracht und die Herrlichkeit des Weltalls in einem Ueberblick erfaſſen, begreifen und bewundern könnte, darum nicht ſeeliger ſich fühlen würde,

ſtems oder durch eine einzige mißtönende Saite gänzlich ihre Wirkung verfehlen.

Nach dieſen einleitenden Bemerkungen werden Sie ſelbſt fühlen, wie ſchwer es ſei, Ihnen den Grund unſeres Entzückens deutlich zu machen. Die Hauptzüge der Landſchaft, die uns ſo berauſchend entzückte, indeſſen, waren ein Landweg, der längs dem Ufer eines Waldes fortzog, etwa zehn Fuß vom Waſſer entfernt ſich windend, ſich verlierend und wieder hervorkommend, in den Biegungen des Ufers; eine Waſſerfläche durchſichtig, wie die Luft und blau gleich der Himmelswölbung, durchaus eben und rein und, faſt möchte ich ſagen, heilig in ihrem Anblick den reinen lautern Aetherraum widerſtrahlend; ein Gebirgabhang am jenſeitigen Ufer, hoch genug, um den Gegenſtänden, die ſeine Abdachung vor unſeren Blicken ausbreitete, in den verſchiedenen Verhältniſſen des Höhenabſtandes, eine ſichere Abſchätzung nach dem

---

ſo lange er allein und einſam ſich ſolchen herrlichen Schauſpiels erfreuen müßte; vielmehr werde ihn die Betrachtung ſo vieles Wunderbaren, Erhabenen und Schönen durchaus elend machen, wenn ihm die Mittheilung ſeiner Empfindungen verſagt bliebe; nur die Mitfreude von befreundeten Gemüthern werde ihn erſt mit ſeinem Glücke vertraut und empfänglich machen für eine Seeligkeit, die nur gemeinſchaftlich gefühlt werden könne. (Vergl. Cicero's Abhandlung über die Freundſchaft.) A. d. Ueb.

Augenmaße zu erſchweren, und doch nahe genug, daß man ſich verſucht fühlen mochte, jedes Einzelne in Pfeilſchußweite richtig zu treffen; über den breiten Abhängen, uns zugewendet, gleich geebneten Grasplätzen glatt geſchorene Alpmatten; zerſtreute Lärchenwaldungen, die, ihren düſteren Schimmer in den hellglänzenden Wieſenſchmelz hinabſenkend, und deren dunkelnde Schatten den Reiz der Landſchaft durch ſanfte Uebergänge hoben; bräunliche Sennhütten, die aus der verſchwimmenden Farbenpracht, gleichſam auf einen Wink des ſpähendeu Auges hervortraten, und hier und da eine Hütte auf ſchwindelnder Höhe raſtend, und dort eine Kapelle, oder auch zwei, über das Ganze fromme betrachtende Ruhe verbreitend! Dieſe Anſicht hatte durchaus nichts, das den bewundernden Blick feſſeln zu wollen ſchien, es war eine Folge einfacher Züge eines ländlichanſpruchloſen Gemäldes, aber es war ein Ideal vereinter ländlicher Einfachheit und Schönheit, und ſo ganz ohne alles Störende, das den guten Eindruck vermindern konnte. Es war ein Naturgemälde gleich den Gebilden, welche die jugendliche Einbildungskraft voll Vertrauens und erhebenden Selbſtgefühls im fünfzehnten Jahre ſich von der Liebe entwirft.

Die Nacht brachten wir in Lungern in der „Trommel zu*), und am folgenden Morgen regnete es heftig,

*) Es ſcheint nicht, daß das Wirthshaus die „Trommel“ geheißen; ſondern es ſollte wahrſcheinlich nur auf das

als wir erwachten. Doch die ſtrömenden Regengüſſe ließen bald in ihrer größten Stärke nach und gingen allmählig in einen zarten Dunſtregen über, und um dieſe Zeit erſchien das von immerfort beweglichen Nebeln umwölkte Thal wo möglich noch reizender als ſonſt. Alle Nebenzüge des anmuthigen Gemäldes erhöheten den Ausdruck des vollendeten Ganzen; ſo genau erſchien jeder Gegenſtand dem großartigen Maßſtabe angepaßt, ſo eben der Graswuchs, ſo rein das Wieſengrün; ſo ſchimmerten einzelne Stellen der Alpmatten, wo ſie durch zerriſſene Nebelwolken durchblickten, gleich ſorgfältig ausgeführten flandriſchen Gemälden hervor; und deſto überraſchender war der Anblick, weil die Anordnung der Gegenſtände, der Sennhütten, der Hirtenhäuschen, wie alles Uebrigen, gerade die war, welche der Künſtler wählen würde, um ſeinem Gemälde jeden möglichen Reiz der Vollendung zu geben. *) Gewiß, wir haben

öfter erwähnte trommelähnliche Dröhnen der Holzwandungen in den Schweizerhäuſern angeſpielt worden.
Anm. d. Ueb.

*) Es iſt nicht ſchwer auszumitteln, wie unſer Reiſender eine ſolche Behauptung niederſchreiben konnte. Unſtreitig iſt ein Gemälde deſto ſchöner, je mehr es in der Anordnung der Gegenſtände genau dem einfachen Gange der Natur zu folgen, dieſe getreu wieder zu geben, gerade ihre Schönheiten, keine erkünſtelten, dem Beſchauenden vorzuführen bemüht iſt. Der Verfaſſer

täglich, ja ſtündlich Gelegenheit zu bemerken, wie Alle, die mit dem Maleriſchen ſich beſchäftigen, ihre Hülfsmittel zur Belebung ihres dichteriſchen Schwunges, wie der kühneren Züge des Pinſels, aus der Fülle des Schönen in dieſen außerordentlichen Naturſcenen ſchöpften, von welcher Art die Wege ſein mochten, die ſie wählten, um unſer Gemüth mit Bewunderung und Entzücken zu erfüllen.

Der Aufwärter im Wirthshauſe deutete nach einem Nebelſtreifen, der ſich längs einem bezeichneten Berge ausbreitete, und ſagte, das ſei der untrügliche Barometer von Lungern. Wir könnten ſicher ſein, binnen einer Stunde ſchönes Wetter zu bekommen. Ein wirklicher Barometer beſtätigte die Vorherſagung des Nebelſtreifens; aber das Wetter änderte ſich langſamer, als die Vorher-

---

kehrt aber den Satz um; er nennt hier eine Natur ſchön, die den Genius des Künſtlers zu errathen ſcheint, das vorbildend, was er nachbilden würde, — was der Künſtler nachbilden würde, — darin liegt es eben; denn der wahre Künſtler bildet nur die wahrhaft ſchöne Natur nach, denn nur dieſe iſt ſeines Strebens würdiges Ziel; in dieſer Beziehung allein konnte alſo der Verfaſſer mit Wahrheit ſagen, eine ſolche Anordnung würde ein Künſtler treffen, um dadurch anzudeuten, wie ſchön ſie in der Wirklichkeit geweſen! Suche alſo kein Dialektiker der alten oder neuen Schulen weder Synecdoche noch Metaplaſiasmus, wo keine ſind.

Anm. d. Ueb.

ſagung verſprach; und wir wurden endlich der Schönheiten der Landſchaft vor uns müde, weil wir ungeduldig waren, weiter zu kommen; denn wider Willen läßt ſich Niemand den übermäßigen Genuß, nicht einmal des Schönen aufdringen.

Um zehn Uhr endlich konnten wir das Wirthshaus verlaſſen; ein Theil unſerer Reiſegeſellſchaft folgte dem Saumpfade unter der Obhut zweier Pferdeeigenthümer, während wir Uebrigen, die es vorzogen, ſich der eignen Beine zu bedienen, zu Fuße auf einem kürzeren Wege bergan einem Geleitsmanne folgten. Die Ausſicht von dem Brünig fand ich dießmal nicht ſo ſchön, als ich ſie im Jahre 1828 gefunden; vielleicht weil ich damals völlig überraſcht worden war, vielleicht auch, weil damals die Unbekanntſchaft mit den entfernteren Gegenſtänden den Zauber des Geheimnißvollen über den Hintergrund des Gemäldes verbreitete. Jetzt aber ſahen wir die Scene nach und nach deutlich vor uns, und jedes Einzelne konnten wir ſehen, und nach dazu ſahen wie Alles im Berganſteigen; denn wiewohl es angenehmer iſt, bergan, als bergab zu ſteigen, ſo wird die ſchönſte Wirkung einer Gegend dadurch hervorgebracht, daß man den völligen Ueberblick auf einmal und nicht nach und nach erhält.

Auf dem Gipfel holten wir unſere berittenen Gefährten ein, ließen die Pferde zurückgehen und legten den übrigen Theil des Weges zu Fuße zurück. Bald

begegneten wir dem Berner Bären und betraten folglich den großen Kanton. Den Anblick des Meyringener Thals und der Gießbäche begrüßten wir nun als alte Bekannte, und unſer Spaziergang auf einem Pfade, der ſich durch Gebüſche hindurch wand und uns die einzelnen Theile des herrlichen Rundgemäldes nach Muße betrachten ließ, machte uns Allen großes Vergnügen. Endlich ſchimmerte uns der Brienzer See entgegen, und mit eilenden Schritten drangen wir vorwärts und erreichten das Städtchen noch vor zwei Uhr.

Hier beſtellten wir ein Voreſſen, und als wir alle an demſelben Tiſche ſitzend, gerade mit Eſſen beſchäftigt waren, trat eine Geſellſchaft engliſcher Reiſender, die erſte, die uns bis dahin begegnete, in das Wirthshaus ein. Die Zahl der Gäſte beſtand jetzt außer der engliſchen Geſellſchaft und uns, noch aus einem einzelnen Franzoſen, der uns ſcharf anblickte, aber kein Wort ſagte. Bald leuchtete mir etwa ſo viel aus den ſtattfindenden Unterredungen ein, daß irgend eine politiſche Kriſis bevorſtehe; denn der Engländer führte das große Wort gegen die anwachſende Macht demokratiſcher Beſtrebungen innerhalb der Schweizerkantone. Alle ſeine Anſpielungen zu verſtehen, war ich weder im Stande, noch war ich darüber im Reinen, ob er ſelbſt von dem, was er vorbrachte, ganz klare Vorſtellungen habe; denn er verbreitete ſich über einen ſeiner, wie es ſchien, beliebteſten Kontroverspunkt, indem er das alte Waidſprüch-

lein: „ſtatt eines Zwingherrn werden ſie deren bald Viele haben!“ vertheidigte, ein Satz, der übrigens gar nicht geeignet iſt, die Ariſtokraten irgendwo zu überwältigen. Es iſt ſehr traurig, wie wenige Menſchen wirklich fähig ſind, über politiſche Gegenſtände richtig zu urtheilen und geſunde Anſichten ſich zu bilden, und daß ihre Urtheile und Anſichten keine anderen zu ſein pflegen, als ihnen ihre beſonderen Intereſſen und ihre Selbſtſucht ſolche einflößen. Wenn wir nicht den Grundſatz aufſtellen dürften, daß alle öffentlichen Einrichtungen den Hauptzweck haben, die menſchlichen Leidenſchaften im Zaume zu halten; ſo möchte man wohl in der Verzweiflung die Sache lieber ganz aufgeben. Denn ſo viel kann ich bezeugen, daß, bei meinem ſo vielfältigen Zuſammentreffen mit Menſchen der verſchiedenſten Länder, ich bis jetzt kaum etwa zwölf gefunden habe, die über dergleichen Dinge richtige Anſichten bewahrten, oder die im Stande waren, etwa vorfallende Veränderungen in den Staatsverhältniſſen in irgend einer theilnehmenden Hinſicht zu betrachten, ohne ſich durch ihre perſönlichen Geldangelegenheiten leiten zu laſſen.

Der Franzoſe hörte uns in ſeiner Sprache reden, was ich in der Abſicht that, um den John Bull einmal abzuſtreifen; deßhalb bat er mich um einen Platz in dem Kahn, den ich zur Fahrt nach Interlachen beſtellt hatte. Unter der Bedingung, daß er ſich den Abweg nach dem Gießbach gefallen laſſe, gingen wir den Vorſchlag ein

und begaben uns auf den Weg. Dieß war das vierte Mal, daß ich den Brienzer See befuhr, aber das erſte Mal, daß ich dieſen mit Recht berühmten Waſſerſturz beſuchte, dem wir jetzt zuſteuerten, ſo wie wir vom Ufer abſtießen.

Unſer Begleiter zeigte ſich als muntern Lebemann, und ſchien gerade recht aufgelegt zu ſein, auf dieſer Ueberfahrt ſeinen Witz geltend zu machen. Ich bin längſt durch die Erfahrung von dem Wahn zurückgekommen, „daß der Name eines Amerikaners ein Empfehlungsbrief durch ganz Europa ſei.“ Vielmehr habe ich mich daran gewöhnen müſſen, daß man mit der Vorſtellung von einem Amerikaner vorneweg den Begriff von Gemeinheit, Grobheit, Unwiſſenheit und Dummheit zu verbinden pflegt; auch glaube ich durchaus nicht, daß die Franzoſen, als Nation, irgend eine ſonderliche Meinung von uns hegen; aber überzeugt von dem feſtwurzelnden Widerwillen, den jeder Franzoſe gegen jeden Engländer bewahrt, und weil die neue gekünſtelte Verbrüderung, die aus dem auf Handelsintereſſen gegründeten Verwaltungsprinzip hervorgeht, dem unbetheiligten Beobachter den alten Groll nur noch auffallender offenbart, ſo nahm ich eine Gelegenheit wahr, um unſerem neuen Geſellſchafter zu verſtehen zu geben, daß wir von der anderen Seite des Atlantiſchen Meers herkämen. Dieſe Mittheilung bewirkte eine augenblickliche Veränderung in ſeinem Benehmen, und ſogleich begann er uns mit ſei-

nen Einfällen zu unterhalten. Doch aller ſeiner Artigkeiten ungeachtet wurde ich bald gewahr, daß dieſer Mann ein Geſchäftsträger der Karliſten ſei, und daß ſeine Geſchäfte in der Schweiz mit politiſchen Planen zuſammen hingen. Er verrieth ſich, als er eben recht im Zuge war, uns glauben zu machen, er ſei nichts weiter, als ein Bewunderer ſchöner Naturſcenen. Wie er ſich verrieth, läßt ſich nicht geradezu erzählen; aber es wurde ſo deutlich, und zwar von uns allen bemerkt, daß wir daran durchaus nicht mehr zweifeln konnten.

Der Gießbach iſt eine Reihe von Waſſerfällen, deren Zufluß aus einem Gletſcher entſpringt; die Unebenheiten der Abſtürze und die ſteilen Abhänge einer Bergwand, unterſtützt von Felſenvorſprüngen und Abgründen, verurſachen dieſen Waſſerſturz. Der Gießbach gewährt einen ſchönen Anblick und man kann ihn als den dritten oder vierten Waſſerfall der Schweiz aufzählen, in Anſehung der Verſchiedenheit der Umgebung, der Waſſermenge, und des Eindrucks, den das Ganze hervorbringt. Zwiſchen den Felſen hatte ſich eine Familie angebaut, um etwas Weniges durch das Verfertigen von lärchenholzernen Käſtchen und durch das Singen verſchiedener Weiſen des Kuhreigens zu verdienen. Doch ſolche Bergmuſik kann keinen ſonderlichen Eindruck machen, wenn ſie es ſo ernſtlich auf Gelderwerb anlegt, und man wird der Unterhaltungen dieſer Art gar bald überdrüſſig, die höchſtens Einmal ihren Zweck erreichen können, bei

denen, die noch Neulinge ſind. Ach! es iſt noch nicht lange her, da ſtand ich vor dem Portale der Kathedrale von Rouen, und meine ſtärkſte Empfindung in dieſem Augenblicke war die Verwunderung, wie meine Nerven ehemals ſchaurig erbebten, als ich zum erſtenmale dieſes Gebäude betrat. Ich behaupte durchaus nicht, daß die Kindheit in ihrer Unbefangenheit und Empfänglichkeit der größten Genüſſe ſich erfreue, denn jede kommende Stunde überzeugt mich, daß die Reife des Urtheils und die vermehrte Erfahrung unſere Freuden und Genüſſe merklich erhöhen; allein es giebt Empfindungen für manche Gegenſtände, die der Menſch wirklich nur Einmal erlebt; und wenn auch eine Oper von Roſſini oder Meyerbeer uns immer mehr anzieht, je öfter wir ſie hören, oder wirklich ſchöne Verſe immer beſſer gefallen, je vertrauter wir mit ihnen werden; ſo kann ich dagegen verſichern, daß die Geſänge der ſchweizeriſchen Nachtigallen weit angenehmer das erſtemal unterhalten, als das zweitemal.

Nachdem wir eine Stunde beim Gießbach verweilt hatten, ſo ruderten wir längs dem öſtlichen, oder vielmehr dem ſüdlichen Ufer des See's nach Interlachen zu. Der Anblick der blauen Aar erneuerte alte Erinnerungen, und wir landeten an den Ufern mit unendlicher Luſt. Einige höfliche Reden wurden jetzt zwiſchen dem muntern Franzoſen und mir gewechſelt, darauf ſchieden wir; er war ſogleich verſchwunden, und wir nahmen unſern Weg nach dem großen Fremdenhauſe, welches,

wie die meiſten öffentlichen Vergnügungsörter in der Schweiz, jetzt faſt ganz leer war. Doch war die Großfürſtin Anna von Uffnau, ihrem Aufentshaltsorte an der Aar, herabgekommen, um einen Abſtecher ins Oberland zu machen, und befand ſich daher unter der Zahl der anweſenden Fremden. Wir ſahen ſie flüchtig, als ſie eben von einer Spazierfahrt zurückkehrte, und es ſchien uns, als ob ſie ihrem herzoglichen Bruder weit mehr als ihrem königlichen Bruder ähnlich ſähe.

Am andern Morgen fuhren wir nach Lauterbrunnen hinauf, und ich muß geſtehen, daß wir ſo wenig dafür eingenommen waren, daß Alle, die dieſes Thal früher geſehen hatten, erklärten, es ſei weniger ſchön, als das Thal von Lungern. Und um Ihnen zu zeigen, welchen Eigenſinn oftmals der Menſch in ſeinen Neigungen zeigt, mir gefiel dieſesmal der Staubbach weit beſſer, als bei dem erſten Beſuche. Nach den Bergen hatten wir dießmal keine ſonderliche Sehnſucht, ſondern wir umfuhren die Höhen in unſern Wägelchen bis nach Grindelwald, wo wir unſer Mittagsmal einnahmen und die Nacht über blieben. Sei es nun, daß die veränderte Richtung unſeres Herweges, oder ein beſſerer Geſchmack die Urſache war; wir zogen dießmal die Gegend von Grindelwald der Umgebung von Lauterbrunnen als Thalgegend weit vor. Das gewöhnliche Anſtaunen war bei uns vorüber, und unſere Augen betrachteten die einzelnen Züge des Gemäldes mit vergleichendem Urtheil.

Wir gingen nach dem niedrigeren Gletſcher zu, deſſen Geſtalt während der vier Jahre kaum irgend eine ſichtbare Veränderung erlitten hatte, und von den Fenſtern des Wirthshauſes hatten wir eine ſchöne Ausſicht nach beiden. Es war gerade erſtes Mondsviertel, und ich ging hinaus, um deſſen Wirkung auf die hohen Gletſcherſpitzen zu beobachten, die durch ſeine milde glanzvolle Beleuchtung einen ungewöhnlich überirdiſchen Eindruck machten. Veränderte Umſtände erhöhen oder ſchwächen alſo auch die Erhabenheit dieſer hohen Gipfel! —

Ganz frühe am nächſten Morgen verließen wir den Grindelwald und begaben uns nach Neuhaus. Unſer Weg führte durch einen Schauplatz der Verwüſtung, die durch das Steigen der Gewäſſer im Jahre 1830 entſtanden war, und wir unterſuchten die Verödungen mit deſto wärmerer Theilnahme, weil einige unſerer Bekannten in der Strömung faſt ihr Leben eingebüßt hatten.

Dieſe Familie hatte für einige Zeit ſich in Interlachen niedergelaſſen; zwei von den Damen mit einem Kinde waren, von einem ſchwarzen Diener begleitet, auf einer Spazierfahrt nach der Lauterbrunner Schlucht hinan, eben unterwegs. Da wurden ſie von Sturm und Regen überfallen, und mit einemmale vom herabſtrömenden Bergwaſſer überraſcht, das ſo ſchnell anſchwoll, daß ihnen jeder Rückzug abgeſchnitten ward, und ihnen Nichts übrig blieb, als den ſteilen Abhang hinaufzuklettern, der dem Auge faſt ſenkrecht erſcheint. Doch auf

einem der Abſätze des Berges befand ſich ein Dörfchen, und dorthin wurde der Diener eilig abgeſchickt, um Hülfe zu holen. Die ehrlichen Landleute hielten ihn anfänglich für einen Teufel ſeiner Farbe wegen, und ließen ſich nur mit Mühe bewegen, ihm zu folgen. Die Frauen retteten ſich zufällig auf den Felſen; aber unſer Kutſcher, der damals auch den Kutſcher machte, verſicherte uns, das er damals nur mit äußerſter Mühe ſeine Pferde hätte retten können.

Dieſes unglückliche Ereigniß war noch keineswegs weder eine Waſſerhoſe noch eine Schneelawine; gibt aber eine deutliche Vorſtellung von den plötzlichen Gefahren, denen ein Reiſender mitten in dieſen erſtaunenswürdigen Umgebungen ausgeſetzt iſt. Eine beträchtliche Strecke der wunderſchönen Wieſen von Interlachen wurde durch dieſen Unfall verwüſtet, und dieſer kam ſo plötzlich, daß zwei zarte junge Frauen auf ihrer Morgenſpazierfahrt faſt umgekommen wären!

Wir fuhren geradesweges nach dem kleinen Hafen von Neuhaus und mietheten einen Kahn nach Thunn, und ſtießen vom Ufer ab, mitten in den See, während ein friſcher Wind uns gerade ins Geſicht wehte. Das maleriſche kleine Schloß Spietz erhob ſich auf ſeinem grünen Vorländchen und alle Gegenſtände, die wir auf unſern frühern Fahrten mit ſolchem innigen Behagen angeſtaunt hatten, lagen jetzt wieder vor uns, wie damals, mit neuen, eigenthümlichen Reizen, deren anziehende

Wirkung ungeſchwächt ſich erhalten hatte. Endlich, nach einer heftigen Anſtrengung der Ruderer, ſahen wir uns in die Strömung der Aar mit fortgeriſſen, welche uns bald dem Landungsplatze zutrieb.

In Thunn frühſtückten wir, und nachdem wir einen Retourwagen gemiethet hatten, ſetzten wir uns in Trab nach Bern, durch das Ihnen ſchon oft geſchilderte Thal. François war ſchon dort, uns erwartend, und wir bekamen recht wohnliche Zimmer im Gaſthofe zur Krone.

Unſer Geſchmack ändert ſich mit den Jahren, mag er ſich nun läutern, oder auch verſchlimmern. Wir fangen an, zu fühlen, daß das blos anſtaunende Bewundern, ſelbſt von Naturſchönheiten, eben nicht das Zeichen gebildeten Geſchmacks ſein könne; jetzt halte ich mehr dafür, die einzelnen Züge zu betrachten, welche den Eindruck des Ganzen hervorbringen nnd deren Vereintwirkung das Gemälde vollenden hilft, als blos bei dem ſtehen zu bleiben, was weiter Nichts, als Anſtaunen zu erwecken vermag. Wir haben bereits zu Vieles geſehen, um durch einigen Knalleffekt ſogleich außer uns zu gerathen; und dieſen Vorſprung verdanken wir einem längern Aufenthalt in Italien, in einem Lande, wo die Uebergänge des Erhabenen in das Anmuthige mit ſo zarten Pinſelſtrichen, mit ſolchem ſanften Farbenhauch angedeutet ſind, wodurch ein Schönheitsgefühl entwickelt wird, das uns belehrt, daß beide unzertrennlich

verbunden ſein müſſen, um etwas wirklich Schönes darzuſtellen.

Bei dieſem letzten kleinen Ausflug in das Oberland haben ſich zwar viele, vielleicht die meiſten früher empfundenen Eindrücke in unſerem Innern erneuert und befeſtigt; aber die Vergleichung der einzelnen Schönheiten dieſer herrlichen Landſchaften hat uns die Ueberzeugung gegeben, daß ſie durchaus nicht das überſchwengliche Lob verdienen, das wir ihnen beigelegt haben würden, wenn wir ſie nicht nochmals genauer und ruhiger betrachtet hätten. Das Wetter war ſchön, wir waren ſämmtlich heiter geſtimmt, und da die Gegenſtände auf ſo gleichförmige Weiſe auf uns einwirkten, ſo bin ich zu glauben geneigt, daß dieſe veränderte Stimmung eine natürliche Folge längerer Erfahrung und fortſchreitender Geſchmacksbildung iſt. Doch von den Thälern kann ich jetzt nur reden; denn die Hochalpen dagegen ſind ſo ſehr über die Launen veränderlichen Geſchmacks erhaben, als ihre prachtvollen Verhältniſſe und ihre unverrückbaren Grundzüge, über allem Wechſel erhaben, unveränderlich fortbeſtehen.

Sechszehnter Brief.

Entdeckte Verſchwörung. — Die öſterreichiſche Regierung und die franzöſiſchen Karliſten. — Spaziergang nach La Lorraine. — Unſer alter Freund, der „Türk.“ — Unterredung mit Herrn W — —. — Anſicht der Hochalpen. — Jerome Buonaparte in La Lorraine. — Die Bären von Bern. — Scene auf der Plateforme.

Mein lieber — —,

Bald nach unſerer Ankunft in Bern kam François mit geheimnißvoller Miene zu mir, um mich zu fragen, ob ich nichts Neues von Wichtigkeit erfahren habe. Ich hatte durchaus Nichts vernommen; da erzählte er mir denn, ſo eben ſeien mehre Perſonen verhaftet worden, und man habe eine Verſchwörung der alten ariſtokratiſchen Partei entdeckt, die eine Gegenrevolution bezweckt habe. Ich ſage, eine Gegenrevolution, denn Sie werden ebenfalls vernommen haben, daß ſeit dem Jahre 1830 in der Schweiz bedeutende politiſche Veränderungen eingetreten ſind, wobei Frankreich immer in den Kantonen den erſten Anſtoß gab. Das demokratiſche Prinzip hat ſich einigermaßen Bahn gemacht, und mehre herkömmliche Meinungen, Geſetze, Einrichtungen haben den Neuerun=

gen weichen müſſen. Das hat denn in dem Lande einer herrſchenden Bürgerſchaft nothwendig große Veränderungen herbeigeführt, und die Verſchwörung, womit dieſes Land bedroht worden ſein ſoll, wie man ſagt, ſoll von der alten bevorrechteten Partei zur Wiedererlangung der früheren Macht angeſtiftet worden ſein. Weil aber François, ungeachtet er mehre Kavallerieangriffe auf das Volk und zwei oder drei Revolutionen in Paris mit erlebt hatte, dennoch keineswegs ein ſo ſcharfſinniger Kopf in dergleichen Dingen iſt, daß ich ihm hätte trauen dürfen; ſo machte ich mich lieber deßhalb auf den Weg, um von einſichtsvolleren Leuten, wo möglich, etwas Näheres zu erfahren.

Das Reſultat meiner Erkundigungen war in Kurzem folgendes: Neufchatel, deſſen Fürſt der König von Preußen iſt, hat ſich vom Bunde getrennt, der neuerlich eingetretenen Veränderungen wegen, und die Anführer der ariſtokratiſchen Partei waren beſchuldigt worden, daß ſie einen Plan verfolgten, um mit Wiſſen und mit Beihülfe jenes Staates eine Gegenrevolution in Bern herbeizuführen, um den mächtigen Einfluß dieſes großen Kantons alsdann weiter zu benutzen. An dieſem Tage ſollte nun der Verſuch gewagt werden, und das Gerücht fügte hinzu, daß eine bedeutende Schaar bewaffneter Landleute aus dem Oberlande bereits geſtern über den Brünig anrücken ſollten, um in andern Landestheilen mitzuwirken. Das wäre freilich eine luſtige Geſellſchaft

geweſen, wenn es ſich ſo gefügt hätte, daß wir in ſo zahlreicher Begleitung unſern Weg hierher hätte zurücklegen müſſen! Nun beſchuldigt man ſogar, ob mit Recht oder mit Unrecht, kann ich nicht wiſſen, ſowohl die öſterreichiſchen Behörden, als die franzöſiſchen Karliſten, daß ſie bei jenem verborgenen Treiben betheiligt geweſen ſeien, wozu doch irgend ein Grund vorhanden ſein mußte. Der Argwohn, den ich wider meiner Reiſegefährten gefaßt hatte, kam mir dabei wieder ins Gedächtniß; vermuthlich war er dort der Bauernſchaar entgegen gegangen, um derſelben eine militäriſche Richtung anzudeuten; auch hatte er ganz das Anſehen und die Keckheit eines altfranzöſiſchen Soldaten. Der Plan ward aber damals ſchon verrathen; mehrere Perſonen wurden gefänglich eingezogen, und Andere hatten ſich durch die Flucht gerettet. In der Stadt war Alles ruhig; nur hatte man die Wachen verſtärkt, und die Volkspartei bewies ſich in wachſamer Regſamkeit.

Den nächſten Morgen gingen wir umher, um uns neuerdings im maleriſchen, klöſterlichen, anlagenreichen Bern umzuſehen. Nichts ſchien ſich verändert zu haben; doch waren wenig Fremde in der Stadt, und einigermaßen hatte die frühere Lebhaftigkeit ſich vermindert. Wir gingen über die Aar und ſpazierten nach La Lorraine. Als wir ſo die Fluren durchſtrichen, fielen mehre Hunde uns an; kaum aber hatte unſer P—— laut gerufen: „Türk!“ da ſchien das edle Thier ihn gleich zu erkennen, und wir

wurden nun nicht weiter aufgehalten, und gingen ungefährdet unſern Weg, mehr geleitet, als geſtört durch die ganze Meute. Dieß nahmen wir als eine gute Vorbedeutung; es that uns wohl, daß ſogar ein Hund nach vierjähriger Abweſenheit uns noch in gutem Andenken behalten hatte.

Wir fanden dieſelben Leute noch im Beſitze des Pachthofes, obſchon ſie im Begriffe waren, ihren Aufenthalt anderswo zu nehmen. Unſere Aufnahme im Hauſe war noch weit herzlicher, als die, welche wir bei Türk gefunden, und unſere dankbare Erwiederung entſprach derſelben. Unſere ehemalige Wohnung war leer, und wir beſuchten ſie mit einem frohen und dabei traurigem Gefühl, denn der arme W— —, der mit uns hier lebte in der Fülle jugendlicher Kraft und heiterer Laune, ruht jetzt auf dem Friedhofe von Pere la Chaiſe. Als wir wieder weggingen, gaben uns ſämmtliche Hunde, Türk an ihrer Spitze, bis zur Fähre das Geleite, und ſtanden noch eine Weile, ſehnſüchtig vom Ufer hinüberſchauend, als wir in Bern ans Land ſtiegen.

Bald darauf begegnete ich Herrn W— —, den ich nicht zu Hauſe getroffen, auf der Straße, begrüßte ihn und bat ihn, mit uns in der Krone zu ſpeiſen. Der jetzige Zuſtand der öffentlichen Angelegenheiten wurde natürlich während der Mahlzeit nicht unberührt gelaſſen; das würdige Glied der Berner Bürgerſchaft beklagte die eingetretenen Veränderungen, wie ſolches ſeinen Anſich-

ten gemäß nicht anders möglich war, und ich war dagegen über dieſe Veränderung erfreut, wie dieſes nach meinen Anſichten ebenfalls nicht anders ſein konnte. — Er fragte mich, ob ich wirklich glaube, daß Menſchen, welche in Verwaltungsgeſchäften durchaus keine Erfahrung hätten, geeignet wären, die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten, — eine alte herausfordernde Redensart, die bei den Anhängern politiſcher Bevorrechtungen ſehr beliebt iſt. Ich verſuchte ihm zu beweiſen, daß die Verwaltungskunſt keine große Kunſt ſei; daß hingegen von Leuten, die zu viel verſtänden im Verwaltungsfache, weit weniger zu fürchten ſei, als von denen, die noch zu wenig wüßten, weil nach dem Sprichworte die alten Soldaten weit ſorgfältiger, als die jungen, auf ihre perſönliche Sicherheit bedacht wären. Ferner ſagte ich ihm, er brauche nicht ſeine Erwartungen zu überſpannen; denn diejenigen, welche mit dem Gange der Angelegenheiten in freien Staaten bekannt wären, wüßten gar wohl, daß man nicht hoffen dürfe, redliche und uneigennützige Männer lange in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zu behalten, ſo wie nämlich die menſchlichen Neigungen einmal nicht anders ſein können; denn es gehe eben aus der Ausübung anvertrauter Macht ein verderblicher Einfluß hervor, der dieſe Hoffnung nicht aufkommen laſſe. Aus dieſem Grunde, fuhr ich fort, ſei Alles, was ſtrengrechtliche Männer erfahrungsgemäß von der Wirkung volksthümlicher Einrichtungen ſich verſprächen,

nicht vielmehr, als um eine größere Beſchränkung der eigen=nützigen und ſelbſtſüchtigen Handelsweiſe derer, die mit der Ausübung der öffentlichen Gewalten bekleidet wer=den, eben durch dieſe Einrichtungen zu begründen, ſofern dieſes auf anderen Wegen nicht erreicht werden könne. Ich fügte hinzu, daß ein Mann, der in einer Republik um die Volksgunſt ſich bewirbt, ſich gleicherweiſe um die Gunſt des Fürſten in einem monarchiſchen Staate auch bewerben würde, denn die Bewegungsgründe eines Dema=gogen und eines Hofmannes ſeien ganz dieſelben; daher ſei es in beiden Fällen, auſſerordentliche Begebenheiten aus=genommen, ganz fruchtlos, dahin zu arbeiten, um der=gleichen Menſchen von öffentlichen Aemtern auszuſchließen und ihren Einfluß auf die Menge unwirkſam zu machen, weil die Selbſtſucht derſelben weit thätiger ſei, als die Beſtrebungen ihrer uneigennützigen Mitbürger. Eben ſo hätten wir ſelbſt, ſagte ich, ſo lange der erſte Antrieb der Revolution und der Einfluß großer Begebenheiten ſich erhalten hätten, nur große Männer bei uns ſteigen ſehen; jetzt aber, da alle Dinge den frühern Gang in ruhigem Gleiſe des gewöhnlichen menſchlichen Treibens wieder fortgehen, ſähen wir uns genöthigt, einzig mit tüchtigen Geſchäftsmännern des gewöhnlichen Schlages vorlieb zu nehmen. Daher, ſetzte ich hinzu, habe einer der weiſeſten Männer (Bacon), die jemals gelebt, einſt geſagt: „wenige Menſchen gelangten in irgend einem Staate zu Macht und Anſehen, ohne eine Verbindung

hochherziger mit niederträchtigen Eigenſchaften, und dieſes ſei vermuthlich eben ſo wahr in Bern, wie in Waſhington, in Paris, wie an irgend einem andern Orte. Dazu, meinte ich, habe die frühere Verfaſſung ſeines Landes nur zu viel Beigeſchmack von jener Theorie gehabt, welche die Milch zweier Kühe einem einzigen Kalbe zuwenden will, und er möchte wohl bedenken, daß man durch ein ſolches Verfahren ebenſowohl ſchlechtes als gutes Kalbfleiſch bekommen könne; daher ſei es weit vortheilhafter, nach dem gewöhnlichen Verfahren dieſelbe Menge blos guten Kalbfleiſches zu erzielen; und, ſchloß ich, er werde in Kurzem bald zu ſeiner Verwunderung inne werden, wie bald die neuen Machthaber ſich die nützlichen Eigenſchaften und Gewöhnungen ihrer Vorgänger aneignen würden, und rieth ihm noch zuletzt, ſeinerſeits dafür zu wachen, daß ſie nicht auch die ſchädlichen Eigenſchaften und Gewöhnungen derſelben annähmen.

Ich hatte mir noch nie geſchmeichelt, daß ich den alten Hauptmann durch meine Meinungen von den ſeinigen abbringen würde, denn er hörte mir zwar höflich zu, aber mit einer Miene, die mir nicht mehr Beifall ſchenkte, als ich bei einem Angriff auf ſeine Lieblingsmeinungen von dieſem Herrn erwarten konnte, der mit den Vorrechten eines Berner Bürgerſchaft-Mitgliedes geboren, im Bewußtſein der unbeſtreitbaren Rechtmäßigkeit ſeiner Anſprüche, ſein fünfzigſtes Jahr erreicht hatte.

Den nächſten Tag war Sonntag, und wir hielten

uns noch immer in unſerm bequemen Gaſthofe zur Krone auf. Vor dem Frühſtück ging ich nach der Plateforme, und erfreute mich wieder einmal der wunderſchönen Ausſicht nach den Hochalpen, die, ungeachtet Bern eine ſehr ſchöne Lage an ſich ſelbſt und dazu ſchöne Umgebungen hat, doch das am meiſten Anziehende dieſer Stadt immer bleiben werden. Die herrlichen Gipfel waren im Wolkenſchmuck zu ſchauen, nicht verhüllt von ihnen; und es war ſchwer zu unterſcheiden, ob die ſchneeweißen Dunſtmaſſen oder die eiſigen Gipfel ſelbſt den ſchönen Glanz über die dunkeln Abhänge verbreiteten. Doch waren ihre Umriſſe völlig deutlich, und bildeten entſchiedene Gegenſätze von Dunkel und Helle, gleich den matten und glänzenden Stellen gelungener Werke des Grabſtichels.

Wir beſuchten auch die Kirchen und hörten einiges vortreffliches Deutſch, und machten dann unſern letzten Beſuch in La Lorraine. Dieſes Landhaus hatte König Jerome auf kurze Zeit gemiethet bald nach ſeinem Exil von 1814, und ſein Bruder Joſeph bewohnte eine benachbarte Wohnung. Die W — — s erzählten mir, Jerome mit ſeiner liebenswürdigen Gemahlin, ſei in einem königlichen Aufzuge mit Reutern, Kammerherrn, Pagen und anderer Herrſchern geziemender Begleitung angelangt, und merkwürdig, ja ſchmerzlich wäre es geweſen, mit anzuſehen, wie eilig alle dieſe Getreuen das Weite ſuchten, ſobald das Loos des königlichen Hauſes einigermaßen

entſchieden ſchien. Wenige blieben, nachdem zehn Tage verfloſſen waren, die Pferde ausgenommen!

Von dieſem Beſuche zurückgekehrt, gingen wir alle miteinander, um den Bären, unſern alten Freunden, ebenfalls unſere Ehrfurcht zu beweiſen. Ich glaube wenigſtens, daß Sie längſt wiſſen, daß die Stadt Bern in geräumigen Verſchlägen vier lebendige Bären unterhält, und daß man gewohnt iſt, dieſen Thieren beim Beſuchen derſelben einigen Imbiß zu reichen an Nüſſen, Kuchen, Aepfeln u. ſ. w., nachdem der Beſuchende mehr oder weniger freigebig oder ſonſt gelaunt iſt. Dieſer Gebrauch iſt uralt, und hängt genau mit einer Sage zuſammen, von welcher der Namen dieſes Kantons herrührt. Auch das Wappen des Berner Staats iſt ein Bär. Eines dieſer Thiere iſt ein Muſter feinen Anſtandes, er ſchreitet auf ſeinen Hintertatzen einher gleich einem Alderman in einem Ballſaale. Sie können ſich leicht vorſtellen, daß P — — ſehr froh war, dieſe alten guten Freunde wieder zu ſehen. Die Berner beſitzen ein Abbild dieſes anmuthigen Bären in aufrechter Stellung in Kupferſtich, und der Ofen in unſerm Salon in der Krone, der mit Malereien geziert iſt, ſtellt unter andern Göttern und Göttinnen auch Braun's edle Geſtalt in einer ſeiner Zierrathen dar.

Nach dem Eſſen erſchien François in der Begleitung ſeines Freundes, — le petit Savoyard, der von Frankfurt kam, und nochmals uns ſeine Dienſte anbieten

wollte, um uns nach Lappland oder ſonſt, wohin es uns beliebe, zu fahren. Es wäre ſehr unhöflich geweſen, einen ſo beſtändigen Bewerber durchaus abzuweiſen, und ſo ließen wir ihn denn ſich auf morgen bereit halten, uns nach dem Genfer-See zu fahren.

Am Abend gingen wir nach der Plateforme, um die Sonne untergehen zu ſehen, aber die Berge waren von Wolken verhüllt. Der Platz war gedrängt voll, und man bot Erfriſchungen in Hütten feil, die zu dieſem Zweck errichtet ſchienen. Wir Amerikaner, etwa die Schotten ausgenommen, ſind die einzigen den Sabbath heilig haltenden Proteſtanten. In England wird es weit weniger ſtreng mit der Sonntagsfeier genommen, als bei uns, und auf dem Feſtlande pflegen die Proteſtanten, wenn gleich weniger luſtig, als die Katholiken, den Sonntag als einen Tag der Aufheiterung und Zerſtreuung anzuſehen, ſobald der kirchliche Gottesdienſt beendigt iſt. Ich habe ſelbſt Manche hier behaupten gehört, wie mißverſtänden die Bedeutung des Wortes „Feier", deſſen wahren Sinn das Wort „Feiertag" andeute. *) Doch

*) Die Worte des Originals: holy und holyday heißen wörtlich „heilig" und „heiliger Tag", welches mit den Ausdrücken: „Feier" und „Feiertag" durchaus nicht gleichbedeutend iſt. Inſofern findet in den kirchlichen Anſichten der Engländer allerdings eine Mißdeutung ſtatt. Denn die wörtliche Ueberſetzung des aus dem Hebräiſchen Urtext in die neuteſtamentlichen

Niemanden hörte ich darin ſo weit gehen, als Hannah Moore ſolches von Horace Walpole erwähnt, welcher behauptete, die zehn Gebote ſeien nicht für Standesperſonen verfaßt worden. Keiner, deſſen Einſichten ſich aus den Nebeln kleinlicher Vorurtheile einigermaßen hervorgehoben, wird läugnen, daß wir in Amerika eine Menge widerwärtiger moraliſcher Gebrechen haben, die im Gewande frommer Andachtübungen und ſelbſt religiöſer Meinungen Eingang finden, die aber nichts Anderes, als die Folgen ſchwärmeriſchen Sektengeiſtes ſind, und die in der That die Nächſtenliebe untergrabend die weſentlichen Züge des Chriſtenthums durchaus entſtellen; aber davon abgeſehen, glaube ich dennoch, daß wir uns den Hauptwahrheiten der Religion eben ſo ſehr annähern, als irgend andere Völker des Erdkreiſes. Herr — —, der engliſche Chargé d'Affaires, deſſen vorübergehende Bekanntſchaft ich in Paris gemacht hatte, und Herr — —, der ſonſt bei der engliſchen Geſandtſchaft in Waſhington angeſtellt war, befanden ſich auch auf der Plateforme. Der letztere erzählte mir, Carroll von Carrolton ſei geſtorben, er ſei ſeit einem Jahre todt, und er habe bei dieſer

Schriften übergegangenen Wortes „Sabbath" iſt: **Ruhetag**, und dieſes bedeutet auch das Wort **Feiertag** in unſerer Sprache, und nimmt höchſtens noch den Begriff der betrachtenden, beſchaulichen und erbauenden Ruhe in ſich auf, die alſo durch rauſchende, lärmende und überräubende Luſt nicht geſtört werden ſoll!

Gelegenheit Beileidsbriefe geſchrieben. Ich verſicherte ihn dagegen, der alte Herr ſei noch am vergangenen 4ten Juli am Leben geweſen, denn ich hätte einen Brief deſſelben in den öffentlichen Blättern geleſen. Das war für einen ordnungsliebenden Diplomaten ein arger Querſtrich, denn jetzt hatte er natürlich nichts Angelegentlicheres zn thun, als eilig heimzureiſen und Glückwünſchungsſchreiben auszufertigen!

Die letzten Veränderungen in England haben im britiſchen diplomatiſchen Corps ebenfalls außergewöhnliche Bewegungen bewirkt, die man, außer bei höchſtwichtigen Miſſionen, dort den Miniſtern ohne Weiteres überläßt. In Amerika gereicht es uns zum Vorwurf, Männer aus ihrem Amte wegen abweichender politiſcher Meinungen zu entfernen, und man pflegt in ſolchen Fällen das Beiſpiel Englands anzuführen, als ob man dort duldſamer zu Werke gehe. Darin liegt aber eine beſondere Ungerechtigkeit; denn im eigentlichen Sinne iſt dieſe Vorſtellung, wie neun Zehntheil unſerer ſämmtlicher Vorſtellungen von England, durchaus unwahr. Die Veränderungen des brittiſchen Miniſteriums, welche blos als die Folgen von Beſtrebungen zu betrachten ſind, um die Gewalt von einer ariſtokratiſchen Genoſſenſchaft zu einer andern übergehen zu laſſen, haben bis jetzt noch keine ſo wichtigen Intereſſen berührt, daß es irgend einer der ſich der Zügel bemächtigenden Faktionen durchaus nothwendig geſchienen hätte, die nicht gleichgeſinnten ſämmt=

lich auszuſchließen; dagegen haben wir ſeit den letztern ernſthafteren Kämpfen einander widerſtreitender Intereſſen manche Veränderungen in England erlebt, die ſelbſt in Amerika nicht vorgekommen ſind. Jetzt wird jeder Tory namentlich von Geſandtſchaftsposten ausgeſchloſſen, mit Ausnahme weniger durchaus einflußberaubter Unterbeamten. Dieſelbe Ausſonderung Andersgeſinnter geht auch in andern Verwaltungszweigen ihren Gang, obſchon die Abſichten der engliſchen Verwaltung nicht geradezu nur einen Wechſel der Beamten bezwecken, als vielmehr einen Meinungswechſel unter den Beamten herbeiführen wollen. Wie lange möchte wohl, zum Beiſpiel, ein Hafenwächter in England ſeine Stelle behalten, wenn er gegen den miniſteriellen Kandidaten ſtimmen wollte? Ich fürchte, dieſe Dinge beruhen auf einem gemeinſchaftlichen Grundſatze, das iſt, auf dem eigenen Vortheil, und zwar überall, und der Nebenumſtand, von welcher Art die Regierungsform iſt, macht in dieſer Hauptſache wenig Unterſchied.

Doch von allen Beſchuldigungen, die man wider uns vorgebracht hat, iſt die vergleichungsweiſe Unbeſtändigkeit der Volksgunſt, die man von dem Schwanken des Volkswillens als unmittelbare Folge herleiten will, die keckſte aller Beſchuldigungen; denn ſie wird durch das Beiſpiel jedes monarchiſchen Landes in der Chriſtenheit widerlegt. Seit der Entwickelung der jetzt beſtehenden amerikaniſchen Verfaſſung haben blos zwei Veränderungen in der öffentlichen Verwaltung bei uns ſtattgefunden, bei denen

eine Veränderung der politiſchen Anſicht, oder eine Aenderung des Volkswillens ſich ausgeſprochen hätte; — die nämlich, welche Herrn Jefferſon auf den Sitz des Herrn Adams den älteren berief, und die, welche Herrn Jackſon an die Stelle des Herrn Adams des Jüngern ſetzte; dagegen habe ich, während der kurzen Zeit meines Aufenthaltes in Europa, ſechs oder ſieben völlige Umkehrungen des engliſchen Miniſteriums erlebt, mehr als deren zwanzig in Frankreich, außer einer Revolution. Die Völkerfreiheit iſt bis jetzt in der Lage eines Löwen geweſen, von dem der Menſch ſich ein Abbild verfertigt, welches indeſſen, wie man vernünftigerweiſe vorausſetzen darf, weit empfehlendere Züge bekommen würde, wenn der Löwe ſelbſt die Palette führte.

Siebenzehnter Brief.

Unſer Kutſcher und ſein Geſpann. — Eine Schweizer Diligence. — Murten. — Unbeſtändigkeit des menſchlichen Sinnes. — Unſere Fahrt nach Vevey. — Der Genfer See. — Schwierigkeiten beim Miethen eines Hauſes. — „Mon repos" auf einen Monat gemiethet. — Vevey. — Der große Marktplatz. — Das Stadthaus. — Umgebungen von Vevey. — Sommerkirche und Winterkirche. — Die Geiſtlichkeit des Kantons. — Die Bevölkerung des Waadtlandes. — Erforderniſſe bei den Wahlen im Waadtlande.

Lieber — —,

Der kleine Savoyarde war pünktlich, und nach dem Frühſtücke wollten wir auf und davon, auf dem ebenen und lebhaft befahrenen Wege, nach Murten zu. Dieſer Mann und ſein Geſpann waren der Inbegriff der ganzen Lohnkutſcherkaſte und ihres Gewerbes. Er ſelbſt war ein kräftiger, ſonnenverbrannter, unterſetzter kleiner Burſche, gerade recht dazu gemacht, ein Wagenpferd zu beſteigen; ſeine Pferde waren grobſehnig und ſo mager, daß man ihren Beruf nicht verkennen konnte. Alle Gebeine ihres Gerippes ſeufzeten noch vom ſchweren Druck der Miladies und der Laſt des ſchweren engliſchen Wagens, und mich deuchte faſt, ſie ſeien froh, eine ganze

nordamerikaniſche Familie, ſtatt Einer dicken Engländerin und ihrer Aufwärterin weiter zu bringen. Der Morgen war ſchön, und unſer letzter Blick nach dem Oberlande war ſo ſonnig und ergötzlich. Dort ſtanden ſie längs dem Horizonte gereihet, gleich Gebirgswarten (keine Leuchtthürme) der Himmelsräume, ernſt, ſchroff, ſtrahlend und rieſengroß.

Ein anderes Reiſefuhrwerk der ſchlechtern Art, oder wo Wagen und Pferde dem Fuhrmanne eigenthümlich gehören, und die Reiſenden einzelne Plätze bedingen, fuhr vor uns her, einen langen Hügelweg bergan, und bot uns eine vorzügliche Gelegenheit dar, die darinſitzende Geſellſchaft genau zu betrachten. Da es eine von den Gruppen war, wie man ſie häufig auf der Landſtraße antrifft, ſo will ich ihnen eine kurze Schilderung davon entwerfen.

Der Fuhrmann war nur ein etwas größeres Exemplar vom kleinen Savoyarden, und ſeine Pferde, es waren ihrer drei, glichen wandelnden Strohbündeln. Der Wagen war geräumig und, ich möchte ſagen, ſogar angemeſſen, aber keineswegs ſchön. Oben auf war eine Wandung, und innerhalb derſelben waren alle Reiſegepäcke unter einem darüber ausgeſpannten Tuche aufgeſchichtet, wodurch letzteres obenher ein eckiges Anſehen gleich einem Bergrücken bekam. Die luſtigen Leutchen im Wagen hatten es vorgezogen, für ſich Raum zu gewinnen, anſtatt ſich durch allerlei Packen und Bündel in ihrer

freien Regſamkeit ſtören zu laſſen. Hierbei muß ich bemerken, daß das freie und unabhängige Amerika das einzige Land iſt, in dem ich jemals gereiſt bin, wo die Annehmlichkeit und die Angemeſſenheit bei einem Fuhrwerke das erſte iſt, worauf geſehen wird, dann erſt auf das Gepäck und zuletzt auch auf den Reiſenden Rückſicht genommen wird. *) Zum Glücke für die Pferde waren nur vier Paſſagiere im Wagen, obſchon der Wagen Raum hatte für ihrer acht. Der eine war, nach ſeiner grünen Kappe mit einem mißförmigen Schilde über den Augen, ſeinen blonden, ſtruppigen, unausgekämmten Haaren, ſeinen vierſchrötigen hohen Schultern, ſeinem halbmännlichen halbweiblichen Anzuge, ſeiner Pfeife und dem

*) Die Amerikaner ſind ein beſonders gutherziges Volk, und wahrſcheinlich laſſen ſie ſich daher auch weit eher, als irgend ein Volk der Erde, Dinge einbilden, die dem Wunſche, es Jedem recht zu machen, einigen Anſtoß geben dürften. Der Verfaſſer iſt öfter meilenweit gefahren, gefoltert von der Angſt, es einem Koffer recht bequem zu machen; und die Einrichtungen auf den Dampfböten ſind oft ſo ſehr darauf berechnet, Jedermann zu genügen, daß Jedermann aufs Aeuſſerſte beläſtigt wird. Alles dieſes geſchieht mit der unbezähmbarſten Höflichkeit und Gutherzigkeit von allen Seiten, und dieſe Leute laſſen täglich, in allen ihren geſelligen Verhältniſſen die Wahrheit der Regel empfinden, daß „das, was Alle thun wollen, von Niemanden gethan wird.“

großen Tabacksbeutel zu ſchließen — unſtreitig ein deutſcher Student, der eine Reiſe nach Süden machte, um ſeine metaphyſiſchen Studien mit der Ausbeute einiger praktiſcher Anſichten von Menſchen und Sachen zu beſchließen. Der andere war ein Jude, jeder ſeiner Geſichtszüge ſprach den Handelsgeiſt deutlich aus, und er gehörte ſo durchaus ſeinem Volke an, daß ich keine beſondere Heimath für ihn auszumitteln wußte. Er war bejahrter, behutſamer, weniger luſtig, und wahrſcheinlich weit welterfahrner, als ſeine übrigen Reiſegefährten. Lachten die Andern, ſo lächelte er bloß; ſangen jene, ſo brummte er zwiſchen den Zähnen; und ſchienen ſie nachzuſinnen, dann ſah er faſt finſter aus. Ich wußte nichts Anderes aus ihm zu machen, als daß er die fortlaufende Baßbegleitung zu den höhern Noten der übrigen Leutchen darſtellte. Der dritte war ein Italiener, „für einen Dukaten.“ Sein dichtes, buſchiges, verwirrtes, lockiges Haupt voll Haare war mit einem kleinen ſcharlachrothen Käppchen bedeckt, nachläſſig zur Seite aufgeſtülpt, als ob der Zufall es dahin gebracht hätte; ſein Auge groß, blitzend, pechſchwarz, der Blick ſchlau und ſchwärmeriſch; ſeine Zähne ſchimmerten wie Elfenbein; und die Sonne, die glorreiche Sonne, die Bilder Italiens, denen er im Geiſte zugewandt war, wie er ihnen leiblich entgegenreiſte, hatten alle ſeine Lebensgüſter aufgeregt. Ich fing einige Worte ſchlechtes Franzöſiſch auf, die mir andeuteten, daß er und der Deutſche ſich einander über ihre

beiderſeitigen Nationaleigenheiten neckten. So iſt der Menſch; ſeine Eigenliebe und Eitelkeit findet zuerſt im eigenen Ich ihren Mittelpunkt, und jeder iſt gleich damit fertig, jeden Vorwurf von ſich abzuwehren, und käme er ſelbſt von der eigenen Mutter; dann erſt treten Weib, Kind, Bruder, Freund innerhalb der Umzäunung der Selbſtliebe, die Alles Uebrige ausſchließt, ſo weit jene allein mit dem Mittelpunkte, dem Ich, in unzertrennlicher Verbindung ſtehen; darauf kann der Egoismus weiter gehen und ſein Geburtsland umfaſſen, wenn das Land eines Andern feindſelige Anſprüche geltend machen will. Erſt wenn es ſich von dem Menſchen, dem Thiere gegenüber handelt, dann kann die Selbſtliebe ſogar zur allgemeinen Menſchenliebe ſich erheben!

Murten mit ſeinen Jericho-Mauern empfing uns bald, und wir fuhren an ein Gaſthaus an, wo für unſere Roſſe Häckerling und für uns ein etwas mehr widerhaltendes Voreſſen beſtellt wurde. Nachdem wir unſer Mahl verzehrt, überließen wir den Pferden ihr kärgliches Futter, und ſpazierten voran, um den kleinen Savoyarden auf dem Schauplatz der großen Schlacht zwiſchen den Schweizern und Burgundern zu erwarten. Die Gegend hat ſich ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert bedeutend umgewandelt, und der Anbau hat längſt den Moraſt, in welchem ſo viele der letzteren umkamen, verſchwinden laſſen, obgleich man leicht gewahr wird, wo dieſer Sumpf ſich ehemals befunden haben mag. Ich

habe nichts Neues über Avenche mitzutheilen, deſſen weitläufige römiſche Trümmer, nachdem wir Rom ſelbſt geſehen, uns kaum eine Luſt anwandeln ließen, ſie eines Blickes werth zu halten, und wir fuhren bis vor die Thüre des Bären in Payerne, ohne auszuſteigen. So lange wir Kinder bleiben, bilden wir uns ein, Näſchereien könnten nie den Magen verderben, und wir weiſen die Vorſtellung, daß Torten und Zuckerpflaumen uns einſt gleichgültig werden könnten, mit Verachtung von uns; ein wenig ſpäterhin ſchwören wir einer erſten Liebſchaft immerwährende Beſtändigkeit und ſchließen Freundſchaft für die Ewigkeit; die Zeiten vergehen, wir heirathen drei oder viermal, erſchießen ein paar Buſenfreunde, und vergeſſen die Geſichter derer, von denen wir wähnten, ihre Züge würden unauslöſchlich in unſerm Herzen fortleben. Sie werden ſich über dieſe Abſchweifung wundern; ſie entſtand aus der Bemerkuug, daß ich mich ſelbſt im Gähnen überraſchte, als ich wieder Einiges von der Königin Bertha und ihrem Sattel reden hörte.*) Dieſer

*) Manche Leſer erinnern ſich noch vielleicht aus des Verfaſſers „Ausflügen in die Schweiz,“ daß dieſer, zugleich mit einer Fußumkleidung verſehene Sattel, der ſeit neun Jahrhunderten verſtorbenen Bertha noch heutiges Tages in der Kirche von Payerne gezeigt wird, wo ſich auch das Begräbniß dieſer Fürſtin befindet, die, während ſie ausritt, zu ſpinnen pflegte, und daher

Zuſtand von Gleichgültigkeit, zu dem man endlich gelangen kann, iſt wirklich ſchaudervoll! Wir verließen Payerne bei guter Zeit und frühſtückten in der „auberge inévitable" zu Moudon. Hier wurde es nöthig, weiter zu beſchließen, wohin wir uns wenden wollten; denn dieß hatte ich mir auf unſerer Karrenfahrt bei dem kleinen Savoyarden vorher ausbedungen, das wir von hieraus freie Wahl haben müßten. Das Wetter war ſo herrlich, die Jahreszeit faſt dieſelbe, und die meiſten Nebenumſtände waren denen faſt ganz ähnlich, unter welchen wir vor vier Jahren eine ſo überaus ergötzliche Fahrt an das obere Ende des Genferſee's gemacht hatten, daß wir dem Wunſche nachgaben, das Vergnügen von ehedem von neuem auf ſolch einer Fahrt zu genießen, und uns alſo nach Vevey wandten.

Hier an dem Punkte, wo die Landſtraßen auseinander gehen, lenkten wir wir alſo von der Hauptſtraße, welche nach Lauſanne führt, in ſüdlicher Richtung ab. Wir rollten bald darauf längs dem Rande des kleinen bläulichen See's vorüber, der auf dem Hochlande ſich befindet und wegen ſeiner Krabbenkrebſe berühmt iſt. Wir wußten, nur wenige Minuten bedurfte es, um uns an den Rand des großen Abhanges gelangen zu laſſen, und unſer

---

ihre Füße vor dem Ausgleiten aus den Steigbügeln durch jene bequeme und in ihrer Art einzige Einrichrichtung des Sattels zu ſichern wußte. Anm. d. Ueb.

aller Augen waren geſchäftig und unſere Häupter in eifriger Bewegung. Ich ſelbſt ſetzte mich ganz vorn an, feſt entſchloſſen, mir ſolle Nichts von einem Anblick verloren gehen, den ich noch immer mit fortwährendem Vergnügen im Andenken behielt.

Ganz wider die Regel in ſolchen Fällen, übertraf dießmal die Wirklichkeit unſere Erwartungen. Ungeachtet unſeres langen Aufenthaltes in Italien und der großen Abwechſelung und Mannichfaltigkeit der ſchönen Gegenden, die wir dort zu ſehen hatten, ſo glaube ich, empfand doch Niemand von uns das geringſte unbehagliche Gefühl fehlgeſchlagener Erwartung. Vor uns lag der Genferſee, weitausgedehnt, tiefblau und ruhig, ſeine Fläche mit Segeln überhaucht, oder beſchattet von hochragenden Bergen, die Ufer bald ſchroff und abſtürzend, bald verſchwimmend in dem leuchtenden Grün der Niederungen; dort das feierlich-düſtere, geheimnißvolle, ſchluchtenähnliche Rhonethal; rings Schlöſſer, Städte, Dörfer, Weiler, Thürme; alle Abhänge überreich an Weingelände; Landhäuſer, Kirchen; aus den entlegenen Bergwieſen erhoben ſich die braunen Sennhütten, gleich matteren Basreliefs, mit dem Hintergrunde von Felſenzacken, Berggipfeln und Gletſchern. Alles, in ein Bild vereinigt, iſt eine der bezauberndſten Landſchaften einer Erde, die nur zu ſchön iſt für ihre oft undankbaren und ſinnesverderbten Bewohner, einer Welt, die in

jedem ihrer Züge das Bild des göttlichen Urhebers offenbart!

Einer unſerer Freunde pflegte ein Geſchichtchen von dem ſchwarzen Bedienten eines Reiſenden, der den Niagarafall beſuchte, zu erzählen, der ſein Entzücken beim Anblick dieſes gemüthergreifenden Waſſerſturzes nicht anders auszudrücken vermochte, als durch ein überlautes Lachen; ich ſollte es kaum eingeſtehen, aber in der That, ich machte es wie jener Neger, ich lachte, als dieſer überherrliche Anblick ſo plötzlich, meine Faſſung bewältigend, mir vor Augen trat. Mein Lachen war aber eine Art triumphirenden Lachens, denn ich bemerkte hier, meine Empfindungen ſeien noch nicht gänzlich abgeſtumpft, es ſei noch möglich, Begeiſterueg für irgend Etwas in mir zu wecken; da dieſe Gegend mich mit ſolchem Entzücken erfüllen konnte.

Unſer erſter Entſchluß war, einen Monat in dieſer ſchönen Umgebung zuzubringen. Wir deuteten auf ein Gebäude, das etwa tauſend Fuß unter uns, auf einer kleinen graſigten Anhöhe von dem See beſpült, uns anlachte. Es hatte ganz das niedliche Anſehen eines mittelalterlichen Schlößleins, und wir fanden es daher ganz vorzüglich zu einem kurzen Aufenthalte von Leuten geeignet, die blos auf ſchöne maleriſche Gegenden ausgehen. Wir kamen überein, daß nichts für uns Paſſenderes könne aufgefunden werden, und wir verfolgten ſogleich dieſe Richtung bergunter, zwiſchen Weingärten und länd-

lichen Wohnungen, nicht um Schlöſſer in die Luft zu bauen, ſondern um eins im Thale zu bewohnen. Es war beſchloſſen, in dieſem Schlößchen uns anzuſiedeln, wenn es für Geld und gute Worte zu haben wäre, oder die Sache ſich ſonſt auf irgend eine Weiſe ausführen ließe.

Es war noch frühe, als wir das Wirthshaus in Vevey erreichten, und kaum war ich aus dem Wagen geſtiegen, ſo ging ich aus, um wegen des kleinen, einem alten Schloß ähnlichen Häuschens, Erkundigungen einzuziehen. Wie in mehren Ländern Europa's, wies man mich auch hier ſogleich an eine weibliche Perſon, die allerlei Dinge beſorge, eine Art Hausmaklerin, die alle Wege und Gelegenheiten kenne. Dieſe Frau verſorgte Reiſende mit Waſche, Tiſch- und Bettzeug; wo es nöthig war, ſelbſt mit Silbergeſchirr; ſie verſtand alle Dinge auf eine leichte Weiſe einzuleiten, weil ſie allzeit wußte, wo und an wen man ſich wegen alles Benöthigten wenden könne; es iſt dieſes ein Fortſchritt in dem Syſtem der in einandergreifen Vertheilung der menſchlichen Geſchäfte, der Ihnen ein Lächeln abnöthigen wird, der aber von großem Nutzen iſt und im Ganzen, wie alle Theilung der Arbeit, der Sparſamkeit förderlich iſt.

Dieſe Beſorgerin aller möglichen Aufträge theilte uns mit, es ſeien ungewöhnlich viele Häuſer mit Hausrath zu vermiethen, in der ganzen Umgegend, weil die neueren politiſchen Unruhen deren gewöhnliche Bewohner,

Engländer und Ruſſen, daraus vertrieben hätten. Mehrere Eigenthümer würden aber, ſagte ſie, gegen die kurze Zeit, für welche wir uns verbindlich machen wollten, Manches einzuwenden haben; denn, ſtatt auf einen Monat, ſei man hier gewohnt, auf ein Jahr zu miethen. Indeſſen kam es auf einen Verſuch an, und nachdem wir unſere Mahlzeit bis zu unſerer Rückkehr beſtellt hatten, nahmen wir einen Wagen und fuhren längs dem Ufer des See's nach Clarens zu, das in den Schilderungen Rouſſeau's ſo hoch ſteht. Nur das muß ich noch erinnern, daß ich nicht eher von der Stelle wich, bis die Frau mich über und über verſichert und überzeugt hatte, daß das kleine niedliche alterthümliche Schlößchen auf dem Hügel, das wir vom Berge herab erblickten, und das wirklich eine Burg geweſen war, für eine anſtändige Familie durchaus nicht bewohnbar wäre, ſondern zu einer ärmlichen Pachterwohnung ausgeartet ſei; und hier zu Land paßt: „Liebe in ärmlicher Hütte" recht gut in der Einbildung, aber durchaus nicht in der Wirklichkeit. Wir gaben daher unſer „Schlößlein am Hügel" auf, ſo ſehr uns dieß leid that, und begaben uns nach Clarens, wo man uns zuerſt ein weitläufiges Gebäude, ohne Schatten, ohne irgend eine poetiſche Zugabe, beſehen ließ. Dieſen Vorſchlag wieſen wir ſogleich ab. Wir machten noch einige andere Verſuche, bis uns die Schatten der Nacht überraſchten. In einer dieſer zu vermiethenden Wohnungen war der Eigenthümer beſchäftigt,

eine Kuh aus einer Obſtbaumpflanzung hinauszujagen, und vermuthlich erhitzt von dieſer Anſtrengung, wies er die Unterhändlerin auf eine rohe Weiſe ab, und da er hörte, wir wollten die Wohnung nur auf einen Monat miethen, ſo ſagte er, er habe keine „maison garnie“; ich konnte dagegen nichts einwenden, und ſo kehrten wir ſpät Abends unverrichteter Sache in unſer Gaſthaus zurück.

Den nächſten Morgen früh fingen wir aufs Neue an, mit großem Eifer uns um eine Wohnung zu bemühen. Wir beſtiegen den Bergabhang hinter der Stadt; krochen zwiſchen Weingärten, Obſtpflanzungen, Sommerhäuschen, Anhöhen, Schlößchen und Landhäuſern umher, um eine ländliche Wohnung aufzuſuchen, die wir aber, wegen ihrer Abgelegenheit vom See, wieder aufgaben. Darauf beſuchten wir ein freundliches Plätzchen, ein wahrhaftes Ideal eines Aufenthaltes für Leute unſeres Schlages, die blos auf das Maleriſche ausgingen. Es hieß Château de Piel, ein kleiner Weiler unmittelbar am Ufer des See's, und lag ganz in der Nähe von Vevey und doch in völliger Abgeſchiedenheit. Das Haus war geräumig, ziemlich bequem eingerichtet, und einige alterthümliche Thürme befanden ſich bei dem neuern Anbau; eine einzeln ſtehende Ruine und eine lange Terraſſe lag unter den Fenſtern mit der Ausſicht über den blauen See nach den herrlichen Felſen von Savoyen hinüber. Auch hier blieben unſere Bemühungen frucht-

los, wegen der nur kurzen Zeit, für welche wir dieſe Wohnung in Anſpruch nehmen konnten. *)

Während deſſen blieben uns jedenfalls zwei oder gar drei gewöhnliche maisons meublées in der Stadt ſelbſt vorbehalten, und am Ende nahmen wir unſere Zuflucht zu einem Hauſe „mon répos" genannt, das

---

*) Es iſt für den Verfaſſer keine leichte Aufgabe, mancher ihn perſönlich betreffenden Vorfälle zu erwähnen, ohne daß er befürchten müßte, ſeine Abſicht dürfte in einem Lande mißdeutet werden, wo ſo Manche geneigt ſind, anderen Leuten ſo niedrige Bewegungsgründe aufzubürden, als irgend möglich. Doch ſo viel darf er von dem Zuſtande fortſchreitender Civiliſation und Intelligenz in Europa vorausſetzen, daß er auf jeden Fall ſagen darf, daß ſelbſt ſeine geringen Anſprüche auf literariſchen Ruf ihm oftmals von großem Nutzen geweſen ſeien, und ſelbſt in jenen Ländern, deren Vorurtheile er öffentlich angegriffen, ſei ihm bei irgend einer Gelegenheit dieſer literariſche Ruf nie von erheblichem Nachtheil geweſen. Dieſe Rückſichten nahm man bei den engliſchen Zöllen, bei allen Behörden auf dem ganzen Feſtlande, und ſogar ſehr häufig in den Wirthshäuſern. In Italien wurde ihm bei einer Gelegenheit eine Wohnung, die man ihm bereits verweigert hatte, auf die von ihm ſelbſt geſtellten Bedingungen wieder angeboten, blos weil man den ſchriftſtelleriſchen Ruf achtete; und eben bei der oben erwähnten Gelegenheit, ließ der Eigenthümer des Château de Piel ſich ſehr höflich entſchuldigen und ſein aufrichtiges Bedauern ausdrücken, daß ſein Aufſeher ſich genöthigt

ganz nahe am See in einer abgelegenen Gegend der Stadt ſich befand. Es wurde ſogleich eine Köchin angenommen; und binnen weniger als vierundzwanzig Stunden nach unſerer Ankunft in Vevey hatten wir unſere Haushaltung eingerichtet und zählten uns zu denen, die ihren eignen Topf in der Gemeinde kochten. Das ging freilich nicht ſo ſchnell von Statten, wie in Spaa; allein hier hatte das Trachten nach dem Maleriſchen uns aufgehalten, während wir in Spaa nur auf unſere Bequemlichkeit bedacht waren. Unſere Wohnung war hier hinreichend geräumig, vollkommen reinlich, und, wenn auch Teppiche und Matten fehlten, welches Dinge ſind, die in der Schweiz faſt gar nicht gebraucht werden, ſo befanden wir uns doch ſo behaglich darin, als man es von einem Reiſe-Bivouak nur verlangen kann. Wir mußten für dieſe Wohnung mit Möbeln, Leinenzeug und Küchengeſchirr, im Ganzen für den Monat ſechszig Dollars bezahlen. Hätten wir auf ein Jahr miethen können, ſo würden wir freilich alles um weit billigern Preis erhalten haben.

---

geſehen habe, einem Manne von ſolchem Rufe eine abſchlägige Antwort zu geben. Selbſt der Kuhtreiber zollte dem ſchriftſtelleriſchen Rufe ähnliche Rückſicht. Kurz, um die Wahrheit zu ſagen, das einzige Land, in welchem der Verfaſſer von ſeinem ſchriftſtelleriſchen Ruf nachtheilige Folgen erfahren hat, iſt ſein eigenes.

Das Erſte, was wir vornahmen, als wir uns in **mon répos** eingemiethet hatten, war, uns nach einem Kahne umzuſehen. Das war bald geſchehen; denn es befanden ſich deren immer mehre in dem ſogenannten Hafen in Bereitſchaft. Einen eigentlichen Hafen beſitzt Vevey ſtreng genommen nicht, obgleich einige erſte Anfänge eines Hafenſendammes vorhanden ſind, hinter denen aber kaum ein Nachen ſicher liegen würde. Die Fahrzeuge, deren man ſich auf dem See bedient, ſind große Böte mit zwei Maſten, deren Verdecke weit breiter ſind, als ihr eigentlicher Rumpf, und die ihre Laſten meiſtens auf dem Deck, nicht unter demſelben, aufnehmen. Die Segel derſelben ſind weder leichtflatternde lateiniſche, noch ſchwerfällige Schleppſegel, doch ähneln ſie jenen weit mehr, und nehmen ſich daher, vorzüglich in der Ferne, ziemlich maleriſch aus. Dieſe Fahrzeuge ſind auch keineswegs zu ſchnellen Fahrten eingerichtet, ſie ſuchen bei jedem heftigen Wind das Ufer; es müßte denn ſehr günſtiger Wind ſein, und ſelbſt dann ſucht man das Land zu erreichen. Nichts kann eine deutlichere Vorſtellung des rohen Anfangs der Schifferei geben, als das Aeußere eines ſolchen Fahrzeugs, und doch ſcheint ihre Bauart für dieſen See hinreichend zweckmäßig zu ſein. Glücklicherweiſe hat die Schweiz keine Zollhäuſer, und der König beider Sardinien ſcheint verſtändig genug, um ſeinen Savoyarden den Genuß freien Handelsverkehrs faſt in gleichem Maße zu verſtatten, als ihre Nach-

barn ſich deſſen erfreuen. Drei Kantone, Genf um das untere Ende, Waadtland faſt längs dem ganzen nördlichen Ufer, und Wallis um das obere Ende herum, umgrenzen den See, nebſt Savoyen, welches die Ufer längs der Höhlung des Halbmondes einnimmt. Viele Städte und Städtchen liegen um den Genferſee her, unter welchem Genf, Lauſanne und Vevey die vorzüglicheren ſind. Letzterer Ort liegt unmittelbar am Fuße der Chardonne, einer hohen landeinwärtsziehenden Abtheilung des Gebirges, welches der Jorat genannt wird, und wird auf dieſe Weiſe völlig vor Nordwinden geſchützt. Dieſen Vortheil genießt Vevey gemeinſchaftlich mit dem ganzen Landſtrich zwiſchen Lauſanne und Villeneuve, eine Strecke von mehr als fünfzehn (engliſchen) Meilen; und da die Berge eine natürliche Mauer bilden, ſo werden hier die Früchte ſüdlicherer Breiten mit Erfolg angebaut, ungeachtet die Höhe des Sees über dem Weltmeere wohl dreizehnhundert Fuß betragen mag. Zwar wird Vevey häufig von Fremden beſucht, aber es iſt doch weniger der Sammelplatz der vornehmen feinen Welt als Lauſanne; daher ſcheinen mir auch die Sitten hier weit einfacher zu ſein und auch iſt es wahrſcheinlich hier weit wohlfeiler zu leben. Etwa vier bis fünftauſend Einwohner mag der Ort haben, doch da er einige beträchtliche große Plätze hat, ſo nimmt er bedeutend mehr Raum ein, als dieſes bei Orten von gleicher Einwohnerzahl in Europa gewöhn-

ich ſtattfindet. Kein beſonderes ausgezeichnetes Gebäude findet ſich hier, im Ganzen iſt aber die Bauart des Städtchens nicht übel.

Die erſten drei bis vier Tage brachten wir damit zu, daß wir uns in der Umgegend bekannt machten, und im Ganzen gefiel es uns hier ſehr wohl. Unſer Häuschen ſteht nur einen Steinwurf weit vom Waſſer entfernt, an einer Stelle, wo ſich eine im Manhattaneſiſchen Dialekte ſogenannte „Batterie“ befindet.*) Dieſe Batterie

*) Die Art, wie die engliſche Sprache in Amerika, und eben ſo ſehr in England ſelbſt, verdorben wird, iſt ein ſehr beklagenswerther Umſtand. Irgend eine Veranlaſſung bewog die Manhattaneſen, eine gewiſſe Einzäunung einen Park zu nennen. Dieſer Name war wahrſcheinlich im Anfange bezeichnend genug, denn es mochte wohl eine Abſicht vorhanden ſein, einen Park anzulegen; obgleich dieſe Einzäunung gegenwärtig kaum groß genug iſt, um ein Bleichgarten zu heißen. Doch dieſer Name iſt ſpäter auch auf andere eingezäunte Plätze übergetragen worden, und ſo haben wir bereits, in gewöhnlicher Sprechweiſe, einen Sankt Johns Park, einen Waſhingtonspark, und endlich, nicht letztlich, ſogar einen Douane-Street-Park, eine Umzäunung von der Geſtalt, und auch kaum viel größer, als ein dreieckiger Hut. Die Anlage eines ehemaligen Fort längs dem Waſſer wurde in einen öffentlichen Spaziergang umgewandelt, und behielt paſſend genug den Namen Batterie. Aber nun hat man ähnliche Spaziergänge anzulegen beſchloſſen, und auch auf dieſe den Namen Batterie ausgedehnt. So bezeichnet man

führt zu dem Hafendamme und dem großen Platze. An dem erſten Ende des letztern befindet ſich ein kleines halb und halb ſchloßähnliches Gebäude mit den Farben des Kantons an den Fenſterläden, welches einigermaßen als das Staatsgebäude zu betrachten iſt, und ehemals die Wohnung des Landvogtes war, des Statthalters, welchen Bern ſonſt herſandte, um hier im Namen der Bürgerſchaft zu regieren. Der Marktplatz iſt von bedeutender Größe, und gewöhnlich liegen auf ihm große Haufen von Brettern u. dgl. zur Ueberſchiffung nach dem untern Theil des See's beſtimmt, denn allerlei Holzwaare ſcheint ein Hauptgegenſtand des Handels dieſes Städtchens zu ſein. Der gewöhnliche Markt wird ebenfalls hier gehalten, und auch ſieht man hier die meiſten Wirthshäuſer. Das Rathhaus oder Stadthaus iſt ein alterthümliches Gebäude in einem engergebauten Stadttheile; und an dem nordwärts befindlichen Thore befinden ſich die Ueberbleibſel eines andern Gebäudes alterthümlichen Anſehens, vermuthlich ebenfalls zu öffentlichem

---

nun im Manhattaneſiſchen Dialekte irgend eine Umzäunung, vom Waſſer abgelegen, mit dem Namen Park, und eine ähnliche Umzäunung, nahe am Waſſer, mit dem Namen Batterie! Unſere würdigen Aldermen mögen dieſes für gutes Engliſch ausgeben, aber ſie werden ſchwerlich Jemand ſonſt dazu überreden, daß dieſes wirklich Engliſch ſei, und blos ihre Stadtgenoſſen werden ihnen vielleicht glauben.

Gebrauche. Außer dieſem Wenigen und den ſchönen Ausſichten hat Vevey nichts beſonders Anziehendes. Ihre Umgebungen ſind ihr eigentlicher Stolz. Außer dem Ufer des See's, das in ſeinen mannichfachen Formen und eigenthümlichen Reizen ausgezeichnet ſchön iſt, gibt es nicht leicht eine anmuthigere Abdachung, als die, welche hinter der Stadt ſich befindet. Gerade an dieſer Stelle iſt die Neigung des Abhanges nicht ſo beträchtlich als ſowohl weiter öſtlich und weiter weſtlich, aber ſie iſt darum auch weit mehr zum Anbau geeignet, wie zur Anlage von Weilern, und von häufigen Unebenheiten und natürlichen Terraſſen unterbrochen. Genau kann ich die Ausdehnung dieſer abwärts geneigten Fläche nicht angeben, aber, nach dem Augenmaße zu urtheilen, meine ich, daß man ungefähr eine Stunde Weges weit von der Stadt aus dieſe Abdachung überſehen kann. Sie iſt überſäet von Weilern, Schlöſſern, Landhäuſern, Kirchen, Hütten, dazu mit Weingärten, von denen mehre in der Nähe der Stadt liegen; und das mannigfache Grün der Raſen, Baumpflanzungen und Laubgänge von Nußbäumen iſt ſehr ſchön.

Unter andern Gegenſtänden, welche dieſen Hintergrund ſchmücken, ſieht man eine Kirche an einem ſteilen Abhange ungefähr eine Viertel (engliſche) Meile hinter der Stadt. Es iſt ein ſteinernes Gebäude von einiger Größe, und nimmt eine geeignete künſtliche Terraſſe ein, die, wie ſich leicht denken läßt, eine herrliche und anmu-

thige Ausſicht gewährt. In dieſer wohnten wir dem Gottesdienſte bei, am erſten Sonntage nach unſerer Ankunft, und fanden die Gebräuche einfach und prunklos, denen der Presbyterianer ſehr ähnlich. Im Aeußern dieſes Gebäudes war dagegen eine Pracht zur Schau geſtellt, die Sie kaum bei einem ſo einfachen Volke anzutreffen glauben möchten, und wogegen der beifallbuhlende Aufputz mit Teppichen, Kiſſen und Kabinetzierrathen unſerer eigenen gottesdienſtlichen Gebäude weit zurückſtehen muß. Dieſes iſt die Sommerkirche von Vevey; im Winter bedient man ſich einer andern. Dieſes geht weiter als der Luxus der römiſchen Damen, die ihre Sommer- und Winterringe hatten, und doch ſich mit denſelben Tempeln das ganze Jahr hindurch begnügten. Von dem rechten Geſichtspunkte aus betrachtet, iſt in dieſem Benehmen etwas recht Vernünftiges; es liegt ein ſchöner Gedanke darin, eine Anhöhe zu erſteigen, um da die Gottheit zu verehren, von wo aus man die Herrlichkeiten einer prachtvollen Schöpfung weit umher überblickt, was immerdar das Gemüth mit Ehrfurcht gegen die Allmacht erfüllt, und wenn dieſes auch nicht das ganze Jahr hindurch ausführbar iſt, ſo zeigt es von geſundem Urtheil, daß man wenigſtens die Gelegenheiten nicht von der Hand weiſt, die ſolche Vortheile darbieten. Ich habe öfter in der Schweiz in romantiſchen Lagen ſchöne Kirchen auf Höhen erblickt; dieſes iſt aber der erſte Fall, der mir einen ſolchen Zweck der hohen Lage derſelben offenbart hätte.

In dieſer Kirche befindet ſich ein Monument zum Andenken Ludlow's, eines der Richter Karls, und eine Inſchrift gibt ihm das Lob hoher bürgerlicher und ſittlicher Verdienſte.

Die Geiſtlichkeit in dieſem Kanton, wie in den meiſten, wo nicht allen andern, wird vom Staate erhalten. Es beſteht weit mehr religiöſe Duldſamkeit, als früher in Neu-England zu Hauſe war; jeder Bürger kann ſich zu einer religiöſen Gemeinſchaft bekennen, welche ihm zuſagt, iſt aber genöthigt, zur Erhaltung der religiöſen Gebräuche die Koſten mitzutragen. Hier ſind nun die Beſoldungen der Geiſtlichen nach einem gemeinſchaftlichen Maßſtabe beſtimmt, ohne Rückſicht auf beſondere Sekten oder Kirchſprengel. Zuerſt erhalten die Prediger kaum dreihundert Dollar jährlich. Dieſe Beſoldung wird nach Ablauf von ſechs Jahren um etwa fünfzig Dollars erhöht, und nach abermals verfloſſenen ſechs Jahren ebenfalls um andere fünfzig Dollar, bis die ganze Beſoldung auf zweitauſend ſchweizer- oder dreitauſend franzöſiſche Franken angewachſen iſt, welches nicht ganz ſechshundert Dollars ausmacht. Dazu erhalten die Prediger ein Haus mit einem Garten, und ihren Wittwen und Waiſen werden Jahrgelder bewilligt. Im Ganzen mengt ſich der Staat hier zu viel in die blos den Bürgern zu überlaſſenden religiöſen Angelegenheiten; doch iſt Ein Vortheil hierbei wohl zu erwägen, daß hier die Menſchen keine Anreizung haben, den Altardienſt zum Gegenſtand geld-

ſüchtiger Entwürfe zu machen. *) Die Bevölkerung des Waadtlandes beträgt ungefähr **155,000** Seelen, und zählt einhundert acht und fünfzig proteſtantiſche Prediger, außer vier katholiſchen; demnach beinah Einen Geiſtlichen auf jedes Tauſend Seelen; welches ungefähr das Verhältniß iſt, das in Newyork ebenfalls ſtattfindet.

Im Geſpräch mit einem verſtändigen Waadtländer, beim Zurückkehren von der Kirche, bemerkte ich, daß in dieſem Kantone große Theilnahme wegen der letzten Verſchwörung in Bern angeregt worden war. Die Waadtländer haben denjenigen Hang zur Freiheit entwickelt, welche immerdar die Folgen einer langwierigen politiſchen Abhängigkeit zu ſein pflegt, und welche den Schwächern

---

*) Die Erfahrung lehrt, daß ſelbſt da, wo Geiſtliche nicht von ihren Gemeinden allein abhängen, die Religion dennoch der Geldgierde zum Deckmantel dienen könne; letzteres liegt alſo in der Perſönlichkeit der Prediger, nicht in den mehr oder weniger abhängigen Verhältniſſen derſelben. Der rechtſchaffene Geiſtliche wird es bleiben, mag ihn der Staat, oder die Gemeinde wählen und beſolden. Dagegen erwächſt den Gemeinden ein Vortheil aus der ihnen verſtatteten Wahl des Predigers, ohne Einmiſchung der Staatsbehörden, indem ſie dann einen ſolchen freiwillig wählen werden, dem ſie wirklich vertrauen, und der alſo deſto erfolgreicher auf ſie wirken kann; während ein von den Behörden eingeſetzter Prediger deſto weniger heilſamen Einfluß üben wird, jeweniger er den Wünſchen der Gemeinde zuſagt, welcher er aufgedrungen wird.

ſo natürlich antreibt dem Stärkeren ſich zu widerſetzen. Doch wird keineswegs behauptet, daß die Herrſchaft von Bern beſonders drückend auf ihren untergebenen Landſchaften gelaſtet habe; wo aber in irgend einem Falle der Vortheil des Waadtlandes z. B. mit dem Vortheile des großen Kantons in Streit kam, da mußte freilich das Waadtland zurückſtehen. Selbſt die Reaktion, die aus der politiſchen Abhängigkeit hervorging, die mehr als dritthalb Jahrhunderte währte, hatte weit früher ſchon, ehe man an die letzteren Veränderungen denken konnte, hier eine weit volksthümlichere Regierungsform, als in andern Gegenden der Schweiz herbeigeführt, und daher zeigte auch jetzt die Bevölkerung einige Theilnahme in der Betrachtung jener Beſtrebungen der ariſtokratiſchen Partei. So fern es Ihnen lieb ſein kann, die Einrichtungen bei den Wahlen eines der freiſinnigſten Schweizer Kantone mit den bei uns beſtehenden zu vergleichen, will ich Ihnen die Grundzüge der Wahlordnung des Waadtlandes entwerfen, wobei ich vorzüglich Picot als Gewährsmann benutze.

Der Abſtimmende muß ein Jahr lang geſetzlich im Kanton einheimiſch geweſen, Bürger geworden ſein, das Alter von fünfundzwanzig Jahren erreicht haben, und zu der Zahl der drei Viertheile der höchſtbeſteuerten Bürger gehören, oder auch drei zur Landmiliz geworbene und dienſtthuende Söhne haben. Dienende Perſonen, ſolche die von Kirchſpielen Unterſtützung erhal-

ten, Bankeruttirer, Staatsverbrecher, überführte Miſſethäter bleiben für immer von dem Rechte der Abſtimmung ausgeſchloſſen.

Dieſe Einrichtung, zwar weit vorzüglicher als die franzöſiſche, die einen beſtimmten Betrag direkter Beſteuerung als Bedingung des Stimmrechtes feſtgeſetzt, iſt von Grund aus fehlerhaft, weil dadurch nur das Eigenthum und noch dazu eine beſondere Art des Eigenthums zur Bedingung der Macht im Staate gemacht wird. Dieſe Einrichtung iſt im Grunde weiter nichts, als die alte nur etwas anders zugeſtutzte engliſche Weiſe; und die neuere in England vorgegangene, mit dem Namen einer Reform bezeichnete Umwälzung gibt eben einen Beweis, daß dieſes Syſtem in ſich ſelbſt den Keim zu deſſen lebendige Thätigkeit bedingenden Veränderungen in ſich trage. Da jede politiſche Streitfrage genau genommen nur im wirkenden Leben praktiſch entſchieden werden kann; ſo werden Veränderungen allezeit dann wirklich nöthig werden, wenn eine Veränderung der Umſtände ſolche nothwendig verlangt, und das ſind alsdann Reformen im eigentlichen Sinne; wenn ſie aber eine ſolche ernſte Geſtalt annehmen, um ſogar die Grundſätze eines Staates über den Haufen zu werfen, ſo ſind die alsdann entſtehenden Veränderungen, auch wenn ſie weniger geräuſchvoll vollbracht werden, doch im eigentlichen Sinne keine bloße Reformen, ſondern wirkliche Revolutionen. Jedes Staatsgrundgeſetz müßte daher eigentlich, wo irgend

möglich, ſo eingerichtet und begründet ſein, um die Möglichkeit aller Veränderungen, die die Umſtände erfordern könnten, zuzulaſſen, ohne dadurch ſelbſt aufgehoben zu werden, und ſein Fortbeſtehen als Staatsgrundſatz gefährdet zu ſehen. Weil man in Amerika auf dieſes nothwendige Erforderniß eines Staatsgrundgeſetzes vom erſten Anfange an bedacht geweſen war, ſo iſt bei uns in einem halben Jahrhunderte keine revolutionäre Aenderung der Staatsgrundſätze erlebt worden, wie wohl einige geringere Aenderungen in der Verfaſſung vorgenommen wurden; während dieſer Zeit iſt faſt ganz Europa, ſei es in der Theorie, ſei es in der Praxis, ſei es in beiden Beziehungen, wirklich revolutionirt worden. Der kurze Zeitraum ſeit der Begründung unſerer Unabhängigkeit kann nicht als Beweis wider uns gelten, weil es nicht ſowohl die Zeit iſt, als vielmehr die Veränderungen, welche die Zeit herbeiführt, die den eigentlichen Probirſtein politiſcher Syſteme darſtellen; und wirklich hat Amerika bereits jene gewöhnlichen Veränderungen erlebt, welche das Wachsthum der Macht, die Vervielfältigung der Intereſſen und andere einflußreiche geſellige Verhältniſſe eines Staates hervorbringen, und während der Dauer von fünfzig Jahren, die zwei verſchiedenartige Jahrhunderte umfaſſen, hervorbringen mußten. In allen Dingen, die die Regierungsform nicht zunächſt betreffen, iſt das heutige Amerika dem von 1776 weit weniger ähnlich, als das heutige Frankreich dem von 1600. Es iſt

zwar Mode, unſere Verfaſſung als eine ſolche zu betrachten, deren Tauglichkeit erſt durch die Erfahrung ſich bewähren müſſe, oder als einen gewagten Verſuch, der noch keinesweges die Probe beſtanden habe, und gleichwohl iſt unſere Verfaſſung nahe daran, die älteſte Verfaſſung der ganzen Chriſtenheit zu werden. Nationen werden nicht leicht von der Erde vertilgt, — vielmehr beſtehen ſie unter mannigfachen Veränderungen fort, und Namen erhalten ſich längere Zeit als Sachen. Ich rede hier natürlich nur in Beziehung auf bezeichnende und hervorſtechende Veränderungen im Haushalte der Völker, ohne auf die mancherlei Myiſtfikationen anſpielen zu wollen, unter denen perſönliche Intereſſen ihren verborgenen Einfluß auszuüben ſtreben.

Achtzehnter Brief.

Vernachläſſigung des Weinbaues in Amerika. — Trunkliebe in Frankreich. — Die Cholera den Trunkenbolden beſonders gefährlich. — Gebrechen der Soldaten und Matroſen. — Mouſſirender und nicht-mouſſirender Champagner. — Ungeheure Preiſe dieſer Weine in Amerika. — Der Burgunder. — Geeigneter Boden für den Weinbau. — Anekdote. — Weine von Vevey. — Die amerikaniſche Fuchs-Traube.

Lieber — —

Neulich gab es eine Veranlaſſung, die mir über den großen Reichthum an Weinen in dieſer Weltgegend, im Vergleiche mit der Armuth daran in der unſrigen, Stoff zum Nachdenken gab. Unter dieſer Armuth verſtehe ich natürlich nicht eine Unbekanntſchaft mit dieſem Getränke, oder einen Mangel an guten Weinſorten, um ſie zu genießen. Denn ich glaube, daß wenige Nationen ſo viele Verſchiedenheiten von Weinſorten, oder ſo vorzügliche Sorten von Weinen kennen und genießen, als wir. Gewiß iſt wenigſtens, daß man in Paris nicht ſo häufig gute Bordeauxweine haben kann, als bei uns in Newyork. Andere gute Weine Frankreichs finden ſich zwar nicht ſo häufig bei uns, und doch war es in Amerika,

wo ich jemals den beſten Burgunder getrunken habe *). Ich meine damit auch nicht die verſchiedenen Nebeneigenſchaften, die bei derſelben Sorte von den verſchiedenen Weinlagen herrühren; — ſondern unter unſerer Wein-Armuth verſtehe ich den Mangel von Weingärten.

Im ganzen amerikaniſchen Feſtlande gibt es übrigens genug Weinpflanzungen in den geeigneten klimatiſchen Breiten, ausgenommen in jenen Landestheilen, die durch Anſiedler engliſcher Abkunft bevölkert wurden. Dieſer Umſtand iſt es auch, dem man allein die allgemeine Nichtachtung dieſes edeln Gewächſes in unſerm Lande zuſchreiben muß. Die ſchweizeriſchen, deutſchen und franzöſiſchen Auswanderer beſchäftigen ſich jetzt mit dem Weinbau, während unſere eignen Vorfahren wohl zwei Jahrhunderte lang dieſelben Gegenden beſaßen, ohne ein einziges Ohm Wein zu machen. Wenn dieſes auch nicht durchaus buchſtäblich wahr ſein ſollte, ſo iſt es wenigſtens ſo beinah völlig wahr, daß man dieſe Behauptung als richtig vorausſchicken kann. Ich möchte nicht geradezu aus dem Mangel an Weinbau dieſelben moraliſchen Folgerungen ableiten, die gewöhnlich von politiſchen Staatswirthen aus ſolchen Umſtänden hergeleitet werden; obgleich

*) Seit ſeiner Rückkehr kann der Verfaſſer daſſelbe von den Rheinweinen behaupten; obſchon man in deutſchen Gaſthäuſern gewöhnlich weit beſſere Weine bekommt, als in den Gaſthäuſern von Frankreich.

ich der Meinung bin, daß ernſtere Uebel aus dieſer beſondern Quelle entſpringen mögen. Die Menſchen werden immer nach dem einen oder andern Reizmittet ſich ſehnen, deſſen ſie habhaft werden können, mögen ihre Lebensverhältniſſe auch ſein, welche ſie wollen. Obſchon der Wein durch den Koran verboten iſt, ſo berauſcht ſich der Mahomedaner dennoch häufig, und ich bin ſelbſt Augenzeuge geweſen, wie weit die Leidenſchaft zum Trunk in den Wein hervorbringenden Ländern geſteigert werden kann. Ueber dieſen Gegenſtand dürfte wohl Einiges im Vorbeigehen geſagt werden.

Ich kam nach Europa mit der vorgefaßten Meinung, bei uns ſei die Trunkliebe weit ſtärker und allgemeiner, als in irgend einem andern Lande, etwa England allein ausgenommen. Es bedurfte blos eines ſechsmonatlichen Aufenthaltes in Paris, um meine Vorſtellungen völlig zu ändern. Urtheilen Sie von meinem Erſtaunen, als ich zuerſt einen Zug königlicher Garden, — buchſtäblich ein ganzes Peloton, um nach ihrer Anzahl und der Anordnung ihres Marſches zu ſchließen — vor Trunkenheit taumelnd erblickte, und das im Angeſicht des Palaſtes ihres Herrn. Von dieſem Augenblicke an gab ich weit mehr Achtung, und da verging nun kein Tag, an welchem ich nicht Männer, und ſelbſt Weiber, in demſelben Zuſtande auf öffentlicher Straße fand. Gewöhnlich, wenn die Sache Amerikanern mitgetheilt wurde, ſo bezeugten ſie ſich verwundert und ſagten, ſo etwas ſei ihnen noch nie

vorgekommen. Sie waren zu ſehr von der Betrachtung anderer Gegenſtände eingenommen, um hierauf zu achten, und mit verſchiedenen Anſichten in die Fremde gekommen, fanden ſie es gemächlicher, mit dem Strome gewohnter Meinungen weiter zu treiben, als ihnen entgegen zu ſchwimmen. Einigemal nahm ich dieſe Ungläubigen mit mir in die Straßen, und dieſes verfehlte niemals, binnen einer Stunde ſie ihres Irrthums zu überführen. Dazu fanden ſolche Beobachtungen gewöhnlich nur in den anſtändigeren Stadttheilen ſtatt, oder auch in der Nähe unſerer Wohnung, wo man doch weit weniger Betrunkene gewahr wird, als in andern Stadttheilen. Einmal gingen wir unſerer Vier in dieſer Abſicht aus, und begegneten dreizehn Betrunkenen während einer Stunde. Von dieſen waren mehre ſo betrunken, daß ſie durchaus unfähig waren, ſich auf den Beinen zu erhalten. Bei Gelegenheit eines Feſtes ſah ich einmal drei Männer unter meinem Fenſter ſich ſogar in der Goſſe wälzen, eine tiefe viehiſche Entwürdigung, die ich in keinem andern Lande geſehen habe.

Ein Franzoſe pflegt, wenn hiervon die Rede iſt, zu erwiedern, die Okkupationsarmee habe dieſes verderbliche Uebel in die Hauptſtadt eingeführt. Doch ich habe Ihnen ſchon Herrn M — — genannt, einen Mann, deſſen Gewiſſenhaftigkeit und reiche Erfahrung kaum ihres Gleichen finden; er lachte über jene vermeintliche Veranlaſſung der Trunkſucht, und ſagte, er kenne Frankreich

ſeit faſt ſechzig Jahren, er ſei darin geboren, und er habe, was die Trunkſucht betreffe, keinen Unterſchied ſeit der ganzen Zeit wahrgenommen. Zwar läßt ſich annehmen, daß während der Kriege Napoleons, wozu bei weitem der größte Theil der Männer aus den untern Ständen immerfort in Anſpruch genommen wurde, man vielleicht ſeltener auf offener Straße ſolchen Trunkenbolden begegnete, weil es überhaupt an Leuten fehlte; doch geht aus Allem überzeugend hervor, daß es keine Zeit in Frankreich gegeben hat, in welcher die Trunkenbolde nicht gleich zahlreich geweſen wären. Ich kann Ihnen ſogar dafür einſtehen, daß wenn ich Paris und London vergleiche, ich in erſterer Stadt weit mehr Betrunkene angetroffen habe, als in letzterer.

Vor nicht langer Zeit fragte ich einen Landmann, ob er ſchon „grisé" geweſen ſei? — „Ja wohl," ſagte er, „ſo oft ich dazu kommen konnte." Und ſeine guten Freunde und Nachbarn, fügte er hinzu, machten es auch ſo. Dieſes „grisé" bezeichnet, wie ich jetzt weiß, den weſentlichen Vorzug des Weinrauſches vor dem Brantweinrauſch. Es entſpricht unſerm „benebelt", einem Zuſtande, von dem man weit ſchneller wieder hergeſtellt wird, als von der wirklichen Beſoffenheit, und der auch weit weniger verderbliche Folgen hat. Ich bin überhaupt der Meinung, daß ſelbſt die völlige Weinbeſoffenheit keine ſo zerſtörende Wirkungen auf Geiſt und Körper ausübe, als die Brantweinbeſoffenheit. Aber der leiden=

ſchaftliche Säufer begnügt ſich hier nicht, wie bei uns, mit Wein, ſondern er trinkt ein waſſerhelles Deſtillat, das faſt dem reinen abgezogenen Weingeiſt gleich kommt.

Durch ganz Europa hat die Cholera die verborgenen Sünden der Trunkliebe offenbar gemacht. Zuerſt wunderten wir uns, als die Cholera in die höheren Stände eindrang; doch, meiner Erfahrung ungeachtet, ſetzte es mich öfter in Erſtaunen, wenn man von irgend einem ſcheinbar nüchternen Manne flüſterte, und wenigſtens ein Dutzend mal iſt mir die Sache beſonders aufgefallen, wenn es hieß: „mais il avoit l'habitude de boire trop.“ Zwar hat die Cholera ohne Zweifel auch manchen Nüchternen getödtet; dagegen aber das heimlich gehaltene Verbrechen der Trunkſucht deſto öfter offenbart.

Die Trunkſucht iſt übrigens faſt in allen, wo nicht durchaus in allen europäiſchen Heeren etwas ganz Gewöhnliches. Es iſt, wie es ſcheint, die Trunkſucht das eigenthümliche Laſter des Soldaten wie des Matroſen, und ich habe manche Vorfälle ſelbſt mitangeſehen, die für dieſe Sache zeugen. Unter andern brauche ich blos des Einen zu erwähnen, wie vor gar nicht langer Zeit eine ganze Wache im Faubourg Saint-Germain betrunken war, die Leute auf der Straße anhielt und ſie ins Wachthaus einſperrte. Die Invaliden ſind dafür bekannt, daß ſie gewöhnlich taumelnd in ihre Kaſernen zurückkehren, und ich habe von dieſen edeln Herren wohl Tauſende beobachtet, die ſo ganz in ſelige Vergeſſenheit

ihrer ſelbſt gerathen waren, als wenn ſie ihre eingebüß- ten Augen, Arme nnd Beine ſämmtlich wieder beiſam- men hätten. Aus den öffentlichen Berichten geht unter andern hervor, daß in Paris zehntauſend — Weiber wegen Völlerei im vorigen Jahre feſtgenommen worden ſind. — Doch ich kehre lieber zu den Weinanlagen zurück.

Wie wohl ich überzeugt bin, daß der Trunkſucht dadurch keineswegs vorgebeugt wird, daß man den Wein dem großen Haufen zugänglich macht; ſo iſt doch leicht einzuſehen, daß der Genuß des Weines weniger ſchäd- liche Folgen für den Körper habe, als jene ſtärkererre- gende Zuſammenſetzungen und Deſtillate, deren der große Haufe in Ländern, die keinen Wein hervorbringen, ſich als Erſatzmittel des Weines zu bedienen pflegt. Die Natur verſteht das Brauen beſſer als der Menſch, und der reine Traubenſaft iſt ein weniger ſchädliches Ge- tränk, als die gemiſchten überreizenden Getränke, die in Amerika genoſſen werden. In mäßiger Menge genoſſen, hat der Wein durchaus keine nachtheilige Wirkung. Als ich vor fünfundzwanzig Jahren zuerſt nach Europa kam, erſtaunte ich darüber, daß ich den Wein aus großen Gläſern trinken ſah. Denn damals wußte ich noch nicht recht, daß das, was ich bis dahin in Amerika getrunken hatte, zur Hälfte Brantwein war, unter der Benen- nung Wein.

Die Weine, die man bei uns einführt, ſind im Gan- zen gut; aber wir verſtehen uns nicht immer auf die

rechte Auswahl. So iſt es außerſt ſelten, daß man in Amerika recht guten Champagner zu trinken bekommt. Man braucht davon bei uns häufig, und wir fangen nach und nach an, ihn zu den Tiſchweinen zu zählen, oder als einen Wein, den man während der Mahlzeit trinkt; aber ſchäumender Champagner iſt bei uns nothwendigerweiſe nur eine geringere Sorte. Denn, kein Wein mouſſirt, wie die Franzoſen ſagen, der hinreichenden Weingehalt hat, um eine gewiſſe Zeit ohne Gährung auszudauern. Einer meiner Freunde, Herr von V——, iſt Beſitzer von Weinbergen in Aï, und dieſer ſagte mir, die Engländer bekämen von ihren guten Weinen das Meiſte, nämlich nicht-moußirende Champagner-Weine; die geringern Sorten, die moußirenden, würden dagegen von den Ruſſen und Amerikanern bezogen. Eine große Menge des moußirenden Champagners wird in Frankreich ſelbſt verbraucht, da deſſen Preis den haushälteriſchen Gewohnheiten der Franzoſen beſſer zuſagt. Die Weinbauern aber in der Champagne behaupten, wir bezögen nur ihre geringeren Sorten.

In Paris habe ich ſo guten moußirenden Champagner getrunken, als irgend einer meiner Bekannten; denn Herr von V—— hatte die Gefälligkeit, mir davon aus ſeinem eignen Keller um den Preis von drei Franken für die Flaſche, zu welchem der Weinhändler und der Verſender ihn erhalten, zukommen zu laſſen. Die Weinzölle und Transportkoſten erhöhen dieſen Preis

bis zu drei und einen halben Franken. So viel kommt er alſo dem Reſtaurateur und den Gaſtwirth zu ſtehen. Dieſe überlaſſen ihn alsdann ihren Kunden zu ſechs Franken die Flaſche. Ich glaube nicht, daß eine Flaſche von dieſem Weine einen amerikaniſchen Weinhändler höher zu ſtehen komme; denn der Unterſchied des günſtigeren Zolltarifs überſteigt wenigſtens den Unterſchied des weiteren Transports, und demungeachtet wird dieſer Wein in unſern Gaſthäuſern um zwei Dollars, ſogar um zwei und einen halben Dollar die Flaſche verkauft! Der Trinkende muß alſo das Dreifache des wirklichen Werths und der Unkoſten bezahlen. Daraus geht hervor, hier müſſe etwas ſtarker Spekulationsgeiſt dahinter ſtecken, erlaubte Handelsvortheile, wie man bei uns ſagt, und das ſind die Folgen davon; Sie ſehen, wie wahr es iſt, was ich Ihnen ſchon früher ſagte, daß uns der Mangel an Krämern und Wirthen, die gar nicht daran denken, etwas mehr werden zu wollen, vieles Geld koſtet. Ich ſage nicht, daß wir deßhalb weniger Achtung verdienen, aber es entgehen uns, als Volk, auf dieſe Weiſe gar manche Bequemlichkeiten. Champagner, Rhein- und Bordeaux-Wein müßten eigentlich in New-york um eben ſo billige Preiſe zu haben ſein, wofür man ſie in den größern Städten der Länder, wo ſie gekeltert werden, haben kann. Denn, wie die Sache ſich wirklich verhält, ſind die Weinhändler im Stande, ſie um jene billigeren Preiſe zu liefern.

Wenn die Gaſtwirthe und Dampfboot-Speiſemeiſter in Amerika ſich dazu verſtehen wollten, Burgunderweine zu geringen Preiſen zu beziehen und auch wohlfeiler zu verabreichen, Weine, die, wie die Franzoſen ſagen, das Waſſer gut aushalten, und außer dieſen noch andere leichtere Weinſorten; ſo würde der Gebrauch ſolches unſchädlichen und nützlichen Getränkes bei Tiſche weit allgemeiner in Aufnahme kommen; ſo würde man anfangen, den Wein als ein häufigeres Bedürfniß mehr zu beachten, und binnen zwanzig Jahren würden wir ſelbſtgezogene Weine trinken können.

Die Vorſtellung, daß unſere Winter zu ſtrenge ſeien, kann hier nichts ausmachen. In Berggegenden mag dieß allerdings der Fall ſein; aber in einem Lande, das ſich vom 27ſten bis zum 47ſten Breitegrade ausdehnt, iſt es kaum möglich, anzunehmen, daß da nirgends der Weinſtock zur Blüthe kommen könne. Sie wiſſen, daß ſelbſt an der Elbe noch Wein gebaut wird, und eben ſo in mehr als der Hälfte der Schweizer Kantone. Eine gute Lage und eine geeignete Beſchaffenheit des Bodens iſt zu guten Weinanlagen erforderlich, und zwar überall erforderlich, und beides auszumitteln, iſt durchaus nicht ſchwer. Ich vermuthe, daß wir bis jetzt nur zu reichhaltigen Boden aufgeſucht haben, einen Boden, der bei ſeinem vorzüglichen Reichthum gleichwohl derjenigen beſondern Eigenſchaften entbehrte, welche der Weinſtock ſeiner eigenthümlichen Natur nach verlangt. Alle großen Wein-

anlagen, die ich bis jetzt geſehen, und alle, von denen ich genaue Nachrichten erhalten konnte, befinden ſich auf lockerem ſteinigtem Boden; öfter war es, wie im Rheingau, zerfallener Granit, Quarz und Syenit. Schiefer mit Quarz in einer thonigen Maſſe gemengt, oder auch mit Baſalt, iſt ein guter Weinboden; desgleichen Mergel- und Sandboden. Die Deutſchen düngen ebenfalls die Weinäcker, in Frankreich pflegt dieß, wie ich glaube, nicht zu geſchehen.

Die Trauben, welche guten Wein geben, ſind ſelten zum Eſſen derſelben recht geeignet. Mit großer Sorgfalt werden die verdorbenen Trauben herausgeſucht, wo man einen recht wohlſchmeckenden Wein bereiten will; ſo wie wir, um guten Aepfelwein zu bekommen, die Aepfel vorher ſorgfältig ausleſen. Ein wirklich guter Weinberg iſt zugleich ein Schatz für ſeinen Beſitzer, und ein erträgliches Stück Weinland iſt wenigſtens eine eben ſo vortheilhafte Benutzung des Bodens, als jede andere. Alle die trefflichen Sorten Hochheimer ſind nur der Ertrag von acht bis zehn Acres; ſüdlich vom Dorfe iſt unſtreitig weit mehr zu Weinpflanzungen benutzter Boden, aber der darauf wachſende Wein wird dem eigentlichen Hochheimer durchaus nicht gleichgeſchätzt.

Gute Weine kann nur die längere Zeit hervorbringen, und ein Amerikaner lebt freilich in zu großer Haſt, als daß er Zeit erübrigen könnte. Die Trauben wer-

den, je älter der Weinſtock wird, deſto beſſer, doch werden die Weinſtöcke von Zeit zu Zeit durch andere erſetzt; und der Wein nimmt ebenfalls mit den Jahren erſt an Güte zu. In dieſen Briefen habe ich Ihnen, wie Sie ſich erinnern werden, von einer Weinanlage am Zürcher See erzählt, durch die ich gekommen bin, und worauf die Weinſtöcke nach den vorhandenen Urkunden bereits fünfhundert Jahre beſtanden. Vor fünf Jahrhunderten aber müſſen, wenn man den Geſchichtſchreibern glauben darf, die Winter an dieſem See eben ſo ſtrenge geweſen ſein, als ſie jetzt gewöhnlich bei uns am Champlain-See zu ſein pflegen; die Winter ſind auch noch jetzt am Zürcher See recht kalt.

Manchen Weinen pflegt man in Europa ganz beſondere Eigenſchaften zuzuſchreiben. So ſollen manche Moſelweine durchaus keinen guten Eſſig geben. Wenn dieß wahr iſt, wie ich aus meiner eigenen Erfahrung weiß, ſo muß man aus Eſſig gar Moſelwein machen können. Das Merkwürdigſte, was ich in dieſer Art gehört habe, war ein Geſchichtchen, welches A——'s Großvater zu erzählen pflegte, das alſo vollkommen wahr ſein muß, weil es durch ganz untrügliche Perſonen verbürgt wird.

Um das Jahr 1750 erhielt er eine Pipe Madeirawein, der ſo ſchlecht war, daß er ihn als eine durchaus verdorbene Waare aufgab; doch ließ er das Faß der Sonne ausſetzen mit einer Flaſche am Spundloch, damit wenigſtens guter Eſſig daraus entſtehe. Die öffentlichen

Verhältniſſe nöthigten den alten Herrn, öftere Mahlzeiten zu geben, und bei ſolchen Gelegenheiten war ein Neger, deſſen Name mir entfallen iſt, ſein zuverläſſigſter Gehülfe. Dieſer Burſche war ein ganz vortrefflicher Diener, wenn er nüchtern war, gelegentlich aber machte er es, wie andere Leute, er betrank ſich auch. Das ſtörte alsdann den regelmäßigen Gang jener Mahlzeiten der ſtädtiſchen Häupter gar ſehr. Bei einer ſolchen Gelegenheit wurde alles aufgeboten, um den ſo unentbehrlichen Diener bei nüchternen Sinnen zu erhalten, und demungeachtet ſah man, gerade wo es am meiſten galt, ihn hinter dem Stuhl ſeines Herrn eben ſo bezecht, als man es ihm nur irgend hätte nachthun können. Die Sache wurde am nächſten Morgen ernſtlich unterſucht, und dabei kam nun heraus, daß ein Wunder ſich im Haushalte ereignet, der Eſſig war in Wein verwandelt worden. Der Sage nach war dieſer Wein wegen ſeiner Trefflichkeit unter dem Namen dieſes Negers als der beſte Wein in der ganzen Anſiedlung berühmt, weil man vielleicht dort bis dahin noch keinen ſo guten Wein Wein von dieſer Sorte getrunken hätte. Wenn aber Jemand in Amerika einen Verſuch mit Weinanlagen machte, und erhielte zufällig eine ſäuerliche Flüſſigkeit, aus ſeinen Keltern, ſo glaube ich faſt, er würde die Geduld nicht haben, die Zeit abzuwarten, bis durch Gährung ein beſſerer Wein entſteht. Die Geduld fehlt uns; darin liegt das Haupthinderniß, weßhalb un=

ſer Land nicht eine reiche Seiden= und Weinproduktion erhalten hat.

Zu dieſen Bemerkungen bin ich durch die Betrachtung des Weinbaues in dieſer Gegend veranlaßt worden. Die verſchiedenartige Güte der Weine wird durch die Lage der Weingärten bewirkt. Denn alle, die Weine machen, machen deßhalb nicht in jeder Lage vorzüglichen Wein; und die eigenthümliche Lage iſt daher auch die Urſache, daß die Weine von Vevey für die beſten in der ganzen Schweiz gelten. Das beſte Gewächs iſt der Wein von Sankt Severin, einem Weiler, der ganz nahe bei der Stadt am Fuße der Abdachung liegt, die ich Ihnen bei der Erzählung von unſerer Ankunft hierher beſchrieben habe. Das kleine ſchloßähnliche Gebäude, das unſere Einbildungskraft damals ſo ſehr beſchäftigt hatte, liegt ganz nahe an dieſer trefflichen Weinlage. Alles beweiſt, daß beim Weinbau außerordentlich viel von Nebenumſtänden abhänge, und daß man ſich nur dann recht viel von einer Weinanlage verſprechen könne, wenn man recht ſorgfältig alle ſolche Nebenumſtände beachtet.

Sowohl die Hitze, als die Kälte, kann einer Weinlage durch ihre Heftigkeit ſchaden. In Italien pflegt man deßhalb den Weinſtock ſich an Bäumen hinaufranken zu laſſen, um die Wirkung der Hitze mittelſt des durch dieſe bewirkten Schattens zu mildern. Aber faſt überall werden die beſſeren Weine, man könnte ſagen,

faſt durchaus, an ſchmalen felſigen Rändern gezogen, welche durch die engen Abſätze ſteiler Abhänge entſtehen. Dieſe Beobachtung führt mich zu der Annahme, daß wir in den mittleren und ſelbſt in den öſtlichen Staaten weit mehr Erfolg vom Weinbau, als in den mehr ſüdlich und weſtlich gelegenen Staaten erwarten können. Es ſcheint, daß die Kälte für ſich allein weniger einwirkt, wenn ſie nicht gerade ſo heftig wird, um die Pflanzen erfrieren zu laſſen; und die gute Jahreszeit währt bei uns hinreichend lange, um die Trauben zur Reife zu bringen.

Es wäre ungereimt, wenn ich, bei meinen oberflächlichen Kenntniſſen von dieſem Gegenſtande, mich dafür ausgeben wollte, recht tief in das Weſen des Weinbaues eingedrungen zu ſein; doch ſo viel möchte ich beinahe vorherſagen, wenn Jemand nur hinreichende Geduld haben wollte, ſich zu einem Verſuche einige Zeit zu nehmen, daß ſogar die kleine amerikaniſche Fuchstraube mit der Zeit einen guten Wein geben würde. Unſere Fuchstrauben haben nämlich mit den Trauben mancher der beſſern Weinberge dieſer Gegend eine große Aehnlichkeit, und daß die Fuchstraube zum Eſſen nicht ſonderlich ſich eignet, iſt durchaus kein Einwurf gegen die Möglichkeit, daß ſie einen trinkbaren Wein geben könne.

Kurz, ich gebe es zwar nur als eine Vermuthung aus, da ich keine hiſtoriſchen Beweiſe dafür habe; doch bin ich durch Alles, was ich in Europa vom Weinbau

geſehen und erfahren habe, ziemlich davon überzeugt worden, es könne kaum anders ſein, als daß wir bei unſern ſeitherigen Verſuchen mit Weinanlagen, ganz beſonders darauf bedacht waren, einen recht fetten Boden auszuſuchen und die höheren Breiten des Landes durchaus zu vermeiden. Ich kann es mir nicht anders denken, als daß ein ſteinigter hügelichter Boden, wohl umgearbeitet, in der gehörigen abhängigen Lage nach der Südſeite, im Innern der niedriger gelegenen Gegenden der mittleren Staaten faſt überall gute Weine hervorbringen müſſe.

Neunzehnter Brief.

Der Genferſee. — Fahrten auf demſelben. — Das Ufer von Savoyen. — Das Großartige und Schöne dieſer Felſenmaſſen. — Sonnenuntergang. — Abendgemälde. — Wohnungen amerikaniſcher Familien längs den Ufern des See's. — Unterredung über Amerika mit einem Einwohner von Vevey. — Die Nullifikations-Streitfrage. — Entſtellende Vorſtellungen über Amerika in Europa. — Rowland Stephenſon in den Vereinigten Staaten. — Unwürdige Beſtrebungen, um Amerika in übeln Ruf zu bringen. — Falſche Anſichten in Europa, in Beziehung auf Amerika. — Die Kentukier. — Fremdenverbindungen innerhalb der Vereinigten Staaten. — Unfreiſinnige Meinungen mancher Amerikaner. — Vorurtheile.

Lieber — —

Unſer Aufenthalt zu Vevey war bis jetzt reich an Ergötzlichkeiten aller Art. Der See mit ſeinen wechſelnden Gegenden und ſeiner Lebhaftigkeit zieht längere Zeit an, als ſelbſt der Anblick der Oberländer Alpen; und wir ſind jetzt völlig überzeugt, daß wir eine fehlerhafte Wahl getroffen, als wir im Jahre 1828 uns bei Bern wohnlich niederließen, ſo ſchön auch jene Gegend wirklich iſt. Ein Beweggrund war, daß wir mitten in der Schweiz wohnen wollten; die Schweiz iſt aber über-

haupt nicht groß, und die Entfernungen können daher nicht hoch angeſchlagen werden. Ich würde alſo allen unſern Freunden, die einen Sommer in der Schweiz zubringen und ſich nach einer Wohnung umſehen wollen, lieber rathen, ſich irgendwo an den Ufern des Genfer See's niederzulaſſen. Zwei Dampfboote gehen täglich in verſchiedenen Richtungen ab und zu, und an welcher Stelle des Ufers man ſich auch anſiedle, das macht im Ganzen wenig Unterſchied. Wenn man Alles erwägt, ſo bleibt der Ausſpruch: „mon lac est le premier" durchaus wahr; obſchon es noch eine große Frage iſt, ob der Herr von Voltaire jemals alle Vorzüge dieſes See's wirklich kannte, oder auch nur Gelegenheit gefunden, ſie kennen zu lernen.

Der Leman hat für uns nichts Ermüdendes; täglich bringen wir zwei bis drei Stunden auf demſelben im Nachen zu. Bisweilen rudern wir, die Stadt im Angeſichte behaltend, welche an manchen Stellen wörtlich in's Waſſer hineinragt, in Gedanken vertieft über die kunſtloſen alten Mauern, oder auf die Worte des alten ehrlichen Johann horchend, der zwei hackenförmig gebogene Ruder mit der Gewandtheit einer Dame der Tropenländer bewegt, aber dabei auch in ſeinem Leben Zeuge großer Begebenheiten war. Zuweilen ſcheint uns ſelbſt dieſe träge Handhabung der Ruder noch zu raſch für die Stimmung des Augenblicks, und wir laſſen uns leiſe längs dem Ufer fortgleiten; denn die Strömung reicht hin,

uns binnen einer halben Stunde längs Vevey in ſeiner ganzen Ausdehnung vorüberzutreiben. Bisweilen werden wir wie in einer Nußſchaale umhergeſchaukelt, denn etwas weiterhin bringen die Winde dieſen Theil des Waſſerſpiegels bald in raſchere Bewegung. Im Ganzen haben wir aber bis jetzt wenig mehr als Windſtille gehabt, und, was in der Schweiz ungewöhnlich iſt, wir hatten keinen Tropfen Regen.

Wir haben keinen Grund, den Aufenthalt am See für ungeſund zu halten; denn wir ſind öfter bis nach Sonnenuntergang unterweges, ohne irgend unangenehme Folgen davon zu ſpüren. Die Ufer haben um Vevey meiſtens ein kühnes Anſehen, obgleich Wieſen und Gewäſſer beim Einſtrömen der Rhone, etwa acht bis zehn engliſche Meilen weiter aufwärts, in einander verſchwimmen; ſo daß man dort vielleicht an Binſen und Sumpflilien denken und ein Vorgefühl von Flußfiebern erhalten könnte. Die geſunde Luft und die treffliche Ausdündung der Alpmatten hat uns allen bis jetzt recht wohlgethan, und wir ſehen mit Sehnſucht der Jahreszeit der Trauben entgegen, welche jetzt näher rückt, und die, wie Jedermann behauptet, diejenigen, welche ſich vollkommen wohl befinden, noch unendlich geſunder macht.

Von dem größten Zauber der landſchaftlichen Reize von Vevey, welches uns vielleicht den höchſten Grad des Genuſſes gegeben hat, habe ich Ihnen noch gar nichts erwähnt. Das ſavoiſche Ufer, der Stadt unmit-

telbar gegenüber, ſtellt eine Folge prachtvoller Felsſchichten dar, die ſich etwa vier bis fünftauſend Fuß über die Waſſerfläche erheben. Dieſe Felſenrieſen bilden durchgehends faſt ſenkrechte Abſtürze, deren äußere Flächen durch tiefe Spalten geborſten erſcheinen, die man ihrer Größe und Tiefe wegen Schluchten und Thäler nennen könnte. Das iſt die Felſengegend, welche über Meillerie, Saint Gingoulph und Evian emporragt, Städtchen oder Dörfer, die am Fuße dieſer Felſenberge gleichſam ſich feſthalten und dadurch allein ſchon, von dieſer Seite des See's betrachtet, einen ſchönen Anblick gewähren. Der Abſtand von Vevey bis zum jenſeitigen Ufer beträgt nach dem Zeugniß des alten Johann ungefähr fünf (engliſche) Meilen, doch die außerordentliche Reinheit der Atmoſphäre und die Erhebung des Bodens läßt den Abſtand weit geringer erſcheinen. Die Gipfel der Savoyer-Alpen ſind in den wunderlichſten Gebilden zerklüftet; ſie ſind in ihren Grundzügen ſo ſchön und gleichförmig aufgeführt, ohne alle ſichtbare Regel und beſtimmtere Ausführung', daß ich ſie faſt natürliche Arabesken nennen möchte. Keine Beſchreibung vermag von dieſer eigenthümlichen Schönheit eine deutliche Vorſtellung zu geben; denn ich kenne Nichts in der Natur, womit ich ſie vergleichen könnte. Da dieſe Berge uns gerade gegenüber im Süden ſich befinden; ſo kann ich von dem ungewöhnlichen Glanze des Himmelraumes hinter ihnen bei jedem Sonnenuntergang keinen andern Grund angeben, als das Wider-

ſtrahlen von den Gletſchern; der Montblanc liegt in dieſer Richtung ungefähr fünfzig (engliſche) Meilen entfernt, kann aber hier nicht geſehen werden. Die Wirkung, welche die Umriſſe dieſer Berge während oder bald nach Sonnenuntergang hervorbringen, wenn dazu der Himmel in ſanftem goldnen Schimmer prangt, iſt nicht blos eine der ſchönſten Anſichten der Schweiz, ſondern von Allem, was ich jemals ſah, das vollkommenſte Naturſchauſpiel. Es iſt nicht gerade geeignet, plötzliche Bewunderung zu erregen, wie die roſigen Farbenſpiegelungen und die geſpenſtigen Schauergebilde der Hochalpen zu gleicher Stunde in uns erwecken; aber allmählich wirkt der Anblick, wie die einſamen Schatten der Appeninen unſer Gemüth mit ſteigender Macht bewältigen, ein Genuß, deſſen wir nicht müde werden, der vielmehr bei jedem folgenden Sonnenuntergang noch geſteigert wird. Vielleicht erhalten Sie eine ſchwache Vorſtellung von dieſem Anblick, indem Sie ſich ungeheure Arabeſken in weiter Ausdehnung ausgeführt und von ſo kühner Erhabenheit, daß keine Kunſt ſie nachzubilden vermag, vorſtellen; welche ungeheuer hoch hinauf ragen, ein finſteres, großartiges Hautrelief, ein Gemiſch von Erhabenheit und ſanfter Eindrücke; und dieſes alles unter einem Himmel betrachtet, deſſen Glanz aus der Gluthfarbe des Goldes allmählig in die zarten Farben der Abenddämmerung übergeht. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, wann dieſe Scene am meiſten ergötzt; wann die Felſen

deutlich und braun erſcheinen, ihren Bau erkennen laſ-ſen, und der Himmel ſich glänzend darüber ausdehnt; oder, wann die ſchwarzen Maſſen nichts mehr unterſchei-den laſſen, und der Himmel nur noch kaum ſo viel Licht über ſie verbreitet, um ihre Hauptumriſſe anzudeuten? Vielleicht der letztere Augenblick macht das Gemälde voll-kommen, denn die Düſterheit wirft dann einen Schleier ſchauerlichen Geheimniſſes über das Ganze.

Dieſe Art von Anſichten enthält die großartigſten Züge der ſchweizeriſchen Landſchaften. Die außerordentlichſte unter ihnen iſt vielleicht die Anſicht der hohen Gipfel, durch Wolken von der Erde abgetrennt, über dieſen in den Himmel emporragend; doch glaube ich, daß die Sce-nerie der Savoyer Alpen von den Meiſten bleibend vor-gezogen werde. Dieſes vermuthe ich aus der Erfahrung, daß Dinge, welche gleich das erſte Mal in zu großes Er-ſtaunen zu verſetzen pflegen, in der Regel kein ſo dau-erndes Vergnügen gewähren; ich ſah jenes erſtaunende Schauſpiel nur zweimal, und das eine Mal nicht einmal vollkommen. Dagegen gleich den Muſikfreunden, die beim Eröffnen des Orcheſters nie fehlen können, ver-fehlten wir nie zur Betrachtung dieſes Abendgemäldes uns zeitig einzufinden, das, gleich einem ſchönen, aus-drucksvollen Meiſterwerke der Harmonie bei jeder Er-neuerung derſelben Eindrücke inniger unſere Seelen er-greiſt. Dieſe ganze Gegend des See's, wo wir träge im Angeſichte der Stadt auf der Waſſerfläche treiben,

die ruhig und glatt, gleich einem Spiegel ſich ausbreitet; der Abhang hinter der Stadt, aufwärts immer dunkler werdend mit der allmählich ſchwindenden Abendhelle; die Alpmatten, welche nur noch die braunen Sennhütten erkennen laſſen; die Savoyer Felſen; die hehre Rhoneſchlucht, mit dem Gletſcher des Mont Velan in ihren tiefen Fernen, deſſen weißglänzender Eisgipfel noch in den hellen Tag emporragt, wenn längſt ſchon der Abend hier unten Alles in Schatten hüllt, dieſes bildet ein Ganzes, ein vollkommen ſchönes Naturgemälde, wie ich noch nie eins geſehen habe.

Sie können ſich leicht vorſtellen, wie ſehr wir die Zeit benutzten, alles dieſes recht zu genießen. Faſt jeden Abend ſeit unſerer Ankunft hierher hat der alte Johann und ſein Kahn in Bereitſchaft ſein müſſen, und der alte Mann geht auch ſo gutwillig in unſere Empfindungen ein, daß ſeine Ruder ſich heben und ſenken, ohne etwas mehr als ein kaum hörbares ſchwermüthiges Geräuſch zu erregen. Sein mit uns einſtimmiges Benehmen läßt nichts zu wünſchen übrig, und faſt möchte ich mir einbilden, ſeine Ruder krümmten ſich jeden Abend mehr und würden immer maleriſcher. Indeſſen ſind wir nicht allein im ausſchließlichen Beſitz ſo vieles Schönen. Nicht weniger als ſieben amerikaniſche Familien, mit Einſchluß der unſrigen, haben entweder auf einige Zeit am Rande des See's oder doch in deſſen Nähe ihren Wohnſitz gewählt, oder ſie ſchweifen nach Muße längs den Ufern

ab und zu. Der Ruf der Schönheit ihrer Frauen iſt bereits zu unſeren Ohren gedrungen, doch ein ſolcher Ruf iſt in dieſer Weltgegend nicht ſchwer zu erlangen. Mit einer dieſer Familien lebten wir in Italien in recht vertrautem Umgang, die vaterländiſchen Bande knüpfte der Umſtand noch feſter, daß einige ihrer Verwandten auch die unſrigen waren. Sie begaben ſich von Lauſanne aus eilig auf den Weg, um uns zu treffen, ſobald ſie verſichert waren, daß wir hier angelangt wären, und die frühern freundſchaftlichen Verhältniſſe wurden hier aufs neue fortgeſetzt. Seit unſerem Zuſammentreffen ſind einige kleine Ausflüge verabredet worden, und vielleicht werde ich nächſtens über dieſe etwas mittheilen können.

Vor einigen Tagen begegnete ich auf dem öffentlichen Spaziergange einem Einwohner von Vevey, mit welchem ich Geſchäfte halber flüchtig bekannt geworden war. Wir grüßten einander und ſetzten den Spaziergang mit einander fort. Die Rede kam bald auf die Neuigkeiten von Amerika, wo eben jetzt die Nullifikation Zwiſtigkeiten befürchten läßt. Die Schweizer ſcheinen mir das einzige Volk in Enropa zu ſein, die mit einiger Theilnahme ſich um das bekümmern, was im Allgemeinen dafür gilt, als müſſe ſolches eine Kriſe in unſern Angelegenneiten hervorbringen. Ich will damit keinesweges behaupten, daß nicht Einzelne unter andern Völkern nicht denſelben Antheil an unſerem Wohlergehen

nähmen; denn man könnte deren wohl eine Million unter den verſchiedenen europäiſchen Nationen aufzählen, und die Ultra-Liberalen ſtützten ſich immerfort auf unſer Beiſpiel, um ihren Lehren Eingang zu verſchaffen; aber wenn ich die Maſſe des Volkes ausſchließe, welche zu viel mit der Noth um die Friſtung des eignen Lebens zu thun hat, als daß ſie ſich um ſolche fernliegende Dinge bekümmern könnte, ſo ſieht man auf dieſer Seite des atlantiſchen Meeres, ſo weit ich darüber mich belehren konnte, faſt überall, nur die Schweiz ausgenommen, dem Zeitpunkte mit berechnendem Vertrauen und höhnender Ungeduld entgegen, wann unſer Staatenverein endlich in ſich ſelbſt zuſammenſtürzen könnte. Zwar könnte ich Ihnen manche alberne und falſchgemeinte Verſicherungen des Gegentheils anführen; doch ich halte dergleichen für nichts weiter als für geſellſchaftliche Phraſen, auf welche Niemand, der einigermaßen mit der Welt bekannt iſt, das geringſte Gewicht legen kann; ſolche Redensarten haben mich noch nie getäuſcht, und ich hoffe, Sie werden ſich ebenſowenig von denſelben hintergehen laſſen. Die Menſchen nehmen ſich in der Regel in Acht, wörtlich die Selbſtſucht und die Unfreiſinigkeit einzugeſtehen, welche alle ihre Wünſche und Handlungen in Bewegnng ſetzt. Wer leichtgläubig genug iſt, Worte ſtatt Thaten zu nehmen, oder ſelbſt bloße Worte für aufrichtig gemeint zu halten, wird in dieſer Weltgegend ſich in weit mehr als der Hälfte derer täuſchen, mit welchen

er zuſammentrifft. Ich glaube, ich habe Ihnen den Fall von Sir James Mackintoſh, der hierher gehört, noch nicht mitgetheilt. Bei einem Gaſtmahle des Herrn — — fragte ihn Jemand, ob er (Sir James Mackintoſh) vielleicht dem Verfaſſer einer Schmähſchrift gegen ihn auf die Spur gekommen ſei? — „Nicht zuverläſſig", ſagte er, „wie wohl ich nicht zweifle, daß — — der Verfaſſer dieſer Schmähſchrift iſt. Ich hatte gleich Anfangs Verdacht auf ihn; aber wir trafen in Pall-Mall zuſammen, bald nachdem der Artikel öffentlich erſchienen war; er drehte ſich gleich herum, und ging die ganze Straße entlang mit mir, indem er mich mit Betheurungen ſeiner Bewunderung und Hochſchätzung meiner Perſon überhäufte; da erkannte ich meinen Mann ganz ſicher!"

Mein Bekannter that manche Fragen über den wahrſcheinlichen Ausgang des jetzt beſtehenden Kampfes, und ſchien wirklich recht erfreut, als ich ihm ſagte, ich fürchte keine ernſte Gefahr für unſere Republik. Ich erregte ſein Lachen, als ich ihm die Aeußerung des witzigen Abbé Correa mittheilte, welcher einſt ſagte: „Die Amerikaner erhitzen ſich außerordentlich im Wortkampfe über politiſche Gegenſtände; man meint, jetzt gleich würden ſie in Wuth zu den Waffen greifen, und, während man voller Erwartung iſt, jetzt werde gewiß eine Revolution ausbrechen, ſo gehen ſie nach Hauſe, um Thee zu trinken." Mein Bekannter erkundigte ſich mit Beſorgniß, ob wohl unſere Regierung hinreichende Kraft beſitze, um die Un-

ruhen mit Gewalt zu unterdrücken. Er hatte nämlich gehört, in dem unruhigen Landestheile befinde ſich bloß eine einzige Kriegsſchaluppe und ein kaum vollzähliges Bataillon Truppen. Ich ſagte ihm, wir ſeien im Beſitze aller Mittel, die man in andern Ländern habe, um einen Aufruhr zu unterdrücken, obſchon wir es nicht für nöthig gefunden hätten, zu demſelben Syſteme ihrer Organiſirung unſere Zuflucht zu nehmen. Unſere Regierung ſei dem Staatsgrundſatze gemäß milde, und ſtrebe gar nicht danach, einzelne widerſtrebende Faktionen zu unterdrükken; dagegen ſei eine große Mehrzahl der Bevölkerung der einzelnen Staaten der Vereinsverfaſſung innig ergeben, und wenn wirklich eine Entſcheidung durch die Waffen herbeigeführt werden müßte, und eine freundliche Ausgleichung durchaus nicht mehr möglich wäre, ſo würden in dieſem Falle von jeder Zehnzahl ihrer Neun ſich zur Vertheidigung der Verfaſſung vereinigen. Selbſt ein Bürgerkrieg würde in Amerika keine andern Folgen haben, als ſonſt überall. In einer Republik würden die Menſchen, wie in monarchiſchen Staaten ebenfalls, nicht länger wider einander fechten, als bis ſie deſſen überdrüſſig wären, und darauf würden ſie freundliche Ausgleichung verſuchen. Auch ſei nicht zu erwarten, eine Bevölkerung gleicher Abſtammung und Lebensgewöhnung, im beſtändigen gegenſeitigen nachbarlichen Verkehr, werde ihr Gebiet durch bürgerliche Kriege zerreißen, wenn nicht äuſſere gewaltſame Aufhetzung ſie widereinander treibt, und

wenn nicht fremde Eroberung den Weg zur allgemeinen Entzweiung bahnt. Ich glaubte keineswegs, daß wir für alle Zeit mit den menſchlichen Drangſalen unbekannt bleiben würden, die ebenfalls andere Völker befallen hätten, und wüßte auch nicht, warum ſie uns härter heimſuchen ſollten, ſo lange ſie nur aus ähnlichen Urſachen, wie bei den übrigen Nationen, entſtänden. Was die geringen Streitkräfte in Karolina betreffe, das, ſagte ich, ſei vielmehr ein Beweis der vergleichungsweiſe größern Kraft, als wie der Schwäche unſerer Regierung. Hier beſtänden zwar laute Drohungen des Widerſtandes; ſelbſt gehörig vorbereitete und ſogar rechtlich einigermaßen zu vertheidigende Mittel ſeien vorhanden, den angedrohten Widerſtand auszuführen; und doch würden die Geſetze geachtet, obgleich nur eine Kriegsſchaluppe und nur zwei Kompagnieen Artillerie ihnen äußere Achtung verleihen. Wollte Frankreich ſeine Bataillone aus der Vendee, Oeſterreich die ſeinigen aus Italien, Rußland die ſeinigen aus Polen zurückziehen, wollte England ſeine Truppen aus Indien oder Irland entfernen, ſo wüßten wir ſämmtlich, daß alsdann nicht ſechs Monate vergehen würden, bis dieſe Länder ſämmtlich für ihre jetzigen Beſitzer verloren ſein würden. Da wir alſo keine ſo außerordentliche Truppenmacht nöthig haben, ſo ſcheine es in der That, daß die Unruhen bei uns entweder gänzlich verſchieden von den Unruhen in europäiſchen Ländern ſein müſſen, oder daß in unſern Inſtitutionen ſich

ein erhaltendes Prinzip befinde, das man auf dieſer Halbkugel gar nicht antreffe. Jetzt wünſchte mein Bekannter von Vevey zu wiſſen, welchen von beiden Urſachen ich die jetzige Ruhe in Karolina zuſchreibe. Ich antwortete ihm, beiden zugleich. Die widerſtrebende Partei in dem genannten Staate ſei in ihren Abſichten redlich und offen, und wenn auch Einige ſolche wirklich durch eine Trennung vom Bunde durchſetzen zu müſſen meinten, ſo ſei doch die Mehrzahl nicht dieſer Meinung. Der leitende Grundſatz unſeres Syſtemes ſei, daß wir die nöthige Ausgleichung entſtandener Streitigkeiten vom Volke erwarteten, welches die Quelle aller Gewalt ſei, und die Mehrzahl ſei noch immer im vollen Vertrauen auf dieſe Entſcheidung. Bei andern Verfaſſungen könne man freilich Neun gegen Eins ſetzen, daß ein Aufruhr durch ein ähnliches ruhiges Abwarten nicht zurückgehalten werde.

Der Schweizer hörte auf dieſes Alles mit vieler Aufmerkſamkeit und ſagte: Amerika ſei oftmals ſchlecht in Europa vertreten worden, und daß man in ſeinem Lande jetzt allgemein anfange zu glauben, es müßten lichtſcheue Urſachen dabei zu Grunde liegen. Er ſagte mir, es ſei Viel über den Vorfall mit Rowland Stephenſon geſprochen worden, und offen bat er um nähere Aufſchlüſſe darüber; denn da er ſelbſt der handeltreibenden Klaſſe angehöre, ſo ſeien die beleidigenden Einwirkungen dieſer Geſchichte an ihm nicht unbemerkt vorübergegangen. Das war der dritte Schweizer, der dieſe Angelegenheit berührte;

die beiden andern Male war es in Rom, wo davon die Rede war, und wo ich ſo viel deutlich abnehmen konnte, daß man das Gerücht verbreitet hatte, daß die Amerikaner, um ihrem Wunſche nach reichen Ueberſiedlern nachzugeben, den Verbrecher in Sicherheit geſetzt hätten, um die Früchte ſeiner Reichthümer zu genießen!

Ich ſetzte ihm daher die Sache auseinander, indem ich nichts that, als die einfachen Thatſachen anzuführen. Und dann, fügte ich hinzu, dieſer Fall ſei ein trefflicher Beleg zu der Art und Weiſe, wie man Amerika ſeit **1776** behandelt habe. Ein Engländer, ein Parlamentsmitglied ſogar, war aus ſeinem Lande verſchwunden, und hatte in dem unſrigen Zuflucht gefunden, als er zufällig auf der See einer ſchwediſchen Brigg begegnete, deren Reiſe dorthin ging. Es wurde eine Belohnung auf deſſen Habhaftwerdung geſetzt. Darauf unternahmen es einige Leute, ich weiß nicht, auf weſſen Antriebe, ſich dieſes Mannes auf einem wenig befahrenen Wege in Georgien zu bemächtigen, und ihn unerkannt in das Gebiet von Newyork zu ſchaffen, um ihn von dort aus ganz in der Stille auf einem Paketboot nach Europa überzuſetzen. Ein ärgerer Frevel als eine ſolche Handlung konnte nicht wohl begangen werden. Keine geſetzliche Form war hier beobachtet, das ganze Benehmen eine Verhöhnung des Rechts und der Selbſtſtändigkeit der beiden betheiligten Staaten. Zwar war ſo viel iſt wahr, der Verfolgte

wurde eines bedeutenden Betruges beſchuldigt; wenn aber dergleichen geheime Schleichwege erlaubt wären, dann würde es bald keiner Schuld mehr bedürfen, um Gewaltthätigkeiten auszuüben. Selbſt ein Unſchuldiger dürfte alsdann widerrechtlich in Gewahrſam geſchleppt werden. So wie die Umſtände näher bekannt wurden, wandte man ſich an die geeignete Behörde um Schutz. Dieſer wurde auch geſtattet nach dem Grundſatze, der bei allen gebildeten Völkern gilt, wo das Recht ſtärker iſt, als die Macht. Wenn Jemand unter ähnlichen Verhältniſſen von Canada nach England gebracht worden wäre, ſo würde er denſelben Anſpruch gehabt haben, auf freien Fuß geſetzt zu werden; und es gibt keinen Juriſten in England, der dieſen Fall anders beurtheilen würde. Wenn dieſer Vorfall irgend einer der beiden Nationen, als ſolchen, zum Nachtheil gereichen könnte, welches übrigens, wo doch nur Einzelne fehlten, eine ſchreiende Ungerechtigkeit ſein würde, dann müßte der Nachtheil doch offenbar nur diejenige treffen (wenn man an ſolcher Uebertreibung feſthalten wollte), die dieſe Uebertretung der Geſetze und Verletzung alles rechtlichen Gefühls gewagt hatte, die den Verbrecher zu den ihrigen zählte, und ihn noch dazu durch die höchſte Auszeichnung im Staate geehrt hatte. Die Sache aber iſt ſo verſchiedentlich geſchraubt nnd gezwängt worden, bis man ſeinen Zweck erreicht hatte, ein ungünſtiges Vorurtheil wider Amerika zu erwecken.

Und jetzt ſage ich Ihnen, mein lieber — —, wie

meinem Bekannten in Vevey, welch ein treffliches Beiſpiel der erzählte Fall für die Behandlungsweiſe abgibt, die uns in Europa widerfährt; ſeit ſieben Jahre hatte ich hinreichende Gelegenheit, alle die Liſten und Ränke zu beobachten, die man ausgeſonnen und ins Werk geſetzt hat, um uns einen ſchlechten Namen zu machen. Die Macht der Verläumdung, welche den Intereſſen der Selbſtſucht dient, das iſt es, was die von alters her begründeten, größern Staaten vor einem wie dem unſrigen vorausßhaben; dieſe Macht der Verläumdung wird aber bei uns nicht als beſonders wichtig betrachtet, und wir pflegen keine ſonderliche Erfolge auf dieſelbe zu bauen. Ich fühle mich durchaus nicht dazu geeignet, zu unſern eigenthümlichen National-Gebrechen die Augen zu ſchließen, zumal da ich hinreichende Gelegenheit gefunden, durch angeſtellte Vergleichungen ihr Daſein und ihre Natur kennen zu lernen. Nichts kann indeſſen für jeden Menſchen, dem ſelbſt nicht mehr als die gewöhnlichſten Fähigkeiten zu Theil geworden ſind, wenn er die Gelegenheit nicht verſäumt hat, ſich in der Bildung richtiger Schlußfolgerungen zu üben, offenbarer einleuchten, als die immer neu ſich beſtätigende Wahrheit, daß alle Fehler, die uns in Europa gewöhnlich angedichtet werden, wie der Mangel an Moralität, Rechtſchaffenheit, Ordnungsliebe, Schicklichkeitsgefühl, Freiſinnigkeit und Religioſität, gerade, — ſo iſt der Lauf der Welt — geradezu die ſtarken Seiten des amerikaniſchen Charakters aus-

machen; während dagegen manche von den Eigenſchaften, deren unſere Landsleute bisweilen ſich hoch zu berühmen pflegen, — z. B. höhere Geiſtesbildung, guter Geſchmack, geſelliger Ton, feine Erziehung, was für Alle, die über dem ungebildeten Haufen ſtehen, gelten mag, — in Wahrheit zu den ſchwachen Seiten unſeres Nationalruhmes gehören, und wovon wir lieber beſcheiden ſtill ſchweigen ſollten. Hiergegen werden viele Andere gar Vieles einwenden, beſonders diejenigen, die unter dem Einfluſſe derjenigen Leutchen ſtehen, bei denen die Menſchenliebe eine Handelsſpekulation iſt, eine Klaſſe Menſchen, die entweder den Mantel der Liebe über lichtſcheue Dinge ziehen, oder mit unzähmbarem Eifer, alles was ihnen nicht zuſagt, anfallen, jenachdem das Zünglein der Waage auf Vortheil oder Schaden hinweiſt.

Ich ſagte zu meinem Schweizer, eine der Urſachen, warum man in Europa ſo arge Mißgriffe in dem Vorherſagen des Schickſals von Amerika ſich zu Schulden kommen laſſe, beſtehe in den ſchlechten Quellen, woraus man in Europa ſeine Nachrichten ſchöpfe, woher weder die Möglichkeit genauer noch die Bereitwilligkeit wahrhafter Mittheilungen erwartet werden dürfe. Die meiſten Nachrichten dieſer Art, die theils aus Amerika herüber, theils nach Amerika hinüber befördert würden, kämen wie ihre Waaren durch zwei oder drei große Kanäle oder Seehafen, und dieſe wimmeln noch dazu von den Ein-

gebornen wenigſtens der Hälfte der ſämmtlichen europäiſchen Länder, größtentheils handeltreibenden Abenteurern, von denen kaum Einer unter Fünfen jemals dahin gelangt, zu fühlen, daß er ein Amerikaner ſei. Dieſe Leute haben nicht ſelten an manchen Orten auf manche öffentliche Blätter einigen Einflnß, und eben dadurch, ſo wie durch ihren ausgebreiteten Briefwechſel, vermögen ſie manche falſche Vorſtellungen über unſer Land zu verbreiten. An und für ſich ſind es nicht die Städte, nicht die vorzügliches Aufſehen erregenden Individuen in den Städten, welche das Nationalgefühl, das Benehmen des Volkes überhaupt, die Geſinuung des ganzen Landes repräſentiren. Dieſes beweiſt jeder Fall, wo entſcheidende Angelegenheiten zur Sprache kommen, wo alsdann die Städte immer die Minorität erhalten, aus dem einfachen Grunde, weil ſie ſämmtlich weiter nichts als Handelsgemeinden darſtellen, die dem Inſtinkte ihrer wechſelnden Vortheile folgen, und ohne alle andere Rückſicht dem Erſten zujauchzen, der ihnen einen Vortheil zu zeigen bemüht iſt. Daher finden wir dieſe Klaſſe von fremdher angeſiedelten Kaufleuten immer auf der Seite derer, die ſich mit dem ruhigen und beſonnenen Gang unſerer Inſtitutionen nie ganz befreunden, ſondern demſelben mehr oder weniger fremd bleiben. In Amerika iſt höhere geiſtige Ausbildung nicht auf die Städte beſchränkt, vielmehr kann man als Regel annehmen, daß deren weit mehr außerhalb der Städte auf dem Lande zu finden iſt.

Als einen Beleg für die Irrthümer, die man in Europa über Amerika unterhält, führte ich die Meinung an, womit man in England, eine Nation, die uns am beſten hätte kennen müſſen, ſich ſelbſt im Kriege von 1812 betrog. Sich ſelbſt bewußt ihrer Handelseiferſucht, ſuchte die engliſche Regierung naturgemäß ihre wahren Feinde unter den Kaufleuten in den Städten, und meinte dagegen im Innern des Landes deſto wärmere Freunde zu finden. Der Erfolg würde freilich dieſe Meinung widerlegt haben; eine Meinung, die vielfältig in ſich ſelbſt verrieth, zumal in den öffentlichen Blättern jener Zeit. Dieſe vorgefaßte Meinung veranlaßte unſere Angreifer, die Kentuckier um ihre Hülfe anzuſprechen! Nun gab es damals wohl kaum einen Winkel der Erde, wo weniger Theilnahme für England gefühlt worden wäre, als eben in Kentucky, oder überhaupt längs der ganzen weſtlichen Grenze von Amerika, wo man (ob mit Recht oder mit Unrecht, kann hier nicht unterſucht werden), die meiſten Feindſeligkeiten der indianiſchen Stämme dem Einfluß der Engländer aufbürdete. Zu wenig fremde Reiſende fanden hinreichendes Intereſſe an unſerem Lande, um dergleichen Meinungen zu berichtigen, und England, ſeinen eigenen unverbürgten Vorausſetzungen überlaſſen, ſo wie ſeinen auf nichts ſich gründenden Theorien, wurde auf dieſe Weiſe zu den ungereimteſten Fehlgriffen verleitet, die es jemals hätte ausſinnen können. Ich glaube, daß ein großer Theil der irrthümlichen Vorſtellungen,

die man in Europa über Amerika feſthält, von den Vorurtheilen dieſer Klaſſe von Einwohnern herrührt *).

Um den Einfluß einer ſolchen Menſchenklaſſe richtig abſchätzen zu können, müſſen wir unſere Aufmerkſamkeit ein wenig bei der Zahl, bei dem Reichthum und bei den Verbindungen dieſer fremden Kaufleute verweilen

*) Dieſes war des Verfaſſers Meinung, ſo lange er in Europa ſich aufhielt. Seit ſeiner Heimkehr fand er ſeine Meinung durch mehre Gründe beſtärkt. Im verfloſſenen Jahre hatte er eine Unterredung mit einem fremden diplomatiſchen Agenten, in Bezug auf die öffentliche Stimme über gewiſſe politiſche Maßregeln. Der Diplomat machte ihm die Bemerkung, alle Leute von Talent, Vermögen und Anſehen ſeien im Lande gegen die Regierung eingenommen. Denn das iſt der abgenutzte Waidſpruch Englands; und ſo wie die beabſichtigte Reform dem Prüfſtein der öffentlichen Meinung wirklich unterworfen wurde, da fand es ſich, daß allein die parvenûs die ärgſten Gegner der Regierung waren. Als der Diplomat aufgefordert wurde, einzelne Perſonen zu nennen, ſo nannte er drei Kaufleute von Newyork, die ſämmtlich Fremde von Geburt waren, deren keiner reines Engliſch ſpricht, keiner bei Abſtimmungen einen Einfluß auszuüben vermag, keiner jemals unſere Verfaſſungsurkunde geleſen, oder wenn er ſie geleſen, ſie jemals verſtehen konnte; keiner irgend etwas mehr war, als ein Reflex der alltäglichſten und abgedroſchenſten Vorſtellungen des Standes, zu dem ſie in andern Ländern gehörten, worin ſie aufgewachſen waren, und wovon ſie bei ihrer Herkunft in dieſes Land den bleibenden Einfluß empfanden.

laſſen. Mir iſt es oftmals ein Anlaß zu kränkenden Gefühlen geweſen, wenn ich die Spalten der am meiſten geleſenen Blätter der volkreichſten Städte unſeres Bundesſtaats mit den prahlenden Empfehlungen Engliſcher, Irländiſcher, Deutſcher, Franzöſiſcher, Schottiſcher Geſellſchaften angefüllt ſah, und deren darin ausgeſprochene Geſinnungen weit mehr Fremdländiſches als eigentlich Amerikaniſches ausſprechen. Mildthätige Vereine, ſo lange Mildthätigkeit ihr Zweck iſt, verdienen zwar alles Lob; allein die Inſtitutionen des Vaterlandes, die an ſich ſo großartig und menſchenfreundlich ſind, werden durch jeden gekünſtelten Verſuch verletzt, uns die Vorurtheile und die Bräuche eines uns fremden Zuſtandes der Dinge durch wiederholte Anpreiſung aufzudringen. Wenigſtens könnten wir den Anpreiſungen derſelben in den öffentlichen Blättern entbehren, überhaupt der beleidigenden Zurſchauſtellung, als ſtehe ihnen das Monopol durch das ganze Land zu. Verſtändige Reiſende beobachten dergleichen, und machen ihre Bemerkungen darüber, und einer von ihnen fragte mich einmal gerade zu: „ob es denn wirklich in Amerika gar keine Amerikaner gebe?“ Können wir uns noch verwundern, daß, wenn ein Fremder dieſe Art Menſchen in öffentlichen Blättern und in Geſellſchaften ſich ſo hervordrängen ſieht (und das mitunter ſo wohlverdienter maßen), daß ein Fremder ſolche Leute in ihrem Einfluße überſchätzen, und ihren Aeußerungen ein Gewicht beilegen muß, das ſie durchaus nicht

verdienen? Daß die Europäer aus irgend einer Quelle die falſchen Nachrichten geſchöpft haben muſſen, von denen ſie ein halbes Jahrhundert hindurch bethört wurden, iſt hinreichend durch die von ihren offenen Vorherſagungen durchaus abweichenden Erfolge bewieſen. Selbſt einzelne Amerikaner haben unſchuldiger Weiſe, ſo viel ich weiß, wirklich zu dieſen Täuſchungen mitgewirkt, und ich bin überzeugt, daß ſie hauptſächlich durch die fremden Handelsleute in den Städten zu ſolchen Irrthümern verleitet worden ſind.

Wir brauchen blos in unſere Zeit zurückzublicken, die Fortſchritte der öffentlichen Meinung zu beobachten, und den Einfluß mancher frühern Anſichten, welche von Manchen noch jetzt feſtgehalten werden, wohl zu erwägen. Vor dreißig Jahren war die Meinung, es ſei gefährlich, die niedern Stände im Leſen zu unterrichten, „denn dadurch gewönnen ſie nichts als die Möglichkeit, ſchlechte Bücher zu leſen," bei den höhern Ständen in England allgemein im Gange, und gehörte zu den Lieblingsanſichten der bevorrechteten Stände. Heutigestages gehört auch in Oeſterreich der Volksunterricht zu den feſten und bleibenden Grundſätzen der öffentlichen Verwaltung. Ich geſtehe, daß es mich kränkt und betrübt, wenn ich bisweilen einem redlichen Amerikaner begegne, der nicht völlig freiſinnige und menſchenfreundliche Anſichten in Anſehung der Rechte und Anſprüche ſeiner Mitmenſchen äußert. Ich ſelbſt war nie illiberal, wie ich mir zutraue,

doch behaupte ich nicht, daß meine eignen Anſichten ſich nicht geändert hätten. Denn ſeit ich aus dem ſich täglich wiederholenden Treiben, aus den ſich ziemlich gleichbleibenden Verhältniſſen, aus den nähern Beziehungen, die mich in meinem Geburtsorte umgaben, herausgetreten, das Treiben, die Verhältniſſe, die Beziehungen mehrer fremder Länder zu betrachten Gelegenheit fand, ſo ſtehe ich jetzt auf einem Standpunkte, um beſonnener um mich blicken zu können, ohne den Einfluß ſo vieler Nebenumſtände, wie dies ſonſt gewöhnlich iſt, zu empfinden. Eine der ſtärkſten Ueberzeugungen indeſſen, die ſich bei mir, durch eine Abweſenheit von mehren Jahren aus meinem Vaterlande, immer mehr befeſtigt hat, iſt die Ueberzeugung, kein Amerikaner könne mit Recht darauf Anſpruch machen, daß er wirklich ſei, was er ſein könnte und ſein ſollte, der größte unter allen menſchlichen Charaktern, die ſanfteren Eigenſchaften des allgemein chriſtlichen Sinnes unbeſchadet, — daß er wirklich ein amerikaniſcher Gentleman ſei, wenn nicht ächte Freiſinnigkeit ſein ganzes Inneres durchglüht. Unter Freiſinnigkeit verſtehe ich durchaus nicht jene blendenden Ausdrücke, mit welchen man leichtgläubige Gemüther irrezuleiten pflegt, ſondern die geläuterte männliche Ueberzeugung, verbunden mit dem kräftigen, unerſchütterlichen Streben, daß Jedermann ſeine gerechten Anſprüche gleichmäßig erfüllt ſehen möge, und daß diejenigen, welchen nothwendigerweiſe die öffent-

lichen Angelegenheiten übertragen werden ſollen, ſo viel als irgend möglich, denen, welchen ſie dienen, verantwortlich bleiben müſſen. Solche Anſichten haben durchaus Nichts mit den Wahlſprüchen jener elenden Partheihäupter gemein, die den Satz aufſtellen: das Volk ſei untrüglich; aber daß die Vereine nicht untrüglicher Beſtandtheile, ſogar wenn ſie mit verminderter Verantwortlichkeit handeln, zuſammen ein untrügliches Ganze zuſammenſetzen. Dieſe Lehre iſt faſt eben ſo ungereimt, als die Lehren derer, welche behaupten: das Volk ſei ſelbſt ſein ärgſter Feind; wäre letzteres wahr, ſo müßten diejenigen, die ſolches lehren, Jedermann abrathen, ſeine eigenen Angelegenheiten zu verwalten, ſondern ſie lieber der Verwaltung Anderer anzuvertrauen; denn der Grundſatz findet ſowohl bei Gemeinden als bei Einzelnen ſeine Anerkennung, und was die Intereſſen der Einen wie der Andern betrifft, ſo können ſie nur dadurch gefährdet werden, daß man die Einen wie die Andern um das Ihrige betrügt.

Ich kann Ihnen den Verdruß und den Unwillen nicht bergen, den mir in dieſer Entfernung die Entdekkung verurſachte, ich ſage Entfernung, und in der That laſſen ſich ſolche Entdeckungen immer beſſer in der Entfernung als in der Nähe machen, — die Entdeckung, wie weit, wie noch ſehr weit die beſſer erzogenen Stände in Amerika in ihren Anſichten, wenigſtens nach meinem einfachen Urtheil, über die Reichthümer ihres Landes

zurückgeblieben ſind. Noch werden manchmal Meinungen bei uns zu Hauſe fortwährend unterhalten, die man hier in Europa bereits ganz aufgegeben hat, an die kein verſtändiger Menſch, zu welcher politiſchen Sekte er auch gehören mag, mehr denken will; und Behauptungen und Beweisführungen hat man bei uns wiederholt aufſtellen gehört, ſogar von Mitgliedern des Kongreſſes, welche der beſchränkteſte Tory im engliſchen Parlamente zu äußern nicht wagen dürfte. Auch in England beſtehen noch manche wichtige Vorurtheile, die bei uns längſt abgeſchüttelt worden ſind; alſo darin liegt mein eigentlicher Vorwurf nicht. Meine Bemerkung zielt vielmehr auf gewiſſe alte liebgewonnene Regierungsmaximen; die noch als Theorien in England lebhaft unterſtützt werden, während man ſie bereits in der Ausübung als unbrauchbar erkannt hat, und von welchen einige, wie die Theorie von dem Gegengewicht zwiſchen den verſchiedenen Staatsgewalten auch niemals einem andern, als einen blos theoretiſchen Werth haben konnte. Die eben erwähnte ungereimte Behauptung hat mehre gläubige Anhänger noch jetzt in Amerika, und eine blos augenblickliche Prüfnng reicht hin, ihre Falſchheit außer Zweifel zu ſetzen. Die Demokratie irgend eines Landes wird jedenfalls ihre phyſiſchen Kräfte haben. Jetzt gebe man der phyſi- Kraft einer Gemeinde eine gleiche politiſche Kraft. In dem Augenblicke, wo dieſe einen erheblichen Vortheil dabei ſieht, irgend eine Maßregel zu unterſtützen oder

unwirkſam zu machen, in demſelben Augenblicke wird dieſe Gemeinde ihre Kräfte in Anſpruch nehmen, allen übrigen Gemeinden Trotz bieten, und euer gerühmtes Gegengewicht dem Spiele der Winde preisgeben! Noch niemals hat in der engliſchen Verfaſſung der geringſte reindemokratiſche Zug beſtanden; noch nie haben die einzelnen Gemeinden oder deren Vertreter im Unterhauſe bei dem Scheine von Unabhängigkeit ſich wirklich derſelben erfreut, ſondern ſie ſind vielmehr blos Hülfstruppen der Ariſtokratie geweſen in einer blos veränderten Form. So lange der König noch hinreichende Gewalt beſaß, vereinigten ſich jene beiden Körperſchaften, bis ſie ihn aller Macht beraubt hatten, und ſeit der König immer ſchwächer ward, ſo wurden ſie nach und nach Eins mit ihm, um alle Vortheile für ſich zu behalten. Was nun noch geſchehen wird, das werden wir ja erleben.

Zwanzigſter Brief.

Die Tag- und Nachtgleiche. — Sturm auf dem See. — Jagd auf ein kleines Boot. — Schloß Blonay. — Fahrt nach Lauſanne. — Mont Benon. — Abſtecher mit dem Winkelried nach Genf. — Fortſchritte in Genf. — Ruſſiſche Reiſende. — Herr von Pozzo di Borgo. — Die Table d'hote. — Uebertriebene Behauptungen eines Franzoſen. — Geſpräch mit einem Schottländer. — Die amerikaniſchen Duelle. — Beſuch in einem ſchweizeriſchen Landhauſe. — Engliſche Gebräuche in Amerika nachgeahmt. — Geſelliger Verkehr in den Vereinigten Staaten. — Unterſchied zwiſchen Fuß und Hand eines Europäers und eines Amerikaners. — Heftiger Wind. — Geſchützte Lage von Vevey — Die Promenade. — Maleriſche Anſicht. — Der große Marktplatz. — Die Einladung. — Ausflug nach den Bergen. — Ein amerikaniſcher Lieutenant. — Eine Anekdote. Ausgedehnte Ausſicht. — Schloß Glayrole.

Mein lieber — —,

Wir ſind den Eintritt der Tag- und Nachtgleiche gewahr worden; der Genferſee iſt aufgewallt, aber ſein niedliches Zörnchen, mag es auch bisweilen Manchen ſchreckhaft genug vorkommen, die ſich gerade auf ſeinen Waſſern befinden, reicht doch keinesweges hin, ihn bis zu einem Wogenberge, zu einem wogenden See aufzu-

wühlen. Der Regen hielt mich zu Hauſe, und ich und der alte Johann nahmen jetzt die Gelegenheit wahr, einen tannenen Klotz in einen Genferſeekahn umzuwandeln für unſern P — —. Da das Wetter am nächſten Tage ſchön war, ſo wurden auf unſerem Schiffchen zwei lateiniſche Seegel aufgehißt, dabei daſſelbe mit einem Hülfsſteuerruder verſehen, und dann den Wellen preisgegeben, und dahin glitt es im Winde, immerfort nach der jenſeitigen Küſte zu. P—— freute ſich darüber und klatſchte ihm freudig Beifall nach, bis er bemerkte, daß es ſich immer weiter vom Lande entfernte; da bat er uns, das Boot zu beſteigen, und Jagd darauf zu machen. Eine Jagd war es allerdings; denn das kleine Ding tänzelte von Welle zu Welle in ſolcher geſchäftiger Eile, daß ich beinahe dachte, es werde ſo fort gehen bis an's Savoyiſche Ufer. Zum Glücke ließ der ſchwächer werdende Wind die kleinen Seegel des Schiffchens erſchlaffen, und ſo erreichten wir unſere Priſe noch zeitig genug. Wir hatten uns ziemlich weit entfernt, und von der Stelle, wo wir des kleinen Kahnes wieder habhaft wurden, dünkte mir die Anſicht der Gegend im Rücken der Stadt weit ſchöner, als aus der Nähe derſelben betrachtet. Vorzüglich gefiel mir die Ausſicht nach dem kleinen Schloſſe Blonay, das noch jetzt von einer Familie dieſes Namens bewohnt wird, die nun bereits ſeit mehr als ſiebenhundert Jahren ihren Sitz auf derſelben Felſenterraſſe inne hatte. Ich freute mich zu vernehmen, der jetzige

Beſitzer dieſes Schloſſes ſei ein Liberaler, was eigentlich jeder Edelmann aus altem Geſchlecht ſein ſollte. Ein ſolcher Mann muß ſich gar ſorgfältig in Acht nehmen, ſein altes Geſchlecht nicht zu beflecken durch rechtswidrige und unedle Geſinnungen.

Der Aequinoctialſturm kehrte am folgenden Tage wieder, und der See ſah wirklich ſehr ſchön aus; es war eine neue Anſicht deſſelben; die Berge trugen dazu bei, ihm ein achtunggebietendes Anſehen von Wuth zu geben. Die ſegelnden Kähne verſchwanden und ſelbſt die Dampfböte hatten das Anſehen, als zögen ſie durch ſeine aufgeregten Waſſer zögernd und mit ziemlichem Widerwillen.

Sobald das Wetter etwas beſſer war, gingen wir zu Lande nach Lauſanne, und gedachten, unterweges noch die Gegenden zu beſehen. Kaum hatten wir erwartet, daß dieſe Fahrt uns ſo angenehm überraſchen würde; ſie zog ſich faſt die ganze Zeit über längs dem Fuß von Hügelketten hin, die in einer andern Gegend auch Berge hätten heißen können, und zudem befanden wir uns dem Waſſer immer ganz nahe. Der Tag war ſchön; den See behielten wir mit ſeiner Mannichfaltigkeit und Lebhaftigkeit den ganzen Tag vor Augen; der Weg, zum Fahren vortrefflich unterhalten, wand ſich zwiſchen den Mauereinfaſſungen der Weinberge hindurch, öfter ſo enge, daß kaum zwei Wagen nebeneinander Platz gefunden hätten. Eine kurze Strecke vor Lauſanne verließen

wir den Rand des See's und fuhren bis zu gleicher Höhe mit der Stadt durch einen mit Bäumen beſetzten geſchmackvoll angelegten ſchönen Landſtrich hinan.

Wir fanden unſere Freunde in einer der zahlloſen Villa's häuslich eingerichtet, welche das unebene Land rings um die Stadt verſchönern; aus ihren Fenſtern genoſſen ſie die Ihnen früher beſchriebene ſchöne Ausſicht faſt ganz. Der ſchöne Spaziergang nach Mont-Benon lag ganz in der Nähe, und die nächſte Ausſicht dehnte ſich über Kornfelder und zarte grüne Wieſen aus, eine buchtige wellenförmige Fläche, häufig von kleinen Gehölzen und Landhäuſern durchſchnitten. Ein langer allmählig ſchmaler werdender Streifen des See's erſtreckte ſich weit hinab bis nach Genf, während das obere Ende des See's tief in ſeinen Bergen und in das geheime ſchluchtähnliche Walliſer Thal ſich verlor. Gegend Abend kehrten wir von unſerer Spazierfahrt wieder zurück, ganz zufrieden mit dem Aeußern von Lauſanne, und nun noch mehr überzeugt, das die Ufer des Genferſee's größere und mannichfaltigere Schönheiten vereinigen, als irgend andere Schweizergegenden.

Nachdem uns wieder einige Tage länger verſtrichen waren, ſo begab ich mich auf dem Winkelried, der ſeitdem einen neuen Befehlshaber bekommen hatte, der ſich ſo einfach in ſeinem Benehmen zeigte, als ſein Vorgänger affektirt und phantaſtiſch war, zur Abwechſelung nach Genf. Unſere Fahrt ging langſam, und obſchon wir

den Hafen früh genug erreichten, um nicht ausgeſchloſſen zu werden; ſo weiß ich nicht, ob nicht eine Überfahrt über den George-See ausgenommen, welche geradezu für die Freunde des Maleriſchen eingerichtet war, dieſes die beſonnenſte Fahrt oder vielmehr der langſamſte Schlendergang war, den ich jemals auf einem Dampfboote erlebt hatte.

Ich fand, daß während der letztern vier Jahre Genf ſich ſehr zu ſeinem Vortheile verändert habe. Die entſtellenden Wetterdächer waren von den Vorderſeiten der Häuſer heruntergeriſſen worden, und ein ſteinerner Hafenbau iſt eben im Gange, welcher verhältnißmäßig den mächtigen Hafen von Newyork mit ſeinen Handelserleichterungen beſchämt. Sonſt fand ich keine weſentliche Veränderung in der Stadt. Die Stadt wimmelte von Fremden, meiſtens Franzoſen, und weit weniger Engländer als ſonſt. Was die Ruſſen betrifft, die ſind, wie von der Erde verſchwunden, was mir nicht wenig leid thut; denn, nicht blos gehören dieſelben zu den gebildetſten Menſchen, die man irgendwo auf Reiſen antreffen kann, ſondern ſie begegnen auch den Amerikanern durchgehends höflich und freundlich. Mir ſind von Ruſſen und ſelbſt von ihren diplomatiſchen Agenten weit mehr perſönliche Beweiſe von Aufmerkſamkeit und zarter Achtung erwieſen worden, als von andern europäiſchen Nationen, und im Ganzen weiß ich mich keines Umſtandes zu entſinnen, daß mir jemals ein Ruſſe Gelegenheit gegeben hätte, mit ihm unzufrieden zu ſein, oder mit andern Worten,

ich glaube nicht, daß perſönliche Gefühle mein Urtheil beſtimmtn. Als Herr von Pozzo di Borgo einſt große Soireen gab, ſandte er dem Herrn Brown eine Anzahl Einladungskarten, um ſie unter ſeine Landsleute zu vertheilen, und ich ſelbſt hörte den Herrn Brown ſagen, noch kein anderer Geſandter anderer Höfe habe ihm eine ſolche Aufmerkſamkeit erwieſen. Das Alles mag ſeine politiſchen Urſachen haben; aber es liegt einigermoßen etwas an der höflichen Behandlung, die uns in dieſer Welt zu Theil wird, welche Abſicht auch dabei zu Grunde liege. Sie müßten übrigens hier ſein, um ſelbſt zn erfahren, wie man im übrigen Europa über uns hinaus ſieht.

Es war ſchon ſpät und folglich Zeit zum Eſſen, und ich ſetzte mich deßhalb an Table d'hote, wo mich von allen Seiten Franzoſen umgaben. Ich wurde, wie gewöhnlich, für einen Engländer gehalten und hatte alle Urſache mit Mehrem, was die Unterhaltung mit ſich brachte, recht zufrieden zu ſein. Ein junger Franzoſe behauptete ohne viel Umſtände, vor Kurzem hätten in der Halle der Congreßſitzung zwei Mitglieder ſich auf Piſtolen geſchlagen, dazu während der Sitzung, und ſeine Mittheilung wurde natürlich mit manchen gerechten Zeichen der Mißbilligung ſolchen Gräuels aufgenommen. Dieſer junge Menſch ſprach ohne Zweifel nicht von einem wirklich vorgefallenen Duell, ſondern er meinte jene Rencontre, die auf der Terraſſe des Kapitols vorfiel, und in welcher der

Angefallene wirklich ein Congreſsmitglied war; doch ich zweifle keineswegs, daſs er ſelbſt glaubte, was er ſagte; denn ſo groſs iſt die Begierde im gegenwärtigen Augenblicke, den amerikaniſchen Namen in Europa überall recht ſchwarz zu machen, daſs man jede geeignete Gelegenheit dazu raſch aufgreift und jedes nachtheilige Gerücht ohne Schaam und Gewiſſensbiſſe zu übertreiben pflegt. Einmal wandelte mich ziemlich die Luſt an, dem jungen Franzoſen zu erläutern, daſs der von ihm erzählte Fall ſich wenig von dem mit Herrn Calemard de Lafayette *) unterſcheide, das etwa ausgenommen, daſs in Waſhington Niemand ums Leben kam; doch hielt ich es für klüger, mein Inkognito beizubehalten.

Den folgenden Tag wurde unſere franzöſiſche Geſellſchaft durch eine andere erſetzt, und der Wirth ließ mich als bereits früher dageweſenen Gaſt nach dem obern Ende der Tafel vorrücken. Hier traf ich nun mit einemmal mit einem Engländer, einem Irländer und einem Schottländer zuſammen. Erſtere beide ſaßen mir gegenüber; der andere mir zur Seite. Die bei Tiſche gewöhn-

---

*) Dieſer unglückliche Mann war kein Verwandter der uns bekannteren Familie von Lafayette; ſein Familiennamen war eigentlich de Calemard. Soweit ich davon unterrichtet bin, iſt Fayette ein altes franzöſiſches Wort, oder ein Provinzialwort, das eine Art Hecke bedeutet, und öfter als Zuname nach dem Beſitzthum gebraucht wurde, wie de la Haye.

lichen Höflichkeiten wurden zwiſchen uns gewechſelt, vorzüglich zwiſchen dem Schottländer und mir, ſo daß ich mit ihm in ein Geſpräch gerieth. Es dauerte nicht lange, ſo ſuchte mein Nachbar, ein hinlänglich ſchlauer Geſell, gleichſam um ſich deutlicher auszudrücken, mich dadurch auszuforſchen, daß er einige Züge engliſchen Benehmens erzählte, mit dem Zuſatze: „wie das bei Ihnen in England bräuchlich iſt.“ Ich ſagte zu ihm, ich ſei kein Engländer. „Wie, kein Engländer! Sie ſind doch kein Schottländer?“ — „Gewiß nicht.“ — „Doch wohl noch weniger ein Irländer!“ — „Nein.“ Jetzt blickte mich mein Nachbar ſo ſcharf an, als es ihm der Wohlſtand erlaubte, und ſagte ganz ernſt: „Wo lernten Sie ſo gut Engliſch ſprechen?“ — „Im Vaterlande, wie Sie ebenfalls — ich bin ein Amerikaner.“ — „Ja, ſo!“ und nachdem er eine Weile geſchwiegen, fuhr er plötzlich mit der Frage fort: „Was iſt wohl die Urſache, daß in Ihrem Lande die Duelle ſo blutig ſind? Ich meine vornehmlich einige Duelle, die von Offizieren Ihrer Flotte auf dem mittelländiſchen Meere ausgefochten worden ſind. Dergleichen findet auch wohl unter uns ſtatt, aber unſere Zweikämpfe haben doch einen weniger rachſüchtigen Charakter.‘ Das war ein eben ſo heftiger als unerwarteter Schuß, und ich hielt es daher für das Beſte, ſogleich zurückzuſchießen, „was die Vorfälle auf dem Mittelmeer betreffe, ſo hätten die Unſrigen ſich für ſchlecht behandelt gehalten, bis ſie diejenigen erſchoſſen hätten, die

ihnen die Beleidigung hätten widerfahren laſſen; ſeit jener Zeit ſei alles Andere weit mehr in der Güte abgemacht worden. Ihrer eignen Erfahrung nach, ſei ihre Art zu kämpfen, die allerwirkſamſte, und ſo ſei es auch in dieſem Falle wirklich geweſen."

Da er dieſe Erklärung ſo gutwillig hinnahm, weil er vermuthlich einſah, daß ſeine plötzliche Frage eine grobe Erwiederung verdient hätte, ſo wurden wir bald gute Freunde miteinander. Er machte noch einige Bemerkungen über amerikaniſche Angelegenheiten in weit beſſern Ausdrücken, und ich überzeugte ihn, er ſei im Irrthum und zeigte ihm aber auch, worin ſein Irrthum liege. Darauf fragte er mich, warum einige unter uns es nicht übernähmen, die falſchen Anſichten der Europäer zu berichtigen, die dieſe ſich von Amerika bildeten; denn die Europäer könnten doch nicht anders als nach den ihnen mitgetheilten Nachrichten urtheilen. Er erwähnte darauf einiger amerikaniſcher Schriftſteller, die ſeines Bedünkens der Welt einen Dienſt leiſten würden, wenn ſie ihr in einigen Werken das Wahre der Sache auseinanderſetzten. Ich erwiederte ihm: Wollten ſolche Schriftſteller ehrlich und frei heraus reden, ſo würde man in Europa ihre Schriften nicht leſen; denn Vorurtheile ließen ſich nicht leicht beſiegen, und eine günſtigere und erfreulichere Schilderung von uns und unſerem Treiben würde daher bei den Europäern gar keinen Eingang finden. Um Glauben zu finden, müßten wir nicht blos

unſere wirklichen Fehler eingeſtehen, ſondern wir müßten überdieß noch zugeben, daß wir alle jene Gebrechen, die wir nach den Vorſtellungen dieſes Weltheils moraliſch, logiſch und politiſch zu haben verbunden ſeien, auch wirklich beſäßen. So etwas würden aber unſere Schriftſteller nicht zugeben wollen, denn welcher Menſch wäre jemals im Stande, freiwillig einzuräumen, ſeine eigenen Anſichten ſeien nichts als Vorurtheile?

Ich erzähle dieſe kleine Begebenheit, weil ſie dem Sinne nach, nach meiner ruhigen Anſicht, als Regel für die Anſicht aller engliſchen Unterthanen gelten kann, und, zu meinem Bedauern muß ich hinzufügen, faſt aller Einwohner der übrigen europäiſchen Staaten; wogegen als eine Ausnahme zu betrachten iſt, was in einigen abgeſchmackten Ausdrücken und honigſüßen Worten bisweilen in Trinkſprüchen, öffentlichen Mahlzeiten und politiſchen Reden hier und da zum Vorſchein kommt. Ich kann mich irren, wie jeder andere Menſch, aber dieſes iſt, wiederhole ich zum zwanzigſten Male, dieſes iſt das Reſultat meiner eignen gemachten Erfahrungen; Sie wiſſen am beſten, unter welchen Umſtänden ich dieſe Erfahrungen machte und ob perſönliche Rückſichten mich bei deren Bekanntmachung geleitet haben.

Gegen Abend begleitete ich einen Herrn, deſſen Bekanntſchaft ich in Rom gemacht hatte, nach dem Landhauſe einer Familie, mit der ich ebenfalls das Vergnügen gehabt hatte, in jener Stadt zuſammen zu treffen;

als wir den Winter dort zubrachten. Wir gingen zum Savoyer Thore hinaus und machten einen Weg von einigen (engliſchen) Meilen zwiſchen Landhäuſern und anmuthigen Baumgängen, nach einem Häuschen, das einem der unſrigen auf der Manhattan-Inſel nicht unähnlich war, aber weit geſchmackvoller und bequemer eingerichtet, als dieſes bei uns in Amerika gewöhnlich iſt. Herr und Madame N—— waren eingeladen, den Abend in einem Hauſe in der Nähe zuzubringen, und ſie ladeten ohne Umſtände uns beide ein, wir möchten mit ihnen gehen. Wir willigten ein, es ihnen völlig überlaſſend, was ſie in ſolchen Fällen für ſchicklich hielten.

In dieſem anderen Hauſe, etwa einen Steinwurf weit von dem vorigen, fanden wir eine kleine Geſellſchaft geiſtvoller und gebildeter Menſchen, die mich als Fremden mit bezeichnender Höflichkeit und doch mit großer Einfachheit bewillkommten. Mich zog das Mahl ſehr an, welches ganz das war, was ein Thee auf dem Lande bei geachteten Familien bei uns zu Hauſe iſt, oder doch ſtets war, ſo lange wir die Sitten der großen Welt nicht durchaus nachahmen zu müſſen glaubten. Wir ſaßen alle um einen großen runden Tiſch, und genoſſen unter andern guten Sachen einen herrlichen Obſtkuchen. Ich war faſt träumend wieder nach Neu-England verſetzt, wo ein Oberrichter mir einmal bei einem ähnlichen kleinen Feſte, wie ich mir noch gar wohl erinnere, einen Eierfladen vorſetzte. Die Familie, welche wir beſuchten,

war vielleicht ſchon ein wenig zu elegant, um dergleichen aufzutiſchen, denn in Rom hatte ich ſie mit Milordi und Monſignori um ſechs Uhr bei der Tafel angetroffen; aber der geſunde Alltagsverſtand, mit welchem Jedermann in ſeiner Heimath zu den eigenen charakteriſtiſchen Gebräuchen wieder zurückzukehren pflegt, ließ mich einen Vergleich zwiſchen ihnen und uns anſtellen, wobei wir am ſchlimmſten wegkamen. Ich bin nicht der Meinung, daß man bei ſeinen Sitten und Gewöhnungen eigenſinnig beharren ſolle, wohl aber, daß wir in Sitten und Gewöhnungen gleichförmig bleiben, daß dieſe ſich nach ihrer allgemeinen Angemeſſenheit und Zweckmäßigkeit im geſelligen Leben, nach den Bedürfniſſen und Forderungen deſſelben richten ſollen. Darin liegt geſunder Menſchenverſtand, welcher nicht blos gute Erziehung, ſondern auch die höhere Bildung im eigentlichen Sinne umfaßt.

Die Genfer ſind ihrer Sprache nach Franzoſen, eben ſo in ihren geiſtigen Erzeugniſſen, und daher auch in manchen ihrer Meinungen. Doch fühlen ſie ſich hinreichend unabhängig, um Stunden, Gewohnheiten, geſellige Gebräuche zu haben, die ſie ihrem Zuſtande beſonders angemeſſen finden. Die Pariſer Moden haben auf ſie keinen ſolchen die Vernunft verhöhnenden Einfluß, wie auf andere Nationen, und wenn man nach dem Grunde des Unterſchiedes der Gewohnheiten fragen wollte, ſo würde man ſich faſt immer mit der Antwort müſſen genügen laſſen, dieſer oder jener Gebrauch möge für Paris ganz

paſſend ſein, aber für Genf paſſe er nun einmal nicht. — Wie ſieht es in dieſer Hinſicht bei uns aus? Unſere Frauen leſen Moderomane und Modemagazine, die in der Regel von Leuten geſchrieben werden, die nie Zutritt in den Geſellſchaften erhalten, für welche ſie ſchreiben, und daher ſind ihre Schilderungen weit öfter Carrikaturen, als wirkliche Beſchreibungen. In ſolchen Büchern leſen nun unſere Frauen, Standesperſonen pflegten in England erſt ſpät in Geſellſchaften zu erſcheinen; ſogleich nehmen ſie ſich daſſelbe vor, und gehen ſpät in ihre Geſellſchaften, um es zu machen, wie die Standesperſonen in England. Ich will einen kurzen Vergleich zur Erläuterung dieſer Sache anſtellen. In der Stadt ſteht eine Engländerin zwiſchen neun und zwölf Uhr Vormittags auf. Sie läßt ſich von ihrem Mädchen ankleiden, und hat ſie Kinder, ſo werden dieſe durch ein Kindermädchen zu ihr geführt; ſie ſelbſt zu ſtillen, davon iſt faſt ganz und gar nicht mehr die Rede. Zwiſchen elf und ein Uhr wird gefrühſtückt; um drei oder vier wird ein kleiner Imbiß eingenommen. Um vier Uhr wird ausgefahren und um halb acht Uhr wird geſpeiſt. Um zehn Uhr fängt die Dame an, darüber nachzudenken, wie der Abend am beſten hingebracht werden könne und iſt völlig bereit dazu, was es auch ſei; es müßte denn die Oper oder das Schauſpiel ſein, (denn letzteres iſt ſchon faſt in üblem Rufe, es ſei nicht vornehm genug,) wo alles Vorhergenannte alsdann einige Stunden früher abgethan ſein

muß. Zwiſchen ein oder vier Uhr nach Mitternacht wird nach Hauſe gefahren, wird die Dame durch ihr Mädchen entkleidet, und ſie ſchläft dann bis zehn oder elf Uhr, wie es die Umſtände mit ſich bringen. Das ſind ſpäte Stunden und in mancher Hinſicht ſehr unpaſſend gewählte Stunden; aber ſie haben ihre beſonderen Vortheile, und ſie ſind wenigſtens doch für das Ganze einer ſolchen Lebensart ſchicklich gewählte Stunden, ſo fern ſie angemeſſen gewählt ſind.

In Newyork iſt das Haus den Morgenbeſuchen um zwölf Uhr geöffnet, und für eine große gewühlige Stadt fehlt es dabei an guter Bedienung an der Hausthüre, fehlt es an der Bequemlichkeit öffentlicher Fuhrwerke, es müßte denn ſein, daß einer zu ſeinen Bekannten in einer Poſtkutſche, genannt Omnibus, fahren wollte; um drei Uhr wird das Haus geſchloſſen, weil dann Eſſenszeit iſt. Eine Karte zu ſchicken, ſtatt ſelbſt abzugeben, würde bei uns als eine Art von Verrath gegen die Schicklichkeit betrachtet werden; um ſolche Vergehen gut zu heißen, dazu haben wir eine viel zu kleinſtädtiſche Bildung erhalten. Nach dem Eſſen kommt eine Zwiſchenzeit von drei Stunden; denn pflegt Thee gegeben zu werden, und die Hausfrau hat alsdaun Muße bis zehn Uhr; darauf beſucht ſie die feinen Geſellſchaften, weil ſie geleſen hat, daß die Mode in anderen Ländern beſonders dieſe Stunde zu Beſuchen beſtimme. Mit dieſen Beſuchen beſchäftigt ſie ſich nun bis um eins oder zwei Uhr Nachts, kehrt dann nach Hauſe

zurück, zieht ſich aus, bringt den Morgen ſchlaflos zu, weil vielleicht ein Kind ſie nicht ſchlafen läßt, und ſteht dann wieder um ſieben Uhr auf, um ihrem Manne den Kaffee zur feſtgeſetzten Zeit um acht Uhr zu beſorgen.

In dieſem Berichte iſt keine Uebertreibung; denn in dieſer Art wirkt Abhängigkeit und Nachahmungsſucht in einem Lande, das keine hinreichende Spannkraft beſitzt, um für ſich allein thätig zu ſein, ſelbſt in noch weit wichtigeren Dingen, wo die Albernheit mit noch weit grellerer Wahrheit auffallen muß. — Unſere Männer ſind nicht klüger, als unſere Frauen. Hat eine Einladung ſtattgefunden, dann ſpeiſen ſie um ſechs Uhr; ſind ſie zu Hauſe, dann eſſen ſie in der Regel zwiſchen drei und vier Uhr. Ißt Jemand häufig außer ſeinem Hauſe, dann ſpeiſt er gar oft außer der gewohnten Zeit, und ſo kann er in einem Winter leicht dazu kommen, immer einen Tag um den andern, bald um vier, bald um ſechs Uhr zu ſpeiſen!

Der Zweck dieſer Abſchweifung iſt, Ihnen auseinanderzuſetzen, daß wir das einzige Volk ſind, ſo weit meine Erfahrungen reichen, welches nicht für ſich ſelbſt denkt und handelt in ſolchen Dingen. Die franzöſiſchen Putzwaaren mögen immerhin durch die ganze Welt Aufnahme finden, denn bloße Kleidermoden ſind kaum des Widerſtandes werth; doch habe ich in Deutſchland, in Belgien, in Italien, in der Schweiz oder wo ich ſonſt mich aufgehalten, durchgehends bemerkt, daß die Bewohner dieſer Länder in weſentlicheren Dingen ihre Zeitein-

theilung, wie ihre Gewohnheiten ſelbſt machten, wie ſolche nach ihren Eigenthümlichkeiten und Verhältniſſen am beſten paßten. In Amerika aber beſteht ein immerwährender Kampf zwiſchen der Gewalt der Dinge und der Nachahmungsſucht, und da jene öfter als die ſtärkere ſich beweiſt, ſo erſcheint letztere gar häufig lahm und unerfreulich. Daher kommt es, daß der geſellige Verkehr bei uns weit mehr Beſchwerden der Wirthſchaft, weit mehr perſönliche Opfer fordert, und weit weniger wahres Vergnügen gewährt, als in den meiſten andern Ländern. Noch andere Urſachen kommen hinzu, um ein ſolches Reſultat hervorzubringen, vorzüglich in einer großen Stadt, wie Newyork, deren Bevölkerung ſich in weniger als zwanzig Jahren ſo ſehr vermehrt, ja faſt verdoppelt hat; aber der Mangel an Selbſtſtändigkeit, die Schwäche, unſere Gewohnheiten nicht nach unſeren eigenen Verhältniſſen einzurichten, müſſen wir zu den hauptſächlichen Urſachen zählen. In manchen Fällen zwingt uns wohl die Noth, wirklich Amerikaner zu ſein; ſobald ſich aber nur eine erträgliche Gelegenheit zeigt, da beeifern wir uns gewaltig: „engliſche Laden zweiten Ranges“ zur Schau zu ſtellen, oder mit andern Worten, wo wir keine Engländer ſein können, ihnen doch wenigſtens nachzuäffen.

In einem Anfalle von ritterlicher Zartſinnigkeit beſuchte ich den Laden eines Juwelenhändlers und kaufte ein Dutzend oder vielmehr fünfzehn Ringe, um ſie bei

meiner Rückkehr unter meine jungen Landsmänninnen in Vevey auszutheilen, deren jetzt wenigſtens acht bis zehn dort ſein mußten, da drei Familen in dem Städtchen zuſammen getroffen waren. Die Frauen in Ihrer Familie werden lächeln, wenn ſie hören, daß ungeachtet ich auf den Unterſchied einer europäiſchen Hand von einer amerikaniſchen, wie auf den eines euröpäiſchen Fußes von einem amerikaniſchen Rückſicht genommen hatte *), jeder meiner Ringe, drei ausgenommen, vorher ausgetauſcht werden mußte, um zu paſſen! Sie können daraus ſehen, wie wenig bisweilen ein Theil der Menſchheit mit dem andern genau bekannt iſt, und ich muß noch hinzuſetzen, daß ich öfter in dieſem Welttheile Anſpielungen hierauf gefunden habe, wie nämlich Schriftſteller in der That aus dieſem Umſtande ſchloſſen, unſere Frauen müßten grobgliedrig nnd männlich ſein! Das ganze Land wird für gemein angeſehen, und durch eine leichte Ideenverknüpfung mußten freilich auch die Frauen die groben und unzarten phyſiſchen Eigenſchaften haben, wie die groben und unzarten Frauenzimmer dieſer Gegend. Wie falſch dieſe Anſicht iſt, dafür können dieſe Ringe aus Genf gleich Zeugniß geben; denn als ich ihnen mein Gebot dafür nannte, lachten ſie ſo überlaut, daß ich ganz außer Faſſung kam.

---

*) Die Südgegenden von Europa machen eine Ausnahme.

Ein Wind, die „bise“ genannt, hatte die letzten vierundzwanzig Stunden geweht, und als wir Vevey verließen, war der Wind ſo heftig, daß das Dampfboot große Mühe hatte, vorwärts zu kommen. Dieſes iſt ein Nordwind, und er treibt öfter das Waſſer ſo gewaltſam in den engen Eingang zum oberen Ende des See's zurück, daß das Waſſer wohl um zwei bis drei Fuß ſteigt. Wir hatten eine große leere Barke am Schlepptau, als wir aber Nyon erreichten, wo der See ſich auf einmal erweitert, da ſaß das Boot auf und arbeitete ſo gewaltig, daß wir es gerathener fanden, das Tau zu kappen, und darauf ging unſere Fahrt ebenfalls weit raſcher vorwärts. Der arme Burſche, als er ſeine Vorderſeite ganz der Strömung des Waſſers zuwandte, während die Wellen über ihn hintanzten und ſein Takelwerk zerzauſten, kam mir wie ein Menſch vor, der ſich glücklich wähnte, ſo lange er noch die Ferſen eines vom Schickſal begünſtigten Frenndes hielt, den man aber ohne Umſtände aus dem Wege tritt, ſo wie er anfängt, zu ſehr zu beläſtigen. Uebrigens verſtand ich ſeine Philoſophie nicht; denn, anſtatt dem nächſten Ankerplatze zuzutreiben, hielt er ſich, bereits ganz nahe davor, nicht mehr, ſondern eilte hinunter nach Genf mit ſolchem entſchiedenen Eifer, wie eine Biene, die ihrem Korbe zueilt.

Der See wurde ruhiger, je weiter wir nach Norden kamen, und von Lauſanne bis Vevey hatten wir wieder ebene Waſſerfläche. Ich ſah Kähne ruhig oder nur wenig

vom Winde bewegt längs den Ufern hier, während einige Stunden weiter oberwärts der See noch heftig von der „bise" aufgerührt wurde. Als ich zu Hauſe ankam, hörte ich mit Erſtaunen, die Meinigen wären noch den Abend vorher im Boote ausgerudert, und faſt den ganzen Tag über ſei kein Luftzug bemerkt worden. Dieſer Unterſchied von Sturm und Windſtille rührt von der geſchützten Lage von Vevey her, und die Sache ſelbſt können Sie ſich weit beſſer einmal ſelbſt durch den Augenſchein als durch meine Beſchreibung deutlich machen.

Am folgenden Morgen war Markttag, und ich begab mich früh auf die Promenade, um die Kähne ankommen zu ſehen. Kein Lufthauch war zu ſpüren, ſelbſt in der Richtung des Windes nicht; denn die Biſe ſchien ſich ganz außer Athem geblaſen zu haben. Die Bucht von Neapel bietet bei ſtillem Wetter kaum einen maleriſcheren Anblick dar, als unter ſolchen Umſtänden der obere Theil des Genferſee's. Ich zählte mehr als fünfzig Boote, die mir vor dem Angeſicht lagen, ſich Vevey näherten, nach und nach auftauchten, leiſe auf dem Waſſer trieben. Mehre kamen quer von Savoyen herüber, in ihrem Laufe einander ſich nähernd; andere kamen den See herauf, andere hinab, von verſchiedenen Seiten der Schweiz herüber, dem Landungsplatze zu. Der Markt war in Kurzem vom Gewühl erfüllt, und ich mengte mich unter die Landleute, um auf ihr Benehmen und auf ihre Sprechweiſe Acht zu geben. Ich fand nichts beſonders Bemerkenswerthes;

ſie ſprachen alle Franzöſiſch, oder bedienten ſich vielmehr eines patois, das kaum vom Waadtländiſchen abweicht, zur gegenſeitigen Verſtändigung. Viel Obſt war da; einiges war vorzüglich gut; doch war kein ſo großer Ueberfluß davon vorhanden, als man uns geſagt hatte. Auch reife Trauben begann man herein zu bringen, und die ich ſah, ſchienen eine gute Weinleſe zu verſprechen. Zwar iſt es noch früh an der Zeit, aber wir erhalten doch täglich davon zum Frühſtück, und man ſagt, ſie ſeien am zuträglichſten, wenn noch der Morgenthau auf ihnen liegt. Wir gaben uns alle Mühe, uns für deſto geſünder anzuſehen, je mehr wir uns eines Heilmittels bedienten, das zu angenehm iſt, um es aufzugeben. Unter andern Dingen, die auf dem Markte feilgeboten wurden, ſah ich auch die inneren Hülſen indianiſchen Korns, die, in einem Ofen gedörrt und zerrieben, zum Ausſtopfen von Betten verkauft werden. Ich ſah wohl, daß dieſes ein neuerer beſſerer Fortſchritt war, ſtatt des Ausfüllens mit Stroh.

Den Tag vorher hatte ich von einem ausgezeichneten Einwohner von Vevey eine Einladung zum Frühſtück in ſeinem Landhauſe auf den Höhen erhalten. Dieſe unerwarte Höflichkeit konnte nicht ausgeſchlagen werden, ſo ſehr uns auch daran lag, hier ganz unbeachtet zu bleiben, da wir unſeren Aufenthalt hier gleichſam wie ein kurzes Zurückziehen von Paris aufs Land betrachteten. Ich ſetzte mich alſo in einen Char und fuhr etwa anderthalb

(engliſche) Meilen, durch ſchöne Wieſen und Baumanlagen, mitten durch die engen gewundenen Wege bergan, bis ich mich endlich in einer ziemlich unangebauten Gegend befand. Ohne dieſe kleine Spazierfahrt hätte ich indeſſen keine vollſtändige Vorſtellung von der Abwechſelung in den Umgebungen der Stadt bekommen, und ein beträchtlicher Theil ihrer Schönheiten würde mir gänzlich unbekannt geblieben ſein. Ich ſagte Ihnen ſchon, dieſer Abhang erhebe ſich im Rücken der Stadt in der Ausdehnung von mehr als einer engliſchen Meile; aber ich würde der Wahrheit weit näher gekommen ſein, wenn ich geſagt hätte, von mehr als einer franzöſiſchen Meile. Die großartige Schweizer-Natur täuſcht das Auge beſtändig, und es erfordert große Genauigkeit und wiederholte Erfahrung, um dergleichtn Fehlſchlüſſe zu vermeiden. Das Haus, welches ich ſuchte, ſtand auf einer natürlichen Terraſſe und erſchien wie ein Mahl auf dem breiten Nacken des Berges; denn ſo hätte man den Hügrl nennen können, hätten nicht die ungeheuren Granitrieſen in ihrer Nachbarſchaft geſtanden; rings umher waren anmuthige Wäldchen, Raſenplätze und Obſtpflanzen. Wir befanden uns weit über der Region der Weinberge.

Hier fand ich eine kleine Geſellſchaft, vorzüglich Frauenzimmer, von guter Erziehung und gutem Verſtande; unſere Unterhaltung war im hohen Grade das, was ſie ſein ſollte, einfach, gehaltvoll und ohne lautes geziertes Geſchnatter. Nachdem ich der anweſenden Ge-

ſellſchaft förmlich vorgeſtellt worden war, da näherte ſich mir ein junger Mann und wurde mir als ein Landsmann vorgeſtellt. Es war ein Lieutenaunt von der Flotte, der von dem Geſchwader im Mittelmeere hierhergereiſt war. Es iſt ſo ungewöhnlich, Amerikanern unter ſolchen Umſtänden zu begegnen, daß mein Zuſammentreffen mit dieſem Landsmanne mir eine recht angenehme Ueberraſchung war. In Gaſthäuſern und auf Poſtwagen und Poſtſchiffen findet man uns Amerikaner häufig, aber äußerſt ſelten im europäiſchen geſelligen Verkehr.

Einer der Gäſte erzählte heute eine Anekdote von Cambacérès, der bekanntlich Viel auf Tafelfreuden hielt. Er und der Archi-Chancelier kehrten einſt von einem guten Frühſtücke vom Lande in die Stadt zurück, und letzterer fragte erſteren, warum er ſo ſtill geworden ſei? „Je digère", antworeete Cambacérès.

Wir ſpazierten durch die Anlagen, die recht hübſch angeordnet waren und manche ſchöne Ausſichten darboten. Von einer Stelle überſahen wir völlig die ganze Gegend. Dieſer Abhang iſt weder das, was die Franzoſen ein „côte" nennen, noch ein bloßer Abhang, noch ein Berg an ſich, ſondern recht eigentlich eine Gegend. Dieſe Gegend iſt nämlich von hinreichender Ausdehnung, um Dörfern und Weilern Raum zu geben, wie Sie dieß aus dem früher Erzählten bereits wiſſen, und von

dieſer Stelle aus geſehen, erſcheint die Stadt Vevey ſelbſt nur als ein Theilchen des anmuthigen Ganzen. Der Eingaug des See's lag in der Ferne tief verſteckt, und zu den Gipfeln der hohen, von zackigen Gletſchern ſtarrenden Felſen mußte man aufblicken, um inne zu werden, daß man ſich nicht bereits auf einer hohen Alp befinde. Die anweſenden Gäſte deuteten nach ihren verſchiedenen Wohnungen, die mitunter meilenweit entfernt lagen, und doch denſelben grünenden Abhang zierten.

Ich ging zu Fuß hinab; denn der Weg iſt bisweilen zu ſteil, als daß das Fahren angenehm ſein könnte. Als ich mich wieder bei den Meinigen befand, beſtiegen wir unſer Boot und ruderten nach der kleinen ſchloßähnlichen Wohnung auf einer ſchmalen grünen Halbinſel, das, wie Sie ſich erinnern, mir gleich anfangs ſo gefiel, als wir uns nach Vevey begaben; denn es ſchien gerade das rechte Plätzchen zu ſein, welches ein Liebhaber maleriſcher Gegenden zu ſeinem vorübergehenden Wohnorte wählen würde. Es war etwa eine engliſche Meile entfernt, und die innere Beſchaffenheit abgerechnet, erneuerte die nähere Betrachtung alle früheren Eindrücke. Es war ſonſt eine kleine Burg, und hieß Glayrole. Es ſteht nicht weit vom Weiler Sankt Severin, bei welchem, wie ſowohl François als Johann behaupten, der beſte Wein des Waadtlandes wächſt. Obſchon dieß Schlößchen jetzt zu einem baufälligen Pachthauſe herabgekommen iſt, ſo hat es dennoch einige Reſte ſeines früheren Glanzes.

In der Ritterhalle iſt ein Deckengewölbe, das ſich einigermaßen mit dem der alten Habsburg meſſen kann, obſchon es weniger rauchkammerig ausſieht. Der Weg iſt einem Wieſenpfade ähnlicher, als einer Landſtraße nnd führt an der einen Seite des Schloſſes nahe vorüber, und den Fuß des kleinen Vorlandes beſpühlt der tiefblaue ſpiegelklare See.

Ein und zwanzigſter Brief.

Einſchiffung in den Winkelried. — Streit mit einem Engländer. — Das Walliſerland. — Handelsfreiheit — Die Dranſe. — Furchtbare Ueberſchwemmung. — Liddes. — Berglandſchaft. Ein Berg-Becken. — Das Beinhaus. — Melancholiſches Schauſpiel. — Annäherung der Nacht. — Verödete Gegend. — Das Kloſter des großen Sankt Bernhard. — Unſere Aufnahme in demſelben. — Ungeſunde Lage. — Der geiſtliche Obere. — Geſpräch während der Abendmahlzeit. — Kohlengrube auf dem Berge. — Die Nacht im Kloſter.

Lieber — —

Nachdem wir noch einige Tage in denſelben angenehmen und ruhmloſen Ergötzlichkeiten hingebracht hatten, kam mein Freund C — — von Lauſanne herüber, und wir ſchifften uns in dem Winkelried ein, und es war Nachmittag den 25. September, als dieſes Dampfſchiff den Hafendamm verließ und den See hinauf ſich in Bewegung ſetzte. Wir warfen kaum nach einer Stunde Anker vor Ville-Neuve, wo weder Hafen, noch Werft, noch Damm ſich befindet. Einige Minuten darnach ſaßen wir in einem dreiſpännigen Wagen, Diligence geheißen, und trabten über die breiten Wieſenplane der Rhone nach Bex, wo wir eine uns befreundete amerikaniſche

Familie, auf der Reiſe nach Italien begriffen, antrafen, die Familie T — —.

C — — und ich aßen einige vortrefflich zubereitete Wachteln zum Abendeſſen in der Gaſtſtube. Ein Engländer aß von demſelben Gericht an einem andern Tiſche in unſerer Nähe, und fragte, was es Neues gebe, vorzüglich wünſchte er zu wiſſen, wie es mit Antwerpen ſtehe. Darüber entſpann ſich eine kleine Unterredung, und ich machte die Bemerkung, wenn das Intereſſe Frankreichs in der Revolution von 1830 in Erwägung gezogen worden wäre, daß man Belgien damals in dieſes Königreich einverleibt haben würde. Der Engländer nahm dieß nicht gut auf, und fragte mich, was Europa wohl dazu geſagt haben würde. Ich antwortete, auf den Fall, daß beide Theile miteinander einig geworden wären, ſähe ich nicht ein, was Europa die Sache angegangen hätte; und das fragliche Recht Europa's, ſich in dieſe Angelegenheit zu mengen, würde ſich auf Nichts als auf die Gewalt haben ſtützen können; und der Zuſtand des ſüdweſtlichen Deutſchlands, Italiens, Savoyens, Spaniens und ſogar Englands ſei damals von der Art geweſen, daß ich glaubte, Europa würde damals recht froh geweſen ſein, wenn es gar keine Anregung gefunden hätte, die ganze Sache anders als mit Stillſchweigen zu übergehen. Auf jeden Fall würde nämlich bewaffnete Einmiſchung damals den Alliirten Mächten keine glänzenden Erfolge verſprochen haben. Er ſtarrte mich eine Zeit

lang ganz verwundert an, murmelte in ſeinem Unwillen etwas kaum Hörbares und ließ mich als einen durchaus übelgeſinnten Menſchen verächtlich ſitzen. Denn ſo lange England ſeinen Einfluß immer weiter auszubreiten und ſein eignes Handelsſyſtem (ſeine Handelsfreiheit im engliſchen Sinne) in jedem Winkel der Erde, wo es feſten Fuß gewinnen kann, geltend zu machen bemüht ſein wird, ſo lange kann einem engliſchen Ohre nichts verrätheriſcher klingen, als die Annahme der Möglichkeit, daß Frankreich in den Beſitz Antwerpens oder Rußland in den Beſitz Konſtantinopels komme. So unaustilgbar ſind dieſe Nationalanſichten über ſolche Gegenſtände, daß ich ſchließen muß, daß die engliſche Antipathie wider die Amerikaner zum Theil aus dem Verdruß entſpringe, in einer Sprache, die der Engländer, als ſein ausſchließliches Eigenthum betrachtet, Anſichten herabgewürdiget zu ſehen, die ihm angeboren und anerzogen und mit ſeiner moraliſchen Ueberzeugung aufs Innigſte verwebt ſind. Unter ſolchen Umſtänden iſt der Menſch ſelten weder ächt philoſophiſch noch gerecht.

Mit Anbruch des Morgens ſaßen wir in unſerem Char. Ich bemerke bloß, daß wir ins Walliſerland durch das berühmte Brückenthor gelangten, durch Saint-Maurice und am Waſſerfall à la Téniers vorbeikamen; denn auf dieſer Reiſe ſind Sie mir ſchon früher gefolgt. Ich fand keine Urſache, meine Meinung von dem Walliſerlande zu ändern, es hatte für mich noch das kalte

abſtoßende Aeußere, wie 1828; wie wohl wir uns ſo früh auf den Weg gemacht hatten, daß wir des grauenerregenden Anblicks der ſich an der Sonne erwärmenden Kreidlinge überhoben blieben, von denen die Meiſten noch in ihren Wohnungen waren. Auch weiß ich nicht, wie weit die Walliſer in der Achtung bei den übrigen Menſchen zugenommen haben, denn ich weiß nicht, ob ihnen jetzt mehr daran gelegen ſei, reich zu werden, als früher.

In Martigny frühſtückten wir, während der Wirth nach einem Führer geſandt hatte. Der Kanton hat dieſe Leute einer ſtrengen Polizei unterworfen; ihre Belohnung iſt durch ein Geſetz beſtimmt, und das Zeugniß der Reiſenden fängt an, für ſie wichtig zu werden. Die Vertheidiger der Abgeſchmacktheit, die man gewöhnlich Handelsvortheile nennt, werden dieſes Verfahren als eine Tyrannei ausſchreien, ſo fern es dem zunehmenden Verkehr, nach ihnen, weit erſprießlicher ſein muß, jemehr die Reiſenden in fremden Ländern angeführt oder betrogen werden, ſei es durch Miethkutſcher oder durch Karrenführer, oder daß ſie ſtundenlang über das Mehr oder Weniger zu zahlen auf den Straßen durch Hin- und Herreden vergeuden, als daß man ſich dazu verſtände, eine Anſicht zu ändern, die nirgends paßt! Wenn Einer auf Reiſen von der Heilſamkeit erlaubter, ſogenannter Handelsvortheile nicht gründlich geheilt wird, dann iſt er ſicher nicht zu heilen. Aber ſo ſind die Menſchen! Nicht

einmal eine allgemeine Wahrheit gibt es, ohne daß unſere Gebrechen irgend Veranlaſſung fänden, ſie im gewöhnlichen Leben als falſch zu verwerfen. Die Menſchen ſind eben ſo wenig dazu geeignet, unter einer Regierung zu leben, welche die äußerſten Folgerungen aus dieſer Theorie verwirklichen wollte, als ſie dazu geeignet wären, ohne beſtimmte Geſetze auszudauern; und ein Geſetzgeber, der einen ſolchen Verſuch wirklich unternehmen wollte, würde ſich bald in einer ähnlichen Lage befinden, wie Don Quichote, nachdem dieſer die Galeerenſklaven von ihren Ketten befreit hatte, — mit einem Worte, er würde ſogleich ſelbſt recht tüchtig bei der erſten Gelegenheit betrogen werden, wo er in irgend einer ihm wichtigen Verhandlung mit einem Fremden zuſammentreffen würde. Wenn der Kanton von Wallis ſagen wollte: du ſollſt ein Führer ſein, und eine ſolche ſoll deine Bezahlung ſein, dann wäre hier allerdings von Zwingen die Rede. Da die Obrigkeit aber dagegen ſagt: du kannſt ein Führer ſein, und dieſe muß deine Bezahlung ſein, ſo macht es blos ein Geſetz zum Vortheile einer Angelegenheit, die ſie unter ihren beſondern Schutz nehmen will, um möglichen Mißbräuchen und Schlechtigkeiten vorzubeugen.

Unſer Führer erſchien mit zwei angeſchirrten Maulthieren vor einem Char-à-banc, und wir begaben uns auf den Weg. Das Endchen Dorf, welches der Reiſende auf dem Wege nach Italien für Martigny nimmt, iſt nicht das eigentliche Städtchen dieſes Namens, ſondern

bloſs eine kleine Anzahl von Häuſern, die hier ſeit der Anlegung der Simplonſtraße entſtanden ſind. Das eigentliche Martigny oder Martinach liegt ungefähr eine (engliſche) Meile davon, und hat ein weit ländlicheres und mehr ſchweizeriſches Anſehen. In dem wir nun durch dieſes Städtchen fuhren, führte unſer Weg längs dem Ufer eines ſich windenden Bergſtromes, welcher die Dranſe (Dürance) geheißen wird, zuerſt in ſüdlicher Richtung. Der Weg war nicht ſchlecht, aber das Thal verändert ſich allmählich in eine Bergſchlucht, zwar recht uneben und wild, aber nicht in dem Grade, um großartig genannt werden zu können. Nachdem wir wenige Meilen weiter gefahren, ſo kamen wir an eine Stelle, wo wir von der Dranſe uns entfernten, die hier von Oſten her uns entgegenbrauſte, während unſer Weg nach Süden ging. Dieſe Dranſe iſt das Flüßchen, welches vor wenigen Jahren ſo furchtbare Ueberſchwemmungen angerichtet hat. Das Unglück entſtand zunächſt durch beträchtliche Anhäufungen von Eis in den höhergelegenen Schluchten, wodurch auf einige Zeit ein See entſtand. Der Kanton machte lobenswürdige Anſtrengungen, um dem drohenden Unglück zuvorzukommen; es wurden viele Menſchen mit dem Sprengen des Eiſes durch Pulver beſchäftigt, um wo möglich dem Waſſer einen weniger gefährlichen Ausweg zu bahnen. Obgleich ſie einen Kanal zu Stande brachten, der die Gefahr zum Theil verminderte, war doch im Ganzen ihre Anſtrengung vergeblich. Ehe

die Hälfte des verſammelten Waſſers hatte abfließen können, gab der Eisdamm nach, und das zurückgebliebene Waſſer ſtürzte in ungeheurer Fluth in die Tiefe hinab. Das Herunterſtürzen des See's war furchtbar; Alles, was ihm im Wege ſtand, wurde weggeſchwemmt und zertrümmert, und ungeachtet der Entfernung und des großen Raumes, wurde Martinach völlig unter Waſſer geſetzt, und viele Menſchen verloren dabei ihr Leben. Auf der Ebene des großen Thales ſtieg das Waſſer mehre Fuß hoch, bis es ſeinen Abfluß in die Rhone fand.

Bergauf ging es jetzt immer ſchroffer hinan, obgleich wir mitunter auch ſteil bergab mußten. Die Straße führte durch ein unebenes Thal, die Berge wichen rechts und links mehr auseinander; die Wagenſpur glich ſehr der unſrigen in unſern Berggegenden vor etwa dreißig Jahren, wiewohl weniger unwegſam durch Schmutz. Um Ein Uhr kamen wir nach Liddes, einem engen, winklichen, ſchmutzigen Dörfchen, wo wir ein kärgliches Mahl einnahmen. Wir waren genöthigt, hier den Char aufzugeben, und die Maulthiere zu beſteigen. Der Führer miethete noch einen Mann mit einem Pferde, welches für ſich ſelbſt und für die beiden Maulthiere das Futter nachtragen mußte. Wir ſaßen auf und zogen ab.

Von Liddes aus führte der Weg oder vielmehr der Pfad, denn dazu war er geworden, durch ein Thal mit einigem ſchlechten Wieswachs. Darauf ging es immer unaufhaltſamer bergan, nachdem wir bisher zwar im

Ganzen, aber doch mit einiger Unterbrechung, bergangeſtiegen waren. Der Pflanzenwuchs nahm immer mehr ab, ſtatt der Bäume ſah man nur noch Sträucher, und endlich verſchwanden auch dieſe ganz; die Gräſer wurden immer rauher und dünner, und allmählig verdrängt durch Flechten und Moos. Wir kamen durch einige Dörfer, welche aus Steinen aufgeführt waren, die das Anſehen hatten, als ob ſie mit Eiſenerzen bedeckt wären, und die Dächer der Hütten waren von ähnlichen Moos- und Flechtenmaſſen überzogen; ſtatt daß die Landſchaft ein menſchlicheres Anſehen durch menſchliche Wohnungen erhalten ſollte, ſo machten dieſe durch die Moos- und Flechtenüberzeuge den Eindruck der traurigen unfruchtbaren Oede nur noch ſchauriger. Hier und da trafen wir auf einige erträgliche wilde Bergansichten, beſonders in einige waldige Schluchten hinab, an denen wir vorüber kamen; im Ganzen aber ſchien mir dieſe Berghöhe den geringſten Eindruck zu machen von allen, die ich in der Schweiz beſtiegen hatte.

Wir betraten eine Art von Berg-Becken, das von der einen Seite von dem Gletſcher des Mont Velan gebildet wird, welcher, von Vevey aus geſehen, die Ausſicht in das Walliſerland dort ſo ſchön begrenzt. Mir war es auffallend, daß ein Gegenſtand ſo weiß und glänzend in der Weite, in der Nähe ſo fleckig und entſtellt erſcheint durch die überall herausſehenden Felſenblöcke. Der obere Gipfel glänzte indeſſen doch in kalter

fleckenloſer Reinheit. Hier war einiges Gras, ein paar Ziegen ſpärlich zu füttern, und man hatte auch den Anfang zu dem Gemäuer eines rohen Gebäudes gemacht, das zu einem Gaſthauſe eingerichtet werden ſollte. Kein Arbeiter war indeſſen zu ſehen, und eine ſteinerne Hütte, zum Wetterdach für eine Ziegenheerde etwa paſſend, war Alles, was hier einer Wohnung von Menſchen ähnlich ſah.

Indem wir unſern Weg ringsherum fortſetzten, gelangten wir an einen Wendepunkt in den Felſen, und fanden zwei andere Hütten von Stein ſo niedrig und ſo bedacht wie die in Amerika ſogenannten Wurzelhäuſer. Sie ſtanden etwas abſeits vom Wege auf dem nackten Felſen. Wir ritten in ihre Nähe, ſtiegen ab, und blickten in die erſte hinein. Sie war leer, nur etwas Stroh lag darin, und ſchien den Zweck zu haben, bei ſtürmiſchem Wetter einem Wandrer einige Zuflucht zu gewähren. Als ich meinen Kopf in die andere hineingeſteckt, und meine Augen an das Dämmerlicht derſelben gewöhnt hatte, erblickte ich einen grauſigen Leichnam im entlegenſten Winkel ſitzen. Der Körper ſah einer Mumie ähnlich; er war noch bekleidet, und mehre Lumpen lagen um ihn herum, ſo wie Ueberbleibſel von andern Leichnamen, die nach und nach in formloſe Maſſen zerfallen waren, und in der Düſterheit ſich ſchwer unterſcheiden ließen. Auch lagen hier und da zerſtreute menſchliche Gebeine. Ich habe kaum nöthig hinzuzufügen, daß dieſes eines der Todten-

häuſer, derjenigen Oerter war, wo diejenigen, die auf dem Berge ſterben, beſtattet werden, um in Staub zu zerfallen, oder von hieraus denen, die aus Theilnahme oder ſonſt andern Urſachen es verlangen, übergeben zu werden. Das Begraben dieſer Leichname wäre hier nur möglich, wenn man Gräber in den Felſen einhauen könnte, denn eine Erdſchicht fehlt hier ganz, und in der trocknen reinen Luft erfolgt kaum einige Verweſung.

Ich fragte den Führer, ob ihm Etwas von dem Manne bekannt ſei, deſſen Leiche hinten an der Wand noch einige menſchliche Aehnlichkeit zeigte. Er antwortete, er erinnere ſich deſſen noch recht wohl, denn er ſei mit ihm im Kloſter hier oben geweſen. Es war ein armer Maurergeſell, der den Bergrücken von Piemont herübergekommen war, um Arbeit zu ſuchen; da er keine Arbeit gefunden, war er von Liddes vierzehn Tage ſpäter bei einbrechender Nacht zurückgekehrt, um die unermüdliche Gaſtfreiheit der Mönche auf dem Heimwege anzuſprechen. Am folgenden Tage fand man ſeine Leiche nicht weit vom Hoſpiz auf dem nackten Felſen. So war der Arme wahrſcheinlich in der Finſterniß umgekommen, vielleicht ohne zu wiſſen, wie nahe er ſchon dem gaſtfreundlichen Obdach war. Hunger, Ermüdung, Kälte, und vielleicht die traurige Zuflucht der Armen, der Branntwein, hatten vermuthlich ihn an jener Stelle überwältigt. Jetzt war er ſeit bereits zwei Jahren todt,

und noch immer bewahrten die Ueberreſte die ſchrecklichen Züge eines verzauberten Lebendigen.

Ich wandte mich von dieſem ſchwermüthigen Anblick, und blickte jetzt um mich mit erhöheter Theilnahme. Die Sonne war untergegangen, und der Abend warf ſeine Schatten in die Tiefe des Thals, das noch an einigen Stellen durch die Schluchten unſeres Pfades heraufdämmerte. Die Bläue des Himmels über uns und die braunen Gipfel, die gleich düſtern Rieſenhäuptern ſich ringsum erhoben, waren im verbleichenden Lichte noch ſichtbar, und ich ſah, glaube ich, noch niemals ein mehr poetiſches oder lebendigeres Gemälde der herannahenden Nacht. Indem wir der Richtung des Pfades aufwärts folgten, eine Spur, die nur an den zerbröckelten Felsſtücken zu erkennen war, und die jetzt jäh aufwärts führte, da erblickten wir eine Oeffnung zwiſchen zwei dunkeln granitnen Maſſen, wodurch der Himmel noch glänzend und hell hereinſchien. Dieſe Oeffnung ſchien nur eine Spanne breit. Es war der „col", der Gipfel des Pfades, und während ich verwundert dahin blickte, in die reine Luftſchicht hinein, ſo kam es mir vor, als ob der Gipfel nur noch eine halbe (engliſche) Meile über uns liege. Der Führer ſchüttelte aber den Kopf zu meiner Vermuthung und ſagte, wir hätten noch eine müheſelige Stunde vor uns.

Auf dieſe Mittheilung beeilten wir uns, wieder aufzuſitzen; unſere Maulthiere waren indeſſen ſchon ziem-

lich matt und traurig, wie die Berge um uns her. Als wir dieſen Zufluchtsort verließen, bemerkten wir keinen Sonnenſtrahl mehr an irgend einem Felſen oder Gletſcher. Ein düſtereres Berganſteigen können Sie ſich nicht wohl vorſtellen. Pflanzenwuchs war nun durchaus nirgends mehr zu erſpähen, und nichts ſah man an ihrer Statt als Gebröckel des eiſenroſtfarbigen Geſteins. Die Farbe aller Gegenſtände war ſo trübe, als gänzliche Verödung ſie irgend hervorzubringen vermag, und die ſtets zunehmende Dunkelheit vermehrte das ſchaurige Gefühl, das uns tief ergriffen hatte. Obſchon wir ſtandhaft und unverdroſſen immerfort dem Lichte entgegenſtiegen, ſo wich es doch ſchneller, als wir ihm nachzuklimmen vermochten, vor uns zurück. Nach halbſtündigem Abmühen überließ es uns der völligen Finſterniß. In dieſem Augenblicke deutete der Führer nach einer Maſſe, die ich für ein vorſpringendes Felsſtück hielt, und ſagte, es ſei das Dach eines Gebäudes. Es ſchien mir ſo nahe, daß ich mir einbildete, wir ſeien zur Stelle; aber eine Minute nach der andern ſchwand hin, und auch dieſer Gegenſtand hüllte ſich in die dunkele Nacht. Noch eine Viertelſtunde war vorübergegangen, als wir an eine Stelle kamen, wo der Pfad, der, ſeit wir das Zufluchtshäuschen verlaſſen, immerfort ſteil bergan geführt hatte, jetzt uns eine Folge breiter Felſenſtufen hinanleitete, wie die Felſentreppen auf dem Rigi, in die Steinmaſſen gehauen, aber weniger ſteil. Mein müdes Maulthier

ſchien bisweilen unter meiner Laſt zuſammenbrechen zu wollen, oder unſchlüſſig zögernd, ſollte es dem Druck nach unten nachgebend fallen, oder noch eine Meile aufwärts fortſchleichen. Es war völlig dunkel, und ſo hielt ich es für das Beſte, mich ſeinem Inſtinkt und ſeiner Erinnerungsgabe völlig zu überlaſſen. Dieſer bedenkliche Kampf zwiſchen den Kräften des Thieres und dem Zuge der Schwerkraft, worin ich unglücklicher Weiſe keine andere Rolle ſpielte, als die letztern zu befördern, währte faſt noch eine Viertelſtunde lang; und dann fühlten ſich unſere Maulthiere plötzlich wieder erleichtert. Sie bewegten ſich noch einige Minuten weit raſcher vorwärts und ſtanden vor einem Felſenbau ſtill; ein zweiter Blick ließ in der Dunkelheit erkennen, er ſei von Steinen aufgemauert, und dort gleichſam hingeſchoben in der Geſtalt eines großen rohen Gebäudes. Dieſes war das berühmte Kloſter des großen Sankt Bernhard! —

Ich dachte an die Römer, an die Stegreifritter des Mittelalters, an die tauſendjährige Barmherzigkeit und an Napoleon, als ich, mein Bein über dem Schweifriemen ſchwingend, mit dem Fuße zuerſt wieder den felſigen Boden berührte. Man hatte unſer Kommen gehört; denn der Schall erſtreckt ſich weit durch eine ſolche Maſſe, und wir wurden an der Pforte von einem Mönch in ſchwarzer Tracht, in einer morgenländiſch ausſehenden Mütze, und mit einem ſo laienhaften Anſtande empfangen, als ſei er der Kellner eines Kaffeehauſes. Er fragte

haſtig, ob wir auch Frauenzimmer bei uns hätten, und mir ſchien es faſt, als thue es ihm leid, daß wir nicht Ja ſagen konnten. Doch führte er uns ſehr höflich in ein Zimmer, das mittelſt eines Ofens geheizt war, und welches bereits zwei Reiſende enthielt; ſie hatten das Anſehen anſtändiger Handelsleute, die Geſchäfte wegen über den Berg mußten. Ein Tiſch wurde zu unſerm Abendeſſen gedeckt, und einige Lampen verbreiteten ein trübes Licht umher.

Die kleine Gemeinde verſammelte ſich bald, den Prior ausgenommen, und das Abendeſſen wurde aufgetragen. Ich hatte einen Brief an den Bruder Beſchließer bei mir, der das Amt eines Proviantmeiſters verſieht, und gelegentlich durch die Thäler zu ſtreichen pflegt, um die frommen Spenden einzutreiben; und ich hielt es für die ſchicklichſte Zeit, jetzt meinen Brief abzugeben, da unſer Empfang eine linkiſche Kälte hatte, die mir nicht ſonderlich behagte. Der Brief wurde geleſen, brachte aber keine ſichtbare Veränderung in der ſich vielmehr jetzt, wie vorher gleichbleibenden Wärme oder Kälte unſerer Bewirther hervor. Ich vermuthe faſt, der Verfaſſer des Briefes hatte unwillkührlich den Froſt, den der Name eines Amerikaners gewöhnlich zu erregen pflegt, über unſere Bewillkommung verbreitet.

Damals waren ſieben Auguſtiner beiſammen; vier waren eingekleidet, und drei noch im Noviziat. Die ganze Gemeinde zählt ihrer dreißig, die bereits Profeß

gethan, und eine hinreichende Anzahl Novizen; aber nur acht bewohnen im Ganzen gewöhnlich abwechſelnd das Kloſter, die übrigen wohnen in einem Kloſter im Flecken, le bourg, wie das eigentliche Städtchen Martinach ſchlechthin genannt zu werden pflegt. Man ſagt, die feine Bergluft greife die Lungen ziemlich an, und wenige könnten daher ihren Einfluß eine längere Zeit anhaltend aushalten. Sie werden ſich erinnern, daß dieſes Gebäude das am höchſten liegende beſtändig bewohnte Gebäude iſt, das in Europa oder in der ganzen alten Welt zu finden iſt, es ſteht auf einer Höhe von ungefähr 8000 engliſchen Fuß über dem Weltmeere.

So wie das Abendeſſen aufgetragen war, trat der Obere, oder der Prior herein. Er ſah friſcher aus, als die meiſten ſeiner frommen Brüder, und zeichnete ſich vor ihnen durch eine goldene Kette mit einem Kreuze aus. Die übrigen begrüßten ihn, indem ſie ihre Mützen abnahmen; wornach er nach der Oberſtelle der Tafel hinſchreitend, ſogleich die gewöhnliche Liturgie lateiniſch begann, während die Mönche und Novizen die üblichen Reſponſen mit lauter Stimme vorbrachten. Darauf wurden wir eingeladen, unſere Plätze an dem Tiſche einzunehmen, an welchem man uns Fremden höflicherweiſe die obern Plätze eingeräumt hatte. Das Mahl war einfach, ohne Thee oder Kaffee, und der Wein war auch nicht ſonderlich. Aber es verdiente hinreichenden Dank,

daß man in einer ſolchen Wüſte noch ſo viel bekam, und hier war durchaus nicht der Ort begehrlich zu ſein.

Während der Abendmahlzeit beſtand eine ungezwungene allgemeine Unterhaltung, und wir wurden um Mittheilung der Tagesneuigkeiten gebeten; denn die Bewegungen in der Vendee waren allerdings von der Art, die Mönche zu intereſſiren. Unſer franzöſiſcher Reiſefährte auf dem Brienzer See hatte mit begeiſtertem Lobe von dieſer Kloſtergemeinde geſprochen, und indem ich ſeine Reden mit den hier an mich gerichteten Fragen in Verbindung brachte, blitzte die Vermuthung in mir auf, dieſe Brüder müßten mit ihm in geiſtiger Verwandtſchaft ſtehen. Wenige Bemerkungen befeſtigten mich bald in dieſer Meinung, und ich fand, was bei Leuten ihres Standes nicht zu verwundern war, daß dieſe Glieder einer geiſtlichen Republik *) ſehr warmen Antheil an den Fort

*) Die Menſchen gewöhnlichen Schlages meinen hieraus die natürliche Folgerung ziehen zu können, Auszeichnungen ſeien etwas Natürliches, und müßten beibehalten werden. Dieſe geſcheidten Leute vergeſſen aber, daß die Geſetze der Menſchen zur Beſchränkung der Leidenſchaften beſtehen müſſen, und daß eine Erweiterung des Zugeſtändniſſes eines höheren Ranges auch einem Stärkern das Recht einräumen müſſe, den Schwächern todt zu ſchlagen, oder ihm ſein Brod vor dem Munde wegzunehmen, weil dieſes leicht auch zu den ausſchließlichen Bevorrechtungen gezählt werden könnte, ſofern die Menſchen ja doch in ihren Anſprüchen nicht gleichgeſtellt werden ſollen!

ſchritten der Karliſten nehmen mußten. Menſchen mögen in der Welt vorſtellen, was ſie wollen, ſie mögen ſich unter irgend einer Maske verborgen halten, die Liſt oder Noth ihnen aufnöthigt, ſo werden ihre politiſchen Geſpräche, wie der Inſtinkt ſie eingibt, ſo wie Liebe und Haß, wie jede andere heftige Leidenſchaft ſich unbewußt verräth, eben ſo dem erfahrenen Beobachter ihr Inneres verrathen. Wie manche unſerer Republikaner vom reinſten Waſſer habe ich nach Ordensſternen und Bändern ſtille Seufzer ausſtrömen geſehen, — und Männer noch dazu, die vor den Augen der Nation als enthuſiaſtiſche Verehrer der Verfaſſung und als die wärmſten Vertheidiger der Volksrechte durchgehends bekannt ſind. Die römiſch-katholiſche Kirche kann nicht anders, als geheime Anhängerin des Despotismus ſein, möge ihre ſcheinbare Anhänglichkeit an freiſinnige Inſtitutionen ſich auch noch ſo ſehr zur Schau ſtellen; denn die geiſtliche Verfaſſung dieſer Kirche, die katholiſche Hierarchie, ſteht ſelbſt in ſo naher Beziehung zur Despotie, daß ſie ihre Verwandtſchaft nicht verläugnen kann. Ich will zwar nicht durchaus behaupten, daß der Umſtand, daß wir Amerikaner waren, dieſe geiſtlichen Brüder vermochte, uns mit weniger Wärme zu empfangen, als ſie ſonſt gewohnt waren; nur das wollte ich bemerken, daß unſer Reiſegeſellſchafter, der Karliſt auf dem Brienzer See, uns eine viel zu beredte Schilderung von der herzlichen Aufnahme und der innig-gemeinten Gaſtlichkeit dieſer guten Väter gemacht hatte,

als daß uns das Benehmen derſelben gegen uns nicht hätte auffallend werden müſſen. Kurz, das einzige Mittel, ſie etwas zu erwärmen, war, daß wir ſie mit der Anthracitkohlengrube einheizten, welche die frommen Väter, wie wir gehört, auf dem Berge entdeckt hatten. Dieſes war natürlich ein ſehr wichtiger Fund für ſie, denn Sie müſſen bedenken, daß, ausgenommen das Waſſer, alles zu ihrem Unterhalte Erforderliche, ſelbſt die unentbehrlichſten Bedürfniſſe, ſtundenweit her, den äuſſerſt beſchwerlichen Weg, den wir heraufgekommen, auf den Rücken von Maulthieren heraufgeſchleppt werden müſſen, und daß ungefähr **8000** Menſchen jahraus jahrein über den Berg ziehen, die alle, wenigſtens faſt alle nothgedrungen in dem Kloſter übernachten. Die hohe Lage des Orts macht das beſtändige Heizen durchaus nöthig, um hier bequem ausdauern zu können, ohne des zum Kochen erforderlichen Brennmaterials erwähnen zu wollen; und eine Goldgrube hätte daher einer ſolchen gaſtlichen Gemeinde kaum ſo wichtig werden können, als eine Kohlengrube. Zum Glück verſtand C —— als ein ächter Pennſylvanier ſich ein wenig auf Anthracit, und indem er einige Einleitungen vorausſchickte und weitere Mittheilungen verſprach, gelang es ihm, einige von den geiſtlichen Brüdern, wie man ſagt, in Feuer und Flamme zu ſetzen.

Ein wenig vor neun Uhr wies man uns ein einfaches aber bequemes Zimmer an, mit zwei Betten und

einer Menge Decken, und wurden unſerm Schlummer überlaſſen. Ehe wir einſchlafen konnten, kamen C—— und ich darin überein, daß wenn man das Kloſter nicht als ſolches betrachten wolle, ſo könne es recht gut für eine „Rum-Stube" gelten, und daß mehr als gewöhnliche Einbildung dazu gehöre, um über das Ganze den dichteriſchen Zauber mönchiſcher Zurückgezogenheit und der ſchönen einfachen Gaſtlichkeit patriarchaliſcher Einſamkeit zu verbreiten.

Zweiundzwanzigſter Brief.

Erhabene Wüſte. — Ein Morgenſpaziergang. — Der „Col du St. Bernard.“ — Ein See. — Lage eines römiſchen Tempels. — Eintritt ins italieniſche Gebiet. — Eine ſchauerlich einförmige Umgebung. — Rückkehr ins Kloſter. — Geſchmackloſe Einrichtung des Gebäudes. — Urſprung und Beſtimmung deſſelben. — Das Todtenhaus. — Die Hunde des Sankt-Bernhard Kloſters. — Die Kapelle. — Beſtattung des Generals Deſaix daſelbſt. — Die Kloſterkoſt und das Benehmen der Mönche. — Abreiſe aus dem Kloſter. — Vorſtellung unſeres Führers von den Amerikanern. — Napoleons Uebergang über den großen Sankt-Bernhard. — Aehnliche Uebergänge in früheren Zeiten. — Fortſchaffen der Geſchütze über die ſteilen Abhänge hinan. — Napoleons ausgeſtandene Gefahr. — Unſere Rückkehr nach Vevey.

Mein theurer — —,

Am andern Morgen ſtanden wir frühe auf, und als ich meinen Kopf zum Fenſter hinausſtreckte, da brachte mich die ſchneidende Luft faſt in den Wahn, als ſeien wir plötzlich nach Sibirien verſetzt worden. Kein Monat im ganzen Jahre geht hier oben ohne Froſt vorüber; die Lage iſt zu hoch, als daß es anders ſein könnte, und da wir bereits den 27. September hatten, ſo war die

Jahrszeit hinreichend vorgerückt, um kälteres Wetter eintreten zu laſſen. Eilig legten wir unſere Kleider an und unſere Bärte ab, und gingen ins Freie, um uns umzuſehen.

Mönche, Kloſter und hiſtoriſche Erinnerungen waren bald aus unſerm Gedächtniſſe verſchwunden beim erhabenen Eindruck der ſtarren Oede, die um uns herrſchte. Der „Col" iſt ein ſchmaler Bergkamm, zwiſchen ungeheuren Berggipfeln, die ſich zufällig an dieſer Stelle der Hoch- alpenkette fortlaufend verbinden und auf dieſe Weiſe einen Bergpaß bilden, der einige tauſend Fuß niedriger fortläuft, als ohne denſelben hinüberzukommen möglich ſein würde. Das Kloſter ſteht nur wenige Yards vom nörd- lichen Abhang entfernt und gerade an der Stelle, wo die niedrigſte Aushöhlung gebildet wird; vor dem Gebäude und hinter demſelben erheben ſich in kurzen Abſtänden von dem Gebäude die Felſen immer höher hinan. Ein wenig ſüdlicher weichen die Bergſpitzen hinreichend auseinander, um dem Bette eines kleinen dunkeln, winterlich ausſe- henden Waſſerſpiegels Raum zu laſſen, der eine eiför- mige Oberfläche zeigt, und etwa fünfzig bis ſechzig Acres Land bedecken mag. Dieſer See füllt faſt die ganze Ebene des Col aus, und wird gegen Norden von der Lage des Kloſters, öſtlich vom Berge, weſtlich vom Pfade begrenzt, für den kaum hinreichender Raum zwiſchen dem Waſſer und den aufwärtsſtrebenden Felſenwänden übrig iſt, und ſüdlich von demſelben Bergpfade, der an

der anderen Seite durch eine Art niedriger Mauer geſchützt iſt, die aus Felſenblöcken und Steintrümmern etwa zwanzig bis dreißig Fuß hoch aufgeſchichtet iſt. Hinter dieſer rohen Mauer oder den einzelnen Felſenblöken mochte ſich ein weitausgedehntes Thal befinden.

Wir gingen alſo in der Richtung dieſes muthmaßlichen Thals, von der Pforte des Kloſters hinab, bis wir etwa dreißig Fuß tiefer uns in gleicher Höhe mit dem See befanden. Wir umgingen ihn auf dem betretenen Pfade, bloßer Felſen, der durch die Hufe von Pferden und durch die Füße der Wanderer nur allmählig gangbarer geworden iſt, und ſo gelangten wir allgemach an die letzte Krümmung des eiförmigen Beckens. Hier war die Stelle, wo die Römer dem Jupiter der Schneegeſtöber einen Tempel errichtet hatten; denn dieſer Bergpfad iſt bereits im grauen Alterthume häufig benutzt worden. Wir betrachteten dieſe Stelle mit blinder Verehrung; denn dieſe Ueberreſte hätten wir eben ſo gut für das Gemäuer eines Salatbeetes der Mönche halten können, denn ein ſolches befand ſich in einer Mauereinfaſſung in dem Felſen ganz in der Nähe, und war faſt eben ſo groß und, wie ich glaube, faſt ebenſo ergiebig, als diejenigen, welche man bisweilen auf den Gallerieabtheilungen eines Schiffes antrifft. An dieſer Stelle betraten wir den Boden von Italien!

Indem wir von der Grenze aus weiter gingen, folgten wir immerfort dem Rande des See's, und gelang=

ten zu einer Stelle, wo die Waſſer an einem niedrigen Uebergange ſüdwärts abtröpfelten; der Pfad nahm dieſelbe Richtung, ging durch das Bollwerk von Felſenblökken hindurch, und kam bis an den Rand des ſüdlichen Abhangs, der weit ſteiler war, als der an der anderen Seite. Eine kurze Strecke zog ſich der Pfad ganz ſchmal längs den Felſenmauern-Rändern hin, bis zu dem entfernteſten Punkte des Bergkammes, ſo lange er noch „Col“ genannt wird, deſſen ſüdliche Schneide unregelmäßig geſtaltet war, und von dort aus zog der Pfad an den am wenigſten ſteilen Abſätzen des Abhanges, in ſeiner fortgeſetzten Richtung nach Italien hinab. An dem Punkte, wo wir uns befanden, mochten wir etwa eine halbe (engliſche) Meile vom Kloſter entfernt ſein, und dieſes iſt alſo die Breite des Col. Wir konnten wenigſtens eine halbe Stunde tief in den braunen Bergkeſſel hinabſehen, ohne eine Spur von Pflanzenwuchs zu entdecken. Ueber uns, um uns, unter uns, wo irgend unſer Blick ausruhete, den Himmelsraum, die fernen Eisgipfel, den See, das Kloſter und ſeine Umgebungen ausgenommen, traf er auf nichts, als auf dunkle, dräuende, roſtfarbene Felſenmaſſen. Alle Gebäude, ſelbſt deren Bedachung, beſtanden aus demſelben Geſtein und boten alſo durchaus nichts dar, was dieſer düſtern Einförmigkeit einigen Reiz verleihen konnte.

Sobald wir von unſerem Spaziergange zurückgekommen waren, erlaubten wir dem Kloſter und ſeinem lan-

gen Beſtehen, der Art ſeiner Begründung und Einrichtung, ſeiner jetzigen Lage und Allem, was poetiſches Gefühl für uns beide thun konnte, von Neuem auf uns einzuwirken; aber leider waren die Mönche ganz gewöhnliche Menſchen, ihre Aeußerungen wie ihr Benehmen ermangelten der ruhigen würdevollen Haltung des reiferen Alters und des ſtrengen ſittlichen Lebenswandels; das ganze Gebäude hatte zu viel von dem mechaniſchen Treiben, vom Geruch und Rauch einer Küche; und dazu kam noch, daß das berühmte Hoſpiz des heiligen Bernhard ſich in Beſchreibungen weit maleriſcher ausnahm, als in der Wirklichkeit. Sogar die Kloſtergebäude waren in ſehr ſchlechtem Geſchmack angelegt, und ſahen einem ſcheunenähnlichen Manufakturgebäude ziemlich gleich und ſie würden ein ziemlich abſtoßendes Aeußere haben, wenn das Material nicht dem Ganzen einen einnehmend düſtern Eindruck mittheilte.

Es iſt ein Unglück, daß das Schlimme ſo oft ein ſo ſehr gefälliges lockendes Aeußere hat. Obſchon ich ein wenig dazu aufgelegt war, den beſondern Punkt des Geſchmacks recht gründlich in Erwägung zu ziehen; ſo war ich doch auch der Meinnng jenes religiöſen Mannes, der ſeine geiſtlichen Lieder in Volksweiſen ſetzen wollte, damit „der Teufel nicht alle gute Muſik zu ſeinem Eigenthum erkläre,“ und in dieſer Beziehung halte ich es für ſehr beklagenswerth, daß keine etwas beſſere Uebereinſtim-

mung zwiſchen Schein und Weſen auf dem großen Sankt Bernhard beſteht.

Das Kloſter ſoll von einem gewiſſen Bernhard de Menthon, einem Auguſtiner in Aoſta, im Jahre 962 geſtiftet worden ſein, der ſpäter, ſeiner Heiligkeit wegen, kanoniſirt wurde. Zu jenen früheren Zeiten mag dieſe Stiftung äußerſt nützlich geweſen ſein; denn an Poſtſtraßen oder an Mac-Adamiſirten Straßen wurde damals bei Alpenreiſen noch nicht gedacht. Auch jetzt iſt dieſes Hoſpiz von großem Werth, da wohl neun Zehntheile derer, die hier übernachten, arme Leute ſind, die nichts bezahlen. Zu manchen Jahreszeiten und bei gewiſſen Veranlaſſungen ziehen Bauern in großer Auzahl dieſen Weg; mein Führer verſicherte mich, er habe bisweilen in ſo zahlreicher Geſellſchaft im Kloſter übernachtet, daß es achthundert Gäſte zählte, eine Mittheilung, die übrigens einer der Mönche beſtätigte. Aber ſolche zahlreiche Wanderungen kann nur ein großer Jahrmarkt oder ein großes Feſt veranlaſſen. Früher war das Kloſter ſehr reich und konnte die Unkoſten der Bewirthung ſo vieler Gäſte aus eigenen Mitteln beſtreiten; aber ſeit der Revolution hat das Kloſter den größten Theil ſeiner Beſitzungen verloren und blos ein kleines feſtgeſetztes Einkommen übrig behalten. Dabei hat es die Freiheit, periodiſche Beiſteuern in der Umgegend zu erheben, und dieſes trägt ihm ein Ziemliches ein. Alle, die zahlen können, laſſen ein Geſchenk von größerem oder geringerem

geringerem Werth zurück, und mittelſt aller dieſer Bei=
träge zuſammen bleibt die milde Stiftung immer noch
in ihrer Wirkſamkeit.

Es ſterben Mehre jährlich auf dem Berge; aber
Niemand kann da begraben werden, dagegen ſteht nicht
weit vom Kloſter ebenfalls ein Todtenhaus, wohin die
Todten gebracht werden. Es iſt ein dem Luftdurchzug
offenes Gebäude und es enthält etwa vierzig bis fünf=
zig Leichname in jeder Art von Zerſtörung bis zur völligen
Verwitterung, ohne eigentlich in Fäulniß überzugehen,
und es erregte das Ganze einen höchſt widrigen Eindruck.
Sobald das Fleiſch gänzlich verſchwunden iſt, ſo werden
die Gebeine in eine kleine Steinumhegung hineingewor=
fen, die ganz nahe dabei befindlich iſt; und Schädel,
Schenkelknochen und Rippen lagen hier in einem wal=
zerähnlichen Durcheinander aufgehäuft.

Bald nachdem wir von unſerem Spaziergange nach
Italien zurückgekehrt waren, öffnete ein Novize eine
kleine Thüre in der äußerſten Mauer des Kloſters, und
die famöſen Hunde des heiligen Bernhard brachen gleich
ſich krümmenden Tigern hervor, und recht affamirte
Burſche ſchienen ſie in der That zu ſein. Ihre Bewegungen,
ihr Schnobern und Brummen hatte etwas Elephantenähnli=
ches; einer, der ſo nah an mir vorbeiſtrich, daß er meine
Kleidung ſtreifte, gab mir zu verſtehen, daß von einem ſol=
chen angefallen zu werden, bedenklich ablaufen könnte.
Fünf unter ihnen allen waren hochbeinige ſtarke Bullen=

beißer mit kurzhaarigem Pelz, langen buſchigen Schwänzen und von gelblicher Farbe. Ich habe dieſen ſehr ähnliche Thiere in Amerika geſehen. Sie ſind abgerichtet, auf dem Pfade zu bleiben, können Erfriſchungen und Lebensmittel am Halſe tragen, und ſpüren öfter im Schnee erſtarrte Körper aus. Aber man hat ihren Inſtinkt und ihre Dienſtleiſtungen weit übertrieben; letztere beſtehen hauptſächlich darin, daß ſie dem Reiſenden den Weg zeigen, indem ſie auf den Pfaden voranlaufen. Wenn Jemand ſich im Winter verſpätet hat, ſo ſehe ich recht gut ein, daß ein ſolcher ſtarker Hund dem, den er kennt und treu anhängt, von großem unſchätzbarem Nutzen ſein müſſe. Manche behaupten, die uralte Raſſe ſei ausgeſtorben, und ihre Nachfolger ließen den Mangel der reinen Abſtammung in dem Mangel der urſprünglichen Eigenſchaften erkennen, wie alle Eindränglinge.

Man zeigte uns nun ein Gemach, worin ſich eine kleine Sammlung von Mineralien und von römiſchen Ueberreſten befand, die man in der Gegend der Trümmer des römiſchen Tempels aufgeleſen hatte. Um ſieben Uhr erhielten wir Kaffee, Brod und Butter; darauf trat der Prior ein und ladete uns ein, die Kapelle zu beſuchen, die von mäßiger Größe und einfach verziert iſt. An einer Säule iſt eine Büchſe befeſtigt mit der Ueberſchrift: für die Armen, und unter den Armen auf dieſem Berge werden diejenigen gemeint, welche die Gaſtlichkeit des Hoſpizes genießen; folglich war es leicht,

den Wink zu verſtehen. Wir ließen einige wenige Franken durch die Oeffnung gleiten, während der Prior abſichtlich anderswohin ſah, und es fiel uns auf, daß wir jetzt die Erlaubniß erhielten, uns wegzubegeben. Die Ueberreſte des General Deſaix ruhen in dieſer Kapelle, und eine kleine Tafel iſt ſeinem Andenken gewidmet.

Es wäre einfältig und unvernünftig, über die ſchlechte Koſt zu klagen, an einem Orte, wo alle Lebensmittel nur mit der äußerſten Beſchwerde zu bekommen ſind; und daher will ich über dieſen Gegenſtand auch weiter nichts ſagen, als daß wir das Mahl des heiligen Bernhard uicht ſonderlich rühmen konnten, damit Sie doch wiſſen, woran Sie ſind. Was das Benehmen der Mönche betrifft, ſo können wir freilich, in Bezug auf uns ſelbſt, nichts anders ſagen, als daß wir im geringſten nicht die warme Theilnahme und herzliche Gaſtlichkeit fanden, welche die Reiſenden ihnen nachzurühmen gewohnt ſind; im Gegentheil fiel uns die Kälte und Zurückhaltung ihres Betragens auf, und ich erinnerte mich dabei recht eigentlich an das gewöhnliche froſtige Benehmen der Amerikaner.*) Dieſes Benehmen mag zur Ordensregel

---

*) Die eigene Art von Kälte in unſerem Benehmen, das aber auch leicht aus dem Abſtoßenden ſich plötzlich in das Vertrauliche wieder umſetzt, hat oftmals ſchon zu allerlei Bemerkungen Veranlaſſung gegeben, kann indeſſen nur von denen beurtheilt werden, die ein an-

gehören; es mag die Folge ſein der gewohnten und unaufhörlichen Anforderungen an ihre Aufmerkſamkeiten und Dienſtleiſtungen; es mag vielleicht nur Laune ſein; oder es konnte eine Folge der Vorurtheile gegen das Land ſein, wo wir herkamen, Vorurtheile, welche in dem gegenwärtigen erregten Zuſtande von Europa weit greller ſich äußern, als es ſonſt der Fall geweſen wäre.

Unſere Maulthiere ſtanden bereit, und wir verließen

---

deres Benehmen gewohnt ſind. Zwei oder drei Tage nach der Rückkehr des Verfaſſers von ſeinen europäiſchen Reiſen, nach einer Abweſenheit von faſt acht Jahren, wurde in Newyork eine öffentliche Mahlzeit einem Seeoffizier zu Ehren veranſtaltet, und er erhielt eine Einladung, derſelben als Gaſt beizuwohnen. Hier fand er eine große Geſellſchaft, von denen die Hälfte ihm perſönlich Bekannte waren. Ohne eine einzige Ausnahme redeten diejenigen, die mit ihm ſich in ein Geſpräch einließen (und zwei Drittheile ſeiner Bekannten ſprachen mit ihm kein Wort), ihn auf eine Weiſe an, als ob ſie ihn nur etwa ſeit der vorigen Woche nicht geſehen hätten, und Jedermanns Benehmen war ſo kalt und verſchloſſen, daß er nur mit Mühe ſich überreden konnte, es ſei gar nichts Störendes vorgefallen. Er konnte nicht wohl annehmen, man habe ihn eingeladen, um ihn nachläſſig zu behandeln, und er verſuchte daher, alte Erinnerungen wieder aufzufriſchen. Doch die Kälte war ſo allgemein, das es ihm unmöglich wurde, das Ende des Mahles abzuwarten. —

dieſen Ort ſogleich nach dem Frühſtück. Ein Felſenrük-ken ganz nahe an dem Hoſpiz bildet die Waſſerſcheide für die auf dieſer Berghöhe entſpringenden Bäche. Hier lag noch etwas Schnee, und auch an der nördlichen Seite des Abhanges waren einige Schneehaufen, die noch vom vorhergehenden Winter herrührten.

Wir zogen vor, die erſte Stunde Weges zu Fuße zu gehen, und ſo kamen wir an die früher erwähnte Zufluchts-hütte. Den Tag vorher hatte unſer Führer uns allerlei Neuigkeiten erzählt. Unter andern Dingen brachte er vor, er ſei vor kurzem mit einer amerikaniſchen Familie in dem Kloſter geweſen, und beſchrieb dieſe als Leute von ganz eigenthümlichem Ausſehen und von eigen-thümlichem Geruch. Als wir ihn ein wenig aus-fragten, da fand ſich's, daß er eine Geſellſchaft farbiger Leute aus Sankt Domingo hinaufbegleitet hatte. Sein Kopf ſchien rückſichtlich Amerikas ein vollkommenes Babel zu ſein; denn er betrachtete es nicht wie einen Welt-theil, ſondern als einen Landſtrich, unter einer Obrig-keit und von einer einzigen Nation bewohnt. Derglei-chen Albernheiten waren wir ſchon gewohnt, und da wir ſahen, daß er uns für Engländer hielt, ſo zogen wir den ehrlichen Wicht tüchtig auf wegen ſeiner Naſen-qual, die er in ſolcher Geſellſchaft hatte erdulden müſſen. Beim Hinunterſteigen fiel es uns ein, daß wir der Ge-ſellſchaft, die wir in Bex verlaſſen hatten, begegnen würden, und unſer Begleiter hatte ſich auf das Zuſam-

mentreffen mit ihnen bereits gefaßt gemacht. Bald nachdem wir an dem Zufluchts-Häuschen vorüber waren, trafen wir mit jener Geſellſchaft zuſammen, und unſer Führer war ganz erſtaunt, und nachdem wir uns trennten, verſicherte er ganz ernſtlich, es müſſe, wie er ſehe, zweierlei Arten von Amerikanern geben; denn diejenigen, denen wir eben begegnet ſeien, hätten durchaus keine Aehnlichkeit mit denen, die er nach dem Kloſter begleitet habe. Möge dieſer kleine Vorfall eine Veranlaſſung werden zum Eindringen einiger neuen Anſichten über die „zwölf Millionen“ ins Walliſer Gebiet!

Die Bevölkerung dieſes Kantons, vorzüglich die Frauen, hatte auf dem Berge ein weit gefälligeres Anſehen, als in dem Thale. Nachdem mir Martigny verlaſſen, kam uns kein Kreidling mehr zu Geſicht; und unter den Frauen waren zarte Geſichtszüge und weiße lebhafte Geſichtsfarbe ganz gewöhnlich.

Vermuthlich wünſchen Sie etwas von dem berühmten Uebergang Napoleons über dieſen Paß zu erfahren, und von den Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte. Was den Weg hinan betrifft, hat man die Berichte über dieſe Schwierigkeiten ſehr übertrieben. Schon öfter ſind Heere über den Paß des großen Sankt Bernhard gegangen. Im Jahre 69 führte Aulus Cäcinna ſeine Barbaren hinüber. Die Longobarden überſchritten ihn im Jahre 1000; eben ſo haben mehre Heere ſpäter in den Feldzügen Karls des Kühnen, ſo wie

auch zu andern Zeiten überſchritten. Um das Jahr 900 kamen auf dieſem Wege zahlreiche Schaaren türkiſcher Seeräuber herüber und beſetzten den Paß von Saint-Maurice. So iſt alſo die Geſchichte voll von Begebenheiten, welche die Idee zu einem wiederholten Uebergange leicht erwecken konnten.

Das iſt noch nicht Alles. Seit der Zeit, als die Franzoſen im Jahre 1796 in die Schweiz eingerückt waren, haben einzelne Heeresabtheilungen dieſen Berg beſetzt gehalten, und ſelbſt Schlachten auf demſelben geliefert. Die Oeſterreicher hatten es dahin gebracht, den Gipfel zu umgehen, und ſchlugen ſich einen ganzen Tag hier mit ihren Feinden herum, die endlich das Feld, oder vielmehr den Felſen behaupteten. Ebel ſchätzt die Anzahl fremder Truppen, die dieſen Bergpaß zwiſchen den Jahren 1798 bis 1801 überſtiegen, auf 150000 Mann, die Armee Napoleons miteinbegriffen, welche 30000 Mann ſtark war.

Dieſe Thatſachen an ſich ſelbſt, und es läßt ſich gegen ihre hiſtoriſche Wahrheit nichts einwenden, geben dem beſprochenen Ereigniſſe ein ganz anderes Anſehen, als man gewöhnlich die Sache, als ſei es ein ganz auſſerordentliches Unternehmen, was der Erſte Conſul hier gewagt, in Beziehung auf die Schwierigkeiten der Erſteigung dieſes Bergpaſſes darzuſtellen pflegt. Wenn eine kleine Gemeinde jahraus jahrein im Stande iſt, die

Bedürfniſſe von 8000 Menſchen hinaufzuſchaffen; ſo konnte für einen Mann, der über das ganze Frankreich zu verfügen hatte, die Schwierigkeit, eine Armee über dieſen Paß zu führen, nicht ſo ungeheuer groß ſein. Als wir Martigny verlaſſen, fing ich ſogleich an, mir alle Schwierigkeiten des Weges recht genau einzuprägen, und obſchon die Straße von dort bis nach Liddes ſeit dreißig Jahren wahrſcheinlich ziemlich verbeſſert worden iſt, ſo betrachtete ich die ſchlechteren Stellen des Weges deſto aufmerkſamer; ich muß aber geſtehehen, daß ich in meiner Kindheit durch die neuen Anſiedelungen in meinem Vaterlande in einer ſchweren hohen alterthümlichen Kutſche über Straßen gereiſt bin, die eben ſo ſchlecht, und dazu über manche Wege, die weit gefährlicher waren, als irgend eine Stelle dieſes Weges, bis nach Liddes nämlich. Selbſt eine bedeutende Strecke der Straße von Liddes aus iſt nicht ſchlimmer, als die Landſtraßen, die wir ſonſt bei uns zu bereiſen hatten; aber für die beiden letzten Stunden Weges werden Räder völlig nutzlos. Als wir dieſen Pfad aufwärts ritten, frug mich C——, auf welche Weiſe ich glaubte, daß man Geſchütze die ſteilen Abhänge hinaufbringen könne. Ohne mich lange zu beſinnen, antwortete ich ihm, ich würde aus Lärchen- oder Fichtenſtämmen Schlitten machen laſſen, ein Auskunftsmittel, welches von Zwanzigen wenigens Neunzehn einfallen würde. Später hat mir der Herzog von ——, der wahrend dieſes Zuges ein Adjutant Napoleons

war, ſelbſt geſagt, dieſes Hülfsmittel ſei auch wirklich angewandt worden. Mehre tauſend Schweizer Bauern wurden damals aufgeboten, welche die mit der Artillerie beladenen Stämme die ſteilen Bergpfade hinaufziehen mußten. Ich halte es ſogar nicht für durchaus unausführbar, Kanonen auch auf Rädern hinaufzuſchaffen, aber der andere Weg iſt als der leichteſte und ſicherſte bei Weitem vorzuziehen. Kurz, ich zweifle keinesweges, was Anſtrengung und natürliche Beſchwerlichkeiten betrifft, daß wohl hunderte von Märſchen durch die Sümpfe und Wälder in Amerika gemacht worden ſind, in welchen Meile für Meile weit größere Hinderniſſe und Fährlichkeiten zu überſtehen waren, als auf dieſem ſo hochgerühmten Alpenübergang. Die Franzoſen hatten, wie Sie ſich erinnern werden, auf dieſem Wege keinen Feind zu bekämpfen, und waren überdieß bereits im ungeſtörten Beſitz des „Col", denn bereits ein Jahr lang lag eine franzöſiſche Garniſon im Kloſter.

Das große Verdienſt des erſten Konſuls lag nicht in dem Uebergange, ſondern in der Ueberraſchung, in der wohlberechneten kriegeriſchen Anordnung des Zuges und in den glänzenden Erfolgen ſeines unerwarteten Vordringens. Wäre er geſchlagen worden, ſo bin ich überzeugt, daß dann wenig Menſchen daran gedacht hätten, ſeinen Uebergang für ſich allein ſo hoch zu rühmen; vielmehr würden dann Manche ihm vorgeworfen haben,

daß er die Felſenmaſſen als Hinderniß des möglichen Rückzugs hinter ſich gelaſſen hätte. Da er aber nicht geſchlagen wurde, ſo trägt natürlich die Kühnheit des Marſches, die bisweilen eine große militäriſche Maßregel ſein kann, recht eigentlich dazu bei, ſeinen Ruhm zu erhöhen.

Unſer Führer zeigte uns eine Stelle, wo nach ſeiner Erzählung das Pferd des erſten Konſuls ausglitt und ihn einen Abhang hinuntergleiten ließ, als ſeine Umgebung ihn noch ſchnell genug beim Rockzipfel faßte, wobei einiges Geſtrüppe wohl auch den Fall aufhielt. Dieſe Erzählung kann wahr ſein; denn der Mann behauptete, dieſen Umſtand von dem Führer vernommen zu haben, der ſich zu der Zeit bei Napoleon befand, und ein Fehltritt eines Pferdes kann auch wohl einen Sturz dieſer Art verurſachen. Der Abhang war ſteil und hoch; wäre der erſte Konſul wirklich an dieſer Stelle hinabgeſtürzt, ſo würde er gewiß nie die Höhe des Sankt Bernhard erreicht haben.

Sobald wir wieder nach Liddes gekommen waren, ſetzten wir uns wieder in den Wagen und fuhren noch frühe genug nach Martigny hinab. Hier bekamen wir ein anderes Fuhrwerk und kamen durchs Thal hinunter über Martigny und über die Brücke zum Thore des Kantons hinaus, wieder nach Bex, wo wir kurz nachdem es dunkel geworden, eintrafen.

Den nächſten Morgen waren wir frühe Morgens unterweges nach Villeneuve, um das Dampfboot nicht zu verfehlen; dieſes gelang auch nach Wunſch, und wir befanden uns bald darauf vor Vevey, und konnten unſer Frühſtück in „mon repos" einnehmen.

Drei und zwanzigſter Brief.

Die demokratiſche Verfaſſung in Amerika und in der Schweiz. — Europäiſche Vorurtheile. — Einfluß des Eigenthums. — Nationalität der Schweizer. — Mangel an Liebe zum Boden bei den Amerikanern. — Schweizer Republikanismus. — Politiſcher Kreuzzug wider Nordamerika. — Annähernde Verhältniſſe zwiſchen Amerika und Rußland. — Die Geſinnungen der europäiſchen Mächte gegen die Schweiz.

Lieber — —

Es iſt ein anſteckender Fehler aller derer, die über Amerika ſchreiben, ſei es als bloße Reiſende, ſei es als Staatsökonomiker, ſei es als Beobachter des ſittlichen Charakters der gewöhnlichen geſelligen Verhältniſſe, daß dieſe Leute Alles, was dem Lande eigenthümlich iſt, geradezu als Folgen ſeiner Verfaſſung anſehen. Es iſt gar nicht übertrieben, wenn ich ſage, daß man hierin beinahe ſo weit geht, ſelbſt die abweichenden und ungewöhnlicheren Naturerſcheinungen den demokratiſchen Inſtitutionen zur Laſt zu legen. Wenn ich über dieſe Dinge nachſann, iſt es mir öfter aufgefallen, warum dergleichen überſpannte Bemerkungen bei denen, die über die Schweiz ſchreiben, gar nicht vorkommen. Was man bei uns als rohe gemeine Ausbrüche der Freiheits- und Gleichheits-Maximen erläu-

tert, das wird hier in weit mildern Ausdrücken als derbe Freimüthigkeit der Bergbewohner geſchildert, oder als ein keckes Unabhängigkeitsgefühl von Republikanern entſchuldigt; was jenſeits des atlantiſchen Meeres geradezu Gemeinheit genannt wird, heißt hier blos unverdorbene Natürlichkeit, was uns als grobe Widerſetzlichkeit ausgelegt wird, gilt, wenn es in der Schweiz vorfällt, für weiter Nichts, als für ernſthafte Gegenvorſtellung!

Gewiß gibt es bezeichnende Unterſchiede zwiſchen den Schweizern und Nordamerikanern. Eine Volksherrſchaft im eigentlichen Sinne wird in Europa nirgends geduldet, außer in einigen wenigen, ganz unbedeuten Kantonen im Innern der Berge, die faſt unbekannt ſind, und die, wenn ſie bekannter wären, außer auf ihre eigenen Mitbürger, auf ihre Nachbaren gar keinen politiſchen Einfluß haben würden. Mit uns verhält ſich dieſes ganz anders. Newyork, Pennſylvanien und Ohio mit einer Geſammtbevölkerung von faſt fünf Millionen Menſchen ſind zum Beiſpiel ſo reine Demokratien, als ſolche unter der Form einer repräſentativen Verfaſſung irgend möglicherweiſe beſtehen können, und ihr Handel, ihre Erzeugniſſe, wie ihr Vorbild bringt ſie in ſo mannigfaltige Berührung mit der übrigen Chriſtenheit, um dieſe Staaten zum Gegenſtande des wärmſten Antheils aller Menſchen zu machen, die im Stande ſind, in der Betrachtung des Fortſchreitens der menſchlichen Verhältniſſe auch

die Zukunft und nicht blos den gegenwärtigen Augenblick in Erwägung zu ziehen.

Wir haben übrigens Staaten innerhalb unſeres Bundesgebietes, in welchen die Freiſinnigkeit der Bewohner von der Freiſinnigkeit in manchen Schweizerkantonen gar nicht weſentlich verſchieden iſt, und doch finden wir keinesweges, daß Fremde ſelbſt dieſe auf eine vortheilhaftere Weiſe in ihren Beurtheilungen auszeichneten. Wenige denken daran, diejenigen Staaten unſeres Bundes, in welchem das Eigenthum Vorrechte gibt, in einem verſchiedenen Lichte als diejenigen zu betrachten, wo ſolches nicht ſtattfindet; noch fällt es Jemanden ein, Unruhen in Virginien weniger dem Einfluſſe gährender demokratiſcher Meinungen zuzuſchreiben, als man ſolches bei einem ähnlichen Falle in Pennſylvanien ſich erlauben würde.

Eine Urſache dieſes Benehmens muß vorhanden ſein. Ich zweifle keineswegs, die Urſache dieſer hämiſchen Ungerechtigkeiten gegen uns Demokraten habe ihre Quelle in der Furcht vor dem gewichtigen Einfluſſe, den das Beiſpiel einer großen und an Zahl und Wohlſtand wachſenden Bevölkerung ausübt, deren handelnde und politiſche Eigenthümlichkeiten thätige Wechſelwirkungen hervorbringen müſſen. Denn ihr Einfluß muß allerdings viel größer ſein, als der eines kleinen Ländchens, das zufrieden iſt, wenn man es ruhig und ungefährdet fortbeſtehen läßt. Die Urſache dieſes Anfeindes liegt ferner darin, daß wir alle herkömmlichen ariſtokratiſchen Unterſchiede der Stände,

die noch mehr oder weniger in der Schweiz fortbeſtehen, durchaus verwerfen; ſie liegt überdieß darin, daß man uns wegen unſeres Handels und unſerer Schifffahrt beneidet, ſo wie in der verdrießlichen Erinnerung, daß man in früherer Zeit uns abhängigen Anſiedlern als herrſchendes Mutterland gegenüberſtand. Dieſer zuletzt berührte reizbare Fleck, eine unvermeidliche Folge der Herrſucht der Hauptſtädte, äußert ſich in einer weit allgemeineren Wirkſamkeit, als Sie ſich es vielleicht vorſtellen mögen. Denn da faſt alle europäiſchen Nationen ehemals Kolonien beſaßen, ſo mußte das allgemein daraus hervorgehende Bewußtſein von Uebergewicht durch die vermehrte Wichtigkeit unſeres Welttheils naturgemäß äußerſt ſchmerzhaft berührt werden. Ueber dieſe Behauptung mögen Sie immerhin lächeln; aber ich erinnere mich keines Mannes in Europa, der, wo die Gelegenheit ſich dazu fand, mir nicht Veranlaſſung gegeben hätte, vor irgend einer bleibenden Nachempfindung des alten Vorurtheils mich zu überzeugen, als überragte jeder Bewohner Europa's jeden Amerikaner in phyſiſcher wie in moraliſcher Vortrefflichkeit. Ich will damit nicht ſagen, daß alle, mit denen ich zuſammengetroffen, dieſes Vorurtheil wirklich offen eingeſtanden hätten, denn in zehn Fällen lag mir kaum einmal daran, ihre Meinung genau auszuforſchen; aber es iſt dieſes überall ihre wahre Meinung in höherm oder geringerem Grade geweſen, wo ſich eine Gelegenheit darbot, ſie wirklich auszuſprechen.

Obſchon die Bergbewohner, oder überhaupt die Landleute ein freimüthigeres und unabhängigeres Benehmen, als die Bewohner der Städte und der wohlhabendern Thalgegenden wahrnehmen laſſen, ſo findet man dieſes doch in der Schweiz weder bei erſtern noch bei letztern in einem ſolchen Grade, als daß man mit Gewißheit annehmen könnte, die öffentlichen Einrichtungen ſtänden mit dieſen Zügen des Volkscharakters in weſentlichen Beziehungen. Wohl können öffentliche Einrichtungen die Menſchen niederdrücken unter den natürlichen Standpunkt des natürlichen Selbſtgefühls, wie dieſes die Sklaverei mit ſich bringt, aber in einem civiliſirten Staate, wo das Eigenthum einen Einfluß auf das Selbſtbewußtſein ausübt, da möchte ſchwerlich irgend eine öffentliche Einrichtung im Stande ſein, die Menſchen über dieſen Standpunkt hinaufzuſchrauben. Müſſen wir zugeben, daß das Gefühl der Unabhängigkeit, wie es ſich in Gedanken und Benehmen äußert, mit dem Gefühl behaglicher äußerer Zuſtände zuſammentrifft, ſo kenne ich keine Gegend in Amerika, wo nicht ebenfalls Wohlhabenheit dieſes Selbſtgefühl ſteigerte. Wer für Andere arbeitet und von der Arbeit für Andere leben muß, der wird überall von demjenigen, der ſich ſeiner Arbeit bedient und ihn dafür bezahlt, in einer Art von Abhängigkeit ſich befinden, und die Verhältniſſe zwiſchen beiden müſſen nothwendig einen Grad von Uebergewicht und Unterordnung hervorbringen, der wieder nach dem Charakter der

Individuen, ſo wie nach den dabei mitwirkenden Umſtänden ſehr verſchieden ſein kann.

Hierauf ſtütze ich mich, wenn ich behaupte, daß die allgemeine Geſtaltung des menſchlichen Zuſammenlebens, ſobald überhaupt die Menſchen keine Leibeignen oder Sklaven mehr ſind, weſentlich keinen großen Unterſchied darbieten werde, den man ausdrücklich den verſchiedenen Inſtitutionen der Völker zuzuſchreiben berechtigt wäre, wofern nicht dieſe Inſtitutionen ſelbſt auf ihre größere oder geringere Wohlhabenheit einen beträchtlichen Einfluß ausüben. Mit andern Worten, ich meine, es komme hier hauptſächlich auf die Verhältniſſe des Eigenthums, und auf die größere oder geringere Leichtigkeit an, einen Zuſtand von Wohlhabenheit und Behaglichkeit zu erringen, um den Menſchen das Gefühl freimüthiger Behaglichkeit und ſelbſtſtändiger Ungezwungenheit in Worten und Handlungen äußern zu ſehen, als auf die Erweiterung oder Beſchränkung ſeiner politiſchen Verhältniſſe.

Die Schweizer, ein uraltes unvermiſchtes Volk, reich an hiſtoriſchen Erinnerungen, und zudem durch ihre geographiſche Lage weniger mit andern Völkern in Berührung, haben weit mehr Nationalität, als die Amerikaner. Bei uns erſtreckt ſich der Nationalſtolz und der Nationalcharakter hauptſächlich nur durch diejenigen Stände, die zwiſchen den Ländereienbeſitzern und der eigentlichen Hefe des Volkes mitten inne liegen; dagegen wird hier in der Schweiz dieſes Gefühl deſto ſtärker wahrgenommen, je

höher man aufwärts ſteigt. Ueberdies wird der Schweizer durch ſeine Armuth niedergedrückt, und öfter ſieht er ſich gezwungen, ſich von dem Lande ſeiner Geburt gewaltſem loszureißen, um die Mittel ſeines Unterhalts anderswo aufzuſuchen; und dennoch wählen nur äußerſt wenige von freien Stücken ein anderes Vaterland.

Die Auswanderer, welche in Nordamerika unter dem Namen der Schweizer begriffen werden, ſind entweder wirkliche Deutſche, oder franzöſiſche Deutſche aus dem Elſaß oder aus Lothringen. Ich habe noch nie einen Zug von Auswanderern angetroffen, die ächte Schweizer geweſen wären, obſchon einzelne wenige Fälle dieſer Art vorgekommen ſein mögen. Es wäre der Unterſuchung werth, wie weit ihre großartigen ſchönen Naturgegenden auf die ſtarke Anhänglichkeit der Schweizer an ihr Land mitwirken mag. Die Neapolitaner lieben ihr Klima, und würden lieber als Lazzaroni in ihrem ſonnigen Lande, wie als vornehme wohlhabende Leute in Holland oder England ihr Leben beſchließen wollen. Der Grund davon iſt ganz einfach, weil dieſes von phyſiſchen Einwirkungen abhängt. Der Zauber, der den Schweizer nach den Bergen, unter denen er geboren iſt, ſo mächtig zieht, muß höherer Natur ſein, denn das Weſen dieſer Anhänglichkeit liegt tief im ſittlichen Gefühl begründet.

Der amerikaniſche Volkscharakter ſteht gegen dem ſchweizeriſchen im Schatten, da er die Kehrſeite von dem zeigt, was in den Gefühlen eines Schweizers ſo

wohlthuend wirkt. Die Gewohnheit des beſtändigen Wanderns von Ort zu Ort verhindert die Entſtehung einer innigen Theilnahme an eine und dieſelbe Gegend, wozu blos das lange Verweilen und Eingewöhnen einer Familie an demſelben Orte eigene Veranlaſſung werden kann, und welches endlich die Menſchen dahin bringt, einen Baum, einen Hügel, einen Felſen liebzugewinnen, blos weil es derſelbe Baum, derſelbe Hügel, derſelbe Felſen iſt, den unſere Väter vor uns lieb und werth hielten. Dieſe Anhänglichkeit beruht weit mehr auf Gefühle, als auf der Luſt am Erwerb; und dieſe Gefühle ſind um ſo viel reiner und heiliger, als überhaupt tugendhafte uneigennützige Gefühle reiner und heiliger ſind, als weltlicher Eigennutz und weltliche Habſucht. In dieſer moraliſchen Beziehung ſtehen wir weit hinter allen ältern Nationen und ganz beſonders gegen die Schweizer zurück, und ihre Anhänglichkeit an den vaterländiſchen Boden wird, wie ich glaube, auf eigenthümliche Weiſe durch die erregenden Eindrücke der ſie umgebenden erhabenen und großartigen Natur noch mehr belebt und erhöht. Die Italiener haben dieſelbe Anhänglichkeit an ihren Boden in noch weit ſtärkerem Grade; denn, außer einer auf gleiche Weiſe und ſelbſt noch inniger anziehenden Natur, haben ſie noch ſtolzere und ältere Erinnerungen vor denen der Schweizer voraus.

Ich glaube durchaus nicht, daß, genau genommen, die Schweizer im geringſten für ihre Inſtitutionen eine

innigere Anhänglichkeit haben, als wir für die unſrigen; denn, wenn ich mich auch über den herrſchenden Ton von Vielen unſerer Landsleute beklage, ſo kann ich doch eben dieſen Ton nicht anders betrachten, als wie den Ton eines Volkes, dem die Mittel, Vergleichungen anzuſtellen, durchaus fehlen, und daher weder das, was es tadelt, noch das, was es lobt, recht gründlich zu beurtheilen im Stande iſt. Wenn ich die Schwäche, nach perſönlicher Auszeichnung zu ſtreben, abrechne, ſo iſt mir kein Schweizer vorgekommen, der mir ſeine Verfaſſung gering zu achten geſchienen hätte. Oefter, vielleicht durchgehends, beklagen ſie ſich über den Mangel größerer Macht im Bunde; kommt es aber darauf an, zwiſchen Monarchie und Republik zu wählen, dann ſind ſie und bleiben ſie, ſo weit meine Beobachtungen reichen, durchaus ſchweizeriſch geſinnt. Ich glaube nicht, daß es einen einzigen Mann in allen Kantonen zuſammengenommen geben mag, der ſich nach der preußiſchen Despotie ſehnen könnte! Sie dienen zwar Königen um Löhnung, verſtehen ſich dazu, ihre Soldaten, ihre Leibtrabanten zu werden — wahre Dugald Dalgetty's — ſo wie aber von der Schweiz die Rede iſt, dann denken ſie, einer wie alle, die Nachkommen von Winkelried und Stauffacher könnten nur Republikaner ſein. Nun könnte dieſes wohl davon herrühren, weil in den demokratiſchen Kantonen äußerſt wenige zum Adelſtande gehören, und die Edelleute in den übrigen Kantonen den Dingen den Vorzug geben, wie ſie nun

einmal beſtehen (oder, richtiger geſagt, wie ſie vor Kurzem beſtanden, denn die jüngſten Ereigniſſe und Veränderungen ſind noch zu neu, um einen entſchiedenen Eindruck hervorzubringen), und Alles lieber beim Alten laſſen, als einen Fürſten an die Stelle ihrer Ariſtokraten einzuſetzen. Die Selbſtſucht leuchtet in allen dieſen Dingen ſo deutlich hervor, daß ich dem Edelmuth der Menſchen ſowohl wie ihrer Uneigennützigkeit nicht zuviel zutrauen möchte. Und dennoch glaube ich, daß Zeit und Geſchichte, Nationalſtolz und ſchweizeriſcher Dünkel eine herrſchende Stimmung gemeinſchaftlich begründet haben, welche ſie völlig ungeſchickt machen würde, ſich vor einem ſchweizeriſchen Alleinherrſcher zu beugen.

Von den übrigen Staaten Europa's wird gegen den Schweizer-Bundesſtaat eine Politik beobachtet, die gar ſehr von derjenigen verſchieden iſt, die gegen uns beobachtet wird, oder vielmehr bis jetzt beobachtet worden iſt. Was uns nämlich betrifft, ſo habe ich bereits mich darüber geäußert, daß man wahrſcheinlich einen politiſchen Kreuzzug gegen uns unternommen haben würde, wenn die neuſten Begebenheiten in Europa nicht wichtige Veränderungen herbeigeführt hätten, und wenn die geheimen Umtriebe, Zwietracht zwiſchen die Glieder nnſeres Bundes anzufachen, nicht gänzlich fehlgeſchlagenen wären. Ihre vorzügliche Hoffnung ſtützt ſich jetzt auf unſere inneren Zwiſtigkeiten; doch da dieſe Hoffnung ſie wahrſcheinlich doch betrügen würde, ſo meine ich, werden ſie jeden

Vorwand zu einem Angriffskrieg willkommen heißen. Der Hauptbeweggrund wird alsdann in der dringenden Nothwendigkeit liegen, das faktiſche Beiſpiel einer Republick durchaus zu vernichten, oder vielmehr einer Demokratie, welche zu mächtig zu werden drohe. Es mag Ihnen ſonderbar vorkommen; indeſſen glaube ich, daß in einem ſolchen Kampfe hauptſächlich Rußland eine uns befreundete ſchützende Macht ſein würde.

Wir hören und leſen gar Vieles von „dem ruſſiſchen Bären;" aber es wird gewiß unſer eigner Fehler ſein, wenn uns dieſer Bär im Geringſten etwas zu Leide thun ſollte. Mag die Edinburgh Review, dieſe Fürſprecherin myſtificirten Liberalismus, ſo viel in den Tag hinein plaudern, als ihr gutdünkt; uns ziemt es, als Amerikaner die Sache ernſtlich zu erwägen. Es giebt noch weit mehr praktiſche und wohl zu erwägende Beziehungen zwiſchen Amerika und Rußland, weit mehr, als deren zwiſchen Amerika und irgend einer andern Macht beſtehen. Sie haben wichtige politiſche Zwecke zu fördern, und Rußland hat von dem Beiſpiel Amerika's ſo wenig zu fürchten, daß keine Eiferſucht jener Macht dies gute Vernehmen mit uns ſtören kann. Das Gegenſtück zu dieſem werden Sie in dem gegenwärtigen Zuſtande von Frankreich und Rußland wieder finden. So weit ihre allgemeinen politiſchen Beſtrebungen reichen, haben ſie keine Veranlaſſung, miteinander zu kämpfen, ſondern müſſen ſich eher an einander anſchließen,

und dennoch hält die gegenſeitige Eiferſucht rückſichtlich der Inſtitutionen ſie von einander fern, ja ſtellt ſie faſt feindlich einander gegenüber. Zwar hat Napoleon einmal geſagt, beide Nationen würden früher oder ſpäter über den Beſitz des Oſten miteinander in Kampf gerathen; aber es war mehr der Ehrgeiz des einzelnen Mannes, als die Intereſſen ſeines Reiches, was ihn dieſe Anſicht ausſprechen ließ. Frankreich unter Napoleon und Frankreich unter Louis-Philipp ſind zwei ganz verſchiedene Dinge.

Wie ich Ihnen ſage, diejenigen Mächte, welche Amerika gern gänzlich zermalmen möchten, ſehen die Schweiz mit ganz anderen Augen an. Ich glaube nicht, daß wenn ein Monarchenkongreß morgen im Stande wäre, dieſe Republik in eine Monarchie umzuſchaffen, daß die europäiſchen Fürſten dieſes auch wirklich thun würden. Durch eine ſolche Maßregel würden ſie nämlich keinen weſentlichen Vortheil erhalten, dagegen weit mehr wagen. Ein König kann nicht anders als in Familienverbindungen beſtehen, und ſolche Verbindungen können leicht die Neutralität verletzen, die zu erhalten, eine ſo hochwichtige Angelegenheit iſt. Die Schweizerkantone ſind gleicherweiſe gut als Außenwerke zu betrachten, ſowohl für Frankreich, Oeſterreich, Baiern, Würtemberg, als für die Lombardei, Sardinien und Tyrol. Alle können nicht zu gleicher Zeit die Schweiz beſitzen, und alle ſind daher

zufrieden, ſich derſelben als Bollwerk gegen ihre Nachbarn bedienen zu können. Niemand hört daher in dem Meinungskampfe, der jetzt hier im Gange iſt, daß das Beiſpiel der Schweiz auf der Seite der Freiheit angeführt wird! Zu dieſem Zwecke hat man die Schweizer noch keiner Beachtung werth gehalten; es iſt, als ob ſie gar nicht vorhanden wären.

Vierundzwanzigſter Brief.

Die Schweizer Bergpäſſe. — Ausflug in die Umgebung von Vevey. — Das Schloß Blonay. — Ausſicht von der Terraſſe. — Erinnerung und Hoffnung. — Hohes Alter von Blonay. — Der Ritterſaal. — Ausſicht vom Altane. — Rückweg von Blonay. — Ein neues Schloß. — Das Reiſen zu Pferde. — Neuigkeiten von Amerika. — Vorherſagung von der Auflöſung des nordamerikaniſchen Bundes. — Die preußiſche Politik. — Der preußiſche Despotismus.

Mein lieber — —,

Aus meinem vorigen Briefe werden Sie abgenommen haben, daß ich den Bergpfad des großen Sankt Bernhard nicht zu den ſchönſten ſchweizeriſchen Bergpäſſen zähle. Doch werden Sie ſich erinnern, daß wir von dem italieniſchen Abhang nur ſehr wenig geſehen hatten, wo gewöhnlich die herrlichſten Züge und die großartigſten Scenen zu ſuchen ſind. Der Pfad über den Simplon würde durchaus nicht ſo viel Außerordentliches haben, wenn er ſich blos auf die Schauer und Erhabenheiten der Schweizer Seite beſchränkte; doch vermuthe ich, nach dem Wenigen, was ich davon geſehen, daß ſowohl der Paß über den Sankt Gotthard und der Paß über den

Splügen von der nördlichen Seite einen weit größeren Eindruck machen. Der Paß von Nizza iſt ein ganz gewöhnlicher Bergweg, er iſt weniger wild und felſig als die andern, er beſitzt aber nur ihm eigene Schönheiten (und zwar ganz außerordentliche Schönheiten), denn überall hat man dort den Anblick des Mittelmeers, dieſe weitausgedehnte tiefblaue Waſſerfläche vor Augen, mit Segeln aller Art belebt, wie ſich die Einbildungskraft ſolche irgend erträumen kann. Mir iſt es immer vorgekommen, als ob Dichter dieſes Meer mit ihren Schöpfungen bevölkert hätten.

E—— und ich waren viel zu berglustig nach dieſem kleinen Ausfluge geworden, als daß wir uns im Thale lange Zeit befriedigt hätten fühlen können, ſo lieblich auch der Aufenthalt daſelbſt hätte ſein mögen. Den folgenden Tag begaben wir uns daher zu Fuße wieder auf den Weg, um die Höhen hinter Vevey in Augenſchein zu nehmen. Der Weg führte uns anfangs durch enge Landwege zwiſchen Weingärten hindurch; doch wie wir aus dieſen emporkamen, ſo befanden wir uns gleichſam in einer neuen Welt, in einer neuen Umgebung, die ich mit keiner andern zu vergleichen im Stande bin. Ich würde nicht müde werden, über die Schönheiten dieſer Gegend mich auszuſprechen, die recht eigentlich geſchaffen zu ſein ſcheint, um ſo den Vordergrund eines der erhabenſten Gemälde zu bilden, damit er ganz des übrigen Gemäldes würdig wäre.

Es war überall Bergland, aber ein ſo allmählig anſteigendes Bergland von ſolcher großen Ausdehnung, und dabei einem reichen mannichfach verſchönerten Thallande ſo ähnlich, durch den Schmuck des Anbaues, durch die einzelnen Wohnungen, die zerſtreuten Weiler, Gebüſche, Wieſengründe, Weinanlagen, ſo daß uns das Ganze wie eine ungeheure Ebene vorkam, in einer ſchicklichen Abdachung geneigt, um dem Beſchauer den Ueberblick des ſchönen Ganzen in ſeinen einzelnen Theilen leicht zu machen, ihm zum Betrachten aller Gegenſtände die rechte Muße zu gönnen, und jedem Gegenſtande das vortheilhafteſte Licht zuzuwenden. Hier und da war der Abhang hinreichend ſteil, und mehr als einmal that es uns wohl, ein wenig auszuruhen, um uns abzukühlen und freier zu athmen.

Endlich nachdem wir einige anmuthige Wieſengründe durchſchritten und längs dem Rande ſchöner Gebüſche weiter gekommen waren, erreichten wir die Stelle, welche das Ziel war, wohin wir gleich im Anfange unſeres Ausflugs unſere Blicke hatten aufwärts ſchweifen laſſen. Es war das Schloß von Blonay, deſſen maleriſche Lage und deſſen anmuthigen Anblick ich ſchon in meinen Briefen erwähnte, ein ehrwürdiger alter Ritterſitz, der etwa eine Stunde Weges von der Stadt entfernt iſt und eine der reizendſten Stellen der ganzen Anhöhe einnimmt.

Das Geſchlecht der Blonay iſt bereits ſiebenhundert

Jahre lang im Beſitz dieſer Veſte. Ein Zweig deſſelben befindet ſich in Sardinien, doch das Haupt der Familie iſt, wie ich glaube, im Beſitz der Burg. Da dieſe einige geſchichtliche Wichtigkeit hat, und die Blonays einen unverkennbaren Einfluß ausübten, ſo hatte ich Luſt, mich im Innern des Gebäudes umzuſehen; denn ich hoffte, dadurch einige augenſcheinliche Bekanntſchaft mit den Verhältniſſen des ſchweizeriſchen Adels zu erhalten. Daher baten wir um Einlaß, der uns auch ohne Schwierigketi geſtattet wurde.

Mit wenigen Ausnahmen ſind alle Burgen der Schweiz auf Abhängen oder auf Spitzen von Bergen erbaut. Die unmittelbare Grundlage iſt gewöhnlich der natürliche Felſen, und die Lage wurde im Allgemeinen ſo gewählt, daß die Annäherung zu ſolchen Veſten ſchwierig war. Letztere Eigenthümlichkeit findet ſich indeſſen im ſtrengſten Sinne bei Blonay nicht in dem Grade, wie bei andern Veſten dieſer Gegend; denn der Felſen, auf dem dieſe Burg erbaut iſt, dient höchſtens zu einer feſten Grundlage. Ich vermuthe, eine der Hauptabſichten, weßhalb man einen felſigen Boden wählte, war, das Untergraben der Mauern ſchwierig oder gar unmöglich zu machen; denn dieſe Angriffsweiſe feſter Schlöſſer beſtand lange vor der Erfindung des Sprengens durch Pulver.

Die Gebäude von Blonay ſind weder von großem Umfange, noch ſind ſie gehörig ausgebaut. Wir traten durch einen beſcheidenen Thorweg in einem verſteckten

Winkel ein, und befanden uns mit einem Male in ein langes, enges, unregelmäßiges Gehöfe verſetzt. Links ſtand ein zuſammenhängender Bau, in welchem ſich meiſt Schlafgemächer und einige andere Gemächer befanden, nebſt den Wirthſchafts- und Geſindeſtuben; vor uns hatten wir einen weit älteren Flügelbau, in welchem ſich die Burghalle nebſt einigen andern anſehnlichen Gemächern befand; rechts lag die eigentliche Veſte, ein alter feſter Thurm, der urſprüngliche Hauptbau, unter deſſen Schutz erſt die übrigen Bauten hinzukamen; deßgleichen ein anderer Flügelbau, der aber jetzt zu einem Vorrathshaus herabgekommen iſt. Dieſe ſämmtlichen Gebäude ſchließen den Hof ein, und ſchließen die Folge dieſer Gebäude. Denn die Seite nach dem Berge, wo wir hereingekommen waren, hatte keinen weiteren Aufbau, außer den Enden der beiden Seitengebäude und dem Thorwege. Letzteres war nichts als eine mittelalterliche Hinterpforte; denn zwiſchen dem alten Thurm und dem Hauptbau, in welchem die Burghalle ſich befand, war noch ein anderes Thor, weit anſehnlicher und größer, als jenes. Das große Thor öffnete ſich auf einer kleinen höhergelegenen Terraſſe, die von ſchönen Bäumen herrlich beſchattet wurde, und von welcher ſich eine Ausſicht darbot, die wenige ihres Gleichen auf Erden haben mag. Zwar wüßte ich nicht, daß dieſe Ausſicht ſo auserleſen ſchön wäre, wie die, welche wir von dem Hauſe des Kardinals Ruffo in Neapel hatten, und doch hat dieſe

hier mehre wundervolle landſchaftliche Züge, welche der neapolitaniſchen Villa gänzlich mangelten. Dieſe beiden Ausſichten halte ich für die ſchönſten, die ich jemals von irgend einem Gebäude aus zu betrachten Gelegenheit hatte, obſchon die Schönheiten dieſer Landſchaftanſichten nicht blos von beiden Punkten aus, ſondern auch mehr oder weniger von allen in ihrer nachbarlichen Umgebung befindlichen Gebäuden zum Theil überſehen werden konnten. Der breite Fahrweg, ſo weit nämlich Fahrwege einen Bergabhang hinangeführt werden können, geht bis an dieſes Thor, obſchon man auch durch das andere hineinkommen kann.

Urſprünglich mag Blonay eine Veſte von geringer Wichtigkeit geweſen ſein; denn weder der Umfang derſelben, noch ihre Feſtigkeit, noch die Lage der ältern Bauten iſt hinreichend dazu geeignet, den Ort einer ernſten Belagerung oder einer hartnäckigen Vertheidigung werth zu machen. Ohne darüber Näheres zu wiſſen, kann ich blos ſagen, daß das gegenwärtige Intereſſe, das dieſer Ort einflößt, höchſtens ſein hohes Alterthum iſt, verbunden mit dem merkwürdigen Umſtande, daß eine und dieſelbe Familie während einer ſo ungewöhnlich langen Zeit immerfort im Beſitze dieſer Burg verblieben iſt. Setzen wir jedem Beſitzer wenigſtens eine Zeit von fünfundzwanzig Jahren, ſo muß der jetzige Eigenthümer mindeſtens der fünfundzwanzigſte Blonay geweſen ſein, der hier gehauſet hat.

Ein Hausmädchen gewöhnlichen Schlages führte uns durch das Innere der Gebäude umher. Für ſie war es inſofern ein wichtiger Aufenthalt, als ſie gar viele Fußböden reinzuhalten und ſo außerordentlich viele Fenſter zu ſäubern hatte. Dieſe arbeitſinnende Stimmung verſcheucht zum Theil die dichteriſche und erbauliche Schwärmerei; denn ſie wandelt alle ehrwürdigen Schauer, alle romantiſchen Gefühle in beſcheidene Seife- und Waſchlappenvorſtellungen um. Ich kann wohl ſagen, es gebe viele, weit behaglichere Wohnungen in einem Umkreiſe von einer Stunde umher; ſelbſt „mon repos" möchte ich vor dieſem Aufenthaltsorte den Vorzug einräumen; aber darin muß ohne Zweifel ein dauernder und ſich immer gleichbleibender Genuß liegen für den, der für ſolche Empfindungen empfänglich iſt, wenn er darüber nachſinnt, er wandle täglich und ſtündlich durch dieſelben Räume, die ſeine Vorfahren vor faſt tauſend Jahren bereits durchwandelten! Hoffnung iſt eine belebende und im Ganzen, wegen des Erregenden, das in ihr liegt, eine weit mehr der menſchlichen Beſtimmung entſprechende Empfindung, als die Erinnerung; aber ein weit feierlicher und befriedigender Zauber ruhet in der letzteren, welcher die rauſchende und aufregende Stimmung jener nicht gleichkommt. Europa iſt fruchtbar an Erinnerungen; Amerika iſt überreich an Hoffnungen. Ich habe mir die Mühe nicht leid ſein laſſen, unterſtützt von der Liebe zum Vaterlande, die durch die Entfernung noch ſtärker

zieht, ſo wie durch die gemachten Bemerkungen und Erfahrungen, die eine natürliche Folge des Vergleichens ſind zwiſchen dort und hier, um mir die Zukunft meines Geburtslandes herrlich auszumalen reicht und die Eindrücke der Vergangenheit, die in dieſem Welttheile ſich dem Gemüth unabläſſig einprägen, ganz in Schatten zu ſtellen; aber, ſo weit ich es auch ſchon im Bauen von Luftſchlöſſern gebracht habe, konnte ich doch bis jetzt meinen Zweck nicht erreichen. Ich glaube faſt, Trägheit müſſe die Urſache ſein, daß mir dieſes nicht gelang. Wenn wir genießen wollen, ſo ziehen wir vor, uns leiten zu laſſen, ſtatt uns den Kopf anzuſtrengen mit dem Trachten nach etwas Neuem. Die Vergangenheit iſt etwas Wirkliches, während die Zukunft nur im Reiche des Möglichen liegt. In dieſer Hinſicht hat das Beſtehende viel vor dem blos Denkbaren voraus, und die Einbildungskraft findet es zugleich bequemer und befriedigender, das ganze Rüſtzeug der Erinnerung mit den Farben und Zierrathen zu ſchmükken, die etwa noch fehlen, um die Wirkung ihrer Bezauberung zu erhöhen. Ich weiß wenig mehr von der Geſchichte von Blonay, als daß dieſes Schloß und ſeine Beſitzer aus grauer Vorzeit herſtammen; auch iſt es kein Schloß, das durch ſeine merkwürdige Bauart und Einrichtung ſich auszeichnete, um ein getreues Bild der Sitten und Gebräuche alter Zeit darzuſtellen; und dennoch habe ich noch niemals ein Schloß aus der neueren Zeit mit nur halb ſo viel Vergnügen durchſtöbert, als

ich dieſes beſcheidene alte Gebäude durchſchritt. Meine Einbildungkraft hatte nur einzelne Züge aufgefaßt, einzelne unbezweifelte Thatſachen, und aus ihnen entwarf ſie ein höchſt inhaltvolles Gemälde der alten Zeit. In Caſerta, in Saint-Cloud bewundern wir die Treppen, die Frieſen, die Gemächer, den Marmorſchmuck; aber mit den Königen weiß ich nichts anzufangen, die alle in das Getriebe der Weltgeſchichte ſo vielfältig eingreifen, daß dem freien Spiel der Einbildungskraft faſt nichts mehr übrig bleibt; hier aber konnte ich mich nach Wohlgefallen in ferne vergangene Zeiten verſetzen und ſie mit allen denkbaren häuslichen Begebenheiten und verſchollenen Gewohnheiten zu den mannichfaltigſten Gemälden verbinden, wie ſie die lange Folge von Jahrhunderten vorüberziehen ließ.

Indeſſen hat der Ritterſaal oder die Burghalle von Blonay hinreichendes Intereſſe für die Wirklichkeit, um das ſtumpfe Gemüth anzuregen. Weder die Halle, noch ihre Ausſchmückung hat an ſich ſelbſt viel Auszeichnendes; die Halle iſt viereckig, einfach, ſchon ziemlich der neuen Zeit angepaßt, und die Verzierung deſſelben war den beſchränkten Mitteln eines Landedelmannes ganz angemeſſen. Aber die Lage und die Ausſicht gaben dieſer Halle einen außerordentlichen Reiz; denn alles, was ich von der Terraſſe bemerkte, gilt faſt noch mehr von der Halle. Nach der eignen Abdachung des Berges an dieſer Stelle ragen die Fenſter weit über den Boden hinauf,

und an einem der Fenſter befindet ſich ein Altan, von dem ich wohl ſagen möchte, wenigſtens dieſer habe ſeines Gleichen nicht auf der ganzen weiten Erde, die doch des Schönen ſo Viel hat. Der Kardinal Ruffo hat keinen ſolchen Altan. Es iſt aber auch der Altan der Altane.

Ich muß es völlig aufgeben, Ihnen auch nur eine ſchwache Schilderung von der aus Erhabenheit und Zartheit gemiſchten Schöne dieſer Naturſcenerie zu geben, die ſich vor und unter dem Altane von Blonay ausbreitet. Die Grundzüge dieſer Ausſicht kennen Sie bereits, — dieſelbe geheimnißvolle Bergſchlucht, derſelbe tiefblaue See, dieſelben Uferwölbungen, dieſelben ernſten drohenden Felſen, dieſelben Gruppen von Thürmen, Kirchen, Weilern, Schlöſſern, von denen ich bei wiederholten Gelegenheiten in dieſen Briefen ſchon erzählt habe. Aber die Lage der Burg Blonay hat überdieß die eigenthümliche Annehmlichkeit, die den Genuß einer ſolchen Ausſicht vollkommen macht. Weder zu hoch, noch zu niedrig; weder zu ſehr verſteckt, noch zu ſehr ſich vordrängend; weder zu entlegen, noch zu nahe; keine paſſendere Lage wäre möglich geweſen. Ich weiß nichts von dem Herrn von Blonay, außer daß der alte Johann eine gute Meinung von ihm hat, dieſer beobachtende Kahnführer; aber er müßte wirklich ein Herz, hart wie Kieſel, haben, wenn er im Stande wäre, täglich, ja ſtündlich die Werke der Gottheit zu betrachten, wie ſie von dieſem Fenſter aus erſcheinen, ohne daß ſie einen tiefen und bleibenden Eindruck auf

ſein Gemüth hervorbrächten. Ich kann mir wohl einen vom Weltgewühle ſo ganz abgeſtumpften Menſchen vorſtellen, daß er durch das Gewimmel geſchäftiger Milben ſeiner Mitgeſchöpfe dort unten ſich ergehen kann, ohne Theilnahme zu empfinden oder zu erwecken; aber ich kann mir kein Menſchenherz vorſtellen, deſſen Beſitzer bei der immer neuen Anſchauung einer ſolchen Scene, wie dieſe, ungerührt bleiben könnte, und ſich nicht anbetend erhoben fühlte zu der ſegnenden Hand, die ſolches erſchuf. Es wäre eben ſo ungereimt, anzunehmen, daß wer das Abendmahl des heiligen Hieronymus in ſeinem Prunkzimmer hängen hat, nicht an Domenichino denke, als vorauszuſetzen, derjenige denke nicht an Gott, der eine ſolche Herrlichkeit ſeiner Schöpfung fortwährend vor Augen hat.

Sehr angenehm wäre es mir geweſen vor Allem, wenn ich von dieſem Altane einen der ſchönen Sonnenuntergänge dieſer Jahreszeit hätte betrachten können. Ich ſtelle mir vor, wie herrlich ſich der immer höher aufklimmende Schatten, wie ſchön die immerfort wachſende Verdunkelung der Gegenſtände im Thale von hieraus ſich ausgenommen haben würde, wie das zögernd ſchwankende Licht von oben herab, wie die herrlichen Felſenarabesken Savoyens über dieſe ganze Gegend einen weit vollkommneren Reiz verbreitet haben müßten, als wir ſolchen dort wahrnehmen konnten.

Blonay iſt von ſammetartigen Wieſengründen umge-

ben, das liebliche Grün reicht bis an ſeine Mauern, und die Felſenblöcke, die hier und da höher aus dem Graſe hervorblicken, ſchwächen nicht, ſondern erhöhen die zarte ſanfte Wirkung des friſchen ſaftigen Grüns. Die Anzahl dieſer nahen Felſenhäupter reicht gerade hin zu einem angemeſſenen Vordergrunde, der zu dem felſigen Rahmen paßt, der ringsum faſt das ganze Gemälde umfängt, um zuletzt den Sinn des Betrachtenden auf die großartige Zuſammenſetzung des ganzen Landſtrichs hinzulenken.

Wir verließen Blonay mit ſchmerzlichen Empfindungen, und zögerten noch eine Zeit lang auf ſeiner Terraſſe, ein Plätzchen, zugleich einſam und belebt, und ſchöner durch die Ausſicht von oben herab auf die Menſchen und auf ihr Treiben in der Tiefe, als irgend eine andere Stelle es ſein kann. An einer ſolchen Stelle befindet man ſich nicht im Weltgewühle, und iſt doch nicht von ihm getrennt; man iſt der Erde nahe genug, um ihre Herrlichkeiten zu genießen, und doch fern genug, um ihre Mängel nicht zu gewahren. Als wir Blonay verließen, begegneten wir einem jungen Frauenzimmer von einfachem Aeußern und Benehmen, wie es einer Dame ziemt; wir grüßten ſie, in der Meinung, daß ſie die Herrin von Blonay ſei, und es machte uns Vergnügen, als wir nachher von einem alten Diener vernahmen, daß wir uns in unſerer Vermuthung nicht betrogen hatten. Man grüßt gewiß mit einem Gefühle von Achtung die Beſitzerin einer ſolchen Wohnung.

Von Blonay aus kreuzten wir durch Wieſen und Obſtpflanzungen, bis wir einen Weg fanden, der zu der breiten Terraſſe führt, die unmittelbar hinter Vevey ſich erhebt. Wir gingen an mehren Weilern vorüber, die auf ſchmalen Streifen Land ſich erhoben, die ebener ſind, als das übrige Gelände, ſchmale Abſtufungen des ausgedehnten Abhanges, die einen ländlich anmuthigen Anblick gewährten. Endlich fanden wir, was wir ſuchten, ein ziemlich geräumiges modernes Gebäude, Schloß genannt, deſſen Dächer und Schornſteine öfter unſere Blicke vom See aus auf ſich gezogen hatten. Dieſer Landſitz war in ſeinem Aeußern franzöſiſch, obſchon die Ländereien eher ein deutſches Anſehen hatten. Die Terraſſe war unregelmäßig gebildet, aber von ziemlicher Breite, und zwiſchen Büſchen und Sträuchern wanden ſich hübſch angelegte Spaziergänge hin. Die ganze Anlage hatte ein durchaus modernes Anſehen, und war von weit größerem Umfang, als man ſolches in der Schweiz gewohnt iſt. Wir hatten keine Luſt, in das Haus zu gehen, ſondern wir wichen einer Geſellſchaft aus, die dem Landſitz anzugehören ſchien, wandten uns links und ſtiegen durch die Weinberge wieder hinab nach der Stadt.

Die beſte Art, durch dieſe Gegenden zu ſtreichen, iſt zu reiten. Die Frauen haben beſonders, wenn ſie mit guten Sätteln verſehen ſind, hierin viel vor ihren Mitſchweſtern voraus, ſobald ſie ſich nur ernſtlich einüben wollen. Alles wohl erwogen glaube ich, daß eine Fami-

ſie auf keine andere Weiſe ſo angenehm durch die ſchweizeriſchen Gegenden reiſen kann; nur müſſen freilich die Frauen wirklich reiten können. Unter Reiten verſtehe ich aber nicht ein ſteifes Sitzen zu Pferde, kein ängſtliches Anhalten am Zügel, kein unbehagliches Umklammern des Pferdes, ſondern ein bequemes, ſorgloſes, ruhiges Verhalten, wobei die reitende Schöne ſich ſicher fühlt, und ganz behaglich um ſich blicken kann. Sonſt würde ſie weit eher ſich ſelbſt zum Gegenſtande von Betrachtungen machen, als daß ſie Muße hätte, die Gegenſtände umher zu betrachten.

Nach unſerer Rückkehr begab ich mich in ein Leſezimmer, das ich während unſeres hieſigen Aufenthaltes öfter zu beſuchen pflegte; ich fand da eine ziemliche Unruhe wegen der Neuigkeiten aus Amerika. Wie ich Ihnen ſchon ſagte, haben die Schweizer, mit wenigen Ausnahmen, gute Wünſche für uns; aber in den übrigen Ländern Europa's beſteht nach meiner Ueberzeugung eine gemeinſchaftliche Stimmung unter den höheren Ständen, daß ihnen kaum Etwas ein größeres Vergnügen gewähren könnte, als die Nachricht, daß unſer Staatenbund ſich aufgelöſt hätte. Vermöchten ſie nur unſer Land mit Söldnern zu überſchwemmen; nicht einen Augenblick würden dieſe Menſchen ſich bedenken, uns ſämmtlich nach der Unterwelt zu fördern. Dieſer Haß entſpringt nicht ſowohl aus dem Widerwillen gegen uns, als vielmehr einzig aus dem Abſcheu vor unſerer Verfaſſung. Als

Volk, meine ich, werden wir von der Mehrzahl mit ganz gleichgültigen Augen betrachtet; aber diejenigen, welche ſo heftig wider unſere Inſtitutionen eingenommen ſind und ſolchen Abſcheu vor dem von uns gegebenen Beiſpiele eines durch freie Entwickelung in ſteigendem Wohlſtande fortſchreitenden Volkes empfinden, können freilich auch ein wenig perſönlichen Haſſes bei ihrer politiſchen Feindſchaft ſich nicht erwehren. Ungleich dem Weibe, das ihre Liebe mit „einem kleinen Widerwillen" anfängt, fangen ſie mit einem kleinen Anflug von Menſchenliebe an und endigen mit einem heftigen Widerwillen gegen Alles, was aus dem verhaßten Lande kommt. Ich habe dieſe Empfindungen zu einem ſolchen Grade bei Vielen geſteigert geſehen, daß ſie ſelbſt die Erzeugniſſe unſeres Bodens mit Widerwillen von ſich ſtießen. Ich ſah ſtarke Beweiſe für dieſe ganz der Wahrheit gemäß gemachte Schilderung in dem Benehmen der jetzt gewöhnlichen Beſucher des Leſezimmers, von denen die Mehrzahl Franzoſen ſind. Eine ſchnell bevorſtehende Auflöſung unſeres Bundes wurde in allen Zeitungen wegen einiger vor kurzer Zeit angelangten Neuigkeiten ohne Weiteres vorhergeſagt; ich darf daher behaupten, in dieſem Augenblicke glauben wohl neun Zehntheile der Bewohner Europa's, die ſich überhaupt um uns bekümmern, daß unſere Verfaſſung keine Sicherheit auch nur für ein paar Jahre gewähren könne. Dieſe Anſicht iſt aber eine ganz natürliche Folge der ausgeſtreuten Nachrichten; denn in allen öffentlichen Mit-

theilungen wird Wahrheit mit Lüge ſo künſtlich durch-knetet, daß man eine weit genauere Kenntniß von unſe-rem Lande haben muß, um beide voneinander zu ſchei-den, als dieſes einem Ausländer möglich iſt. Ich brachte heute eine ganze Stunde vergeblich damit zu, um einem heftig erregten Franzoſen zu beweiſen, daß unſer derma-liger Streit durchaus keine ernſthaften Folgen haben könne; aber alle meine Logik blieb umſonſt verſchwendet; nur die Zeit kann einen ſolchen Menſchen von dem über-zeugen, was er mit ſolchem hartnäckigen Eifer nicht glau-ben will. Fürs erſte ſchicken die europäiſchen Mächte nur zu ſelten wirklich geeignete diplomatiſche Agenten zu uns hinüber; denn eine ganz neue Geſtaltung der öffentlichen Angelegenheiten, wie ſie bei uns ſtattfindet, erfordert eine Fruchtbarkeit der Ideen und einen in die Verhält-niſſe tief eindringenden Verſtand, — dazu ſind die Diplo-maten noch überdieß ſo gewandt, Jedem gerade das zu ſagen, was er gern hören möchte. Wir täuſchen uns ſogar ſelbſt durch die Uebertreibungen der Gegenpartei. Die Parteihäupter ſchreiben ſich in ein Fieber hinein, und reden irre, wie andere Leute, deren Puls in wider-natürlicher Wallung iſt. Dieſe Sache darf uns gar nicht in Verwunderung ſetzen, denn es iſt eine der gewöhn-lichſten menſchlichen Schwächen, vorzüglich diejenigen Uebel, die am drückendſten auf uns laſten, zu verab-ſcheuen, wenn gleich die Rettung aus dieſen Uebeln eine völlige Zerſtörung herbeiführen würde. Es iſt die alte

Geſchichte menſchlicher Bedrängniſſe, die ſich immer neu wiederholt. Da die Volksherrſchaft jetzt das Uebergewicht hat, ſo ſuchen wir den Grund alles Unangenehmen in den demokratiſchen Inſtitutionen; ſo ſehr wir auch überzeugt ſind, daß wir vernichtet oder unter unleidlichen Druck gezwängt werden würden, wenn wir uns unter irgend einer andern Form beugen müßten. Einige wenige Fürſtenknechte und Hofprunkſüchtige ausgenommen, glaube ich nicht, daß es in Amerika einen einzigen Mann gibt, der fünf Jahre in Europa in irgend einem Lande aus dauern könnte, ohne von den Vorzügen ſeiner vaterländiſchen freien Inſtitutionen vor den Verfaſſungen aller übrigen Völker der Chriſtenheit ſich innig überzeugt zu haben.

Neulich habe ich mich überaus ergötzt, in einem in unſern öffentlichen Blättern mitgetheilten Aufſatze eine große und übertriebene Lobpreiſung der preußiſchen Verwaltung zu leſen! Es liegt eine ſo außerordentliche Ungereimtheit darin, wenn ein Amerikaner ein ſolches Syſtem hoch erheben will, daß man kaum vorher beſtimmen kann, wie weit es noch mit menſchlichen Albernheiten kommen könne. Die preußiſche Verfaſſung iſt durchaus nichts anders, als eine Deſpotie; eine Art des Herrſchens, von der man denken ſollte, daß die Welt jetzt hinreichend wiſſe, wie ſie mit einer ſolchen daran ſei. Wahr iſt es, daß die deſpotiſche Gewalt in dieſem Staate mit großer Milde ausgeübt wird, und daher rühren die

Myſtifikationen, die man von dieſem Lande lieſt und hört. Preußen iſt ein aus heterogenen Beſtandtheilen zuſammengeſetztes Königreich; der Norden iſt proteſtantiſch, der Süden katholiſch; das ganze Volk iſt in unſern Zeiten überrumpelt und das Reich iſt durchaus zerſtükkelt worden. Beherrſcht von einem Könige, deſſen Charakter liebenswürdig und deſſen Geſinnung väterlich iſt, der durch ernſte Erfahrungen in ſeinen Anſichten gereift iſt, treffen in Preußen alle Umſtände zuſammen, um ſeine Regierung ſanft und wohlthätig zu geſtalten. Niemand kann in Abrede ſtellen, daß eine Regierung, die von dem Willen eines Einzigen geleitet wird, deſſen Wille rein, vernünftig und gerecht iſt, die beſte ſein müſſe, die ſich denken läßt. So iſt die Regierung des Univerſums, ſie iſt eine vollkommene Harmonie. Aber die Menſchen, deren Anſichten rein ſind, deren Verſtand immer das Zweckmäßige wählt, deren Wille durchaus gerecht iſt, ſolche Menſchen ſind ſeltene Erſcheinungen, und unter Herrſchern ſind ſolche Eigenſchaften weit ſeltener zu finden, als man ſie vielleicht unter allen übrigen Ständen antreffen kann. Selbſt Friedrich der Zweite, ſeines überlegenen Geiſtes ungeachtet, war ein Tyrann. Er führte ſeine Unterthanen haufenweiſe zur Schlachtbank, blos um ſeine eigene Größe zu befördern. Sein Vater, Friedrich Wilhelm, hatte die Gewohnheit, langgewachſene Männer zu zwingen, langgewachſene Frauen zu heirathen. Die Zeiten für ähnliche tyranniſche Streiche

mögen jetzt nicht mehr ſein, aber das Syſtem der Unterdrückung hat der Wege und Mittel nur zu viele, und jeder folgende König kann deren neue ausfindig machen. In einem ſolchen Falle würden wahrſcheinlich ſeine Unterthanen ihre Zuflucht in einer Staatsumwälzung und in einer Verfaſſung ſuchen müſſen, um Sicherſtellung gegen eine ſolche bewunderungswürdige Staatsverwaltung zu erzwingen und alle ſolche neumodiſchen Formen des Herrſchens in die Luft zu ſprengen!

Manche unſerer Landsleute gleichen Kindern, die, nachdem ſie lange geſchrieen haben, um ein Spielzeug zu bekommen, nachher weinen, damit man es ihnen wieder aus den Händen nehme. Zum Glücke beſteht der Kern und die Stärke unſeres Volks in der Bevölkerung auf dem Lande, deren Sinn unverdorben und praktiſch iſt; ſonſt möchten wir leicht in den Fall kommen, uns albern und lächerlich zu machen vor der übrigen Welt.

Fünfundzwanzigſter Brief.

Streitfrage über die Nordamerikaniſchen Angelegenheiten. — Das Benehmen amerikaniſcher Diplomaten. — Die bei den amerikanikaniſchen Geſandſchaften angeſtellten Unterbeamten. — Unwürdige Aeußerungen der öffentlichen Stimmung in Amerika.

Lieber — —,

Die letzten von Amerika angekommenen Nachrichten haben ein Aktenſtück mitgebracht, das mich mit Erſtaunen und Unwillen erfüllt hat. Sie erinnern ſich wohl noch deſſen, was ich Ihnen früher in Anſehung jenes in Paris durchgekämpften Streits über den Staatsaufwand mitgetheilt habe, desgleichen über die Art und Weiſe, wie öffentliche Agenten der Vereinigten Staaten, ehemals oder noch angeſtellte Beamten, mit Recht oder mit Unrecht in dieſer Angelegenheit eine Rolle zu ſpielen veranlaßt worden ſind. Es gibt eine Art von Inſtinkt in ſolchen Fällen, der einen Mann von ganz gewöhnlichem Scharfſinn, dem die Mittel zu Gebote ſteben, richtige Beobachtungen anzuſtellen, ſehr leicht die Abwege entdecken läßt, auf welche diejenigen gerathen, mit denen er in

Berührung kommt. Jetzt will ich, ohne irgend einen Vorbehalt, es gerade heraus ſagen, daß, ſo weit ich ſelbſt in dieſe Streitfrage verwickelt geweſen bin, oder mir einiger Geſchicklichkeit bewußt bin, die Anſichten und Wünſche anderer zu entdecken, die Agenten der amerikaniſchen Geſandſchaft gerade die Letzten waren, an die ich mich in Frankreich zur Erlangung der nöthigen Auskunftsmittel hätte wenden mögen. Unſer Miniſter ſelbſt wurde von dem Miniſterpräſidenten von Frankreich als Auctoritat wider unſer Vaterland angeführt, und zwar that er dieſes amtlich von der Tribüne herab, als habe er ihm (Herrn Perier) verſichert, daß wir bei dem erhobenen Streit der Unrecht habende Theil ſeien, und daß die Wahrheit auf der Seite der franzöſiſchen Publiciſten ſei. Dieſe Berufung auf unſern Geſandten iſt bis heute noch immer unwiderlegt geblieben vor den Augen der Welt. Dieſe Bemerkung des erſten franzöſiſchen Miniſters iſt nun ſchon ſeit ſechs Monaten gemacht worden, und hinreichende Zeit iſt folglich ſeitdem verfloſſen, um die Nachricht von einem ſolchen Begebniß bis nach Amerika gelangen zu laſſen; gleichwohl ſind dem Herrn Rives keinerlei Inſtruktionen von unſerer Regierung bis jetzt zugeſchickt worden, um dieſe Sache der Wahrheit gemäß aufzuklären; oder wenn dergleichen Inſtruktionen wirklich überſandt worden ſind, ſo iſt ihnen keine Folge geleiſtet worden. Wenn ſolche nicht abzuleugnende Mißgriffe mir vor Augen liegen, ſo können Sie ſich vorſtellen,

wie groß mein Erſtaunen ſein mußte, als ich in den öffentlichen Blättern ein Cirkularſchreiben unſerer Bundesbehörde an ſämmtliche Regierungen der einzelnen Bundesſtaaten las, welche förmlich ſie zu amtlichen Berichten auffordert, um der Welt beweiſen zu können, daß die Behauptungen unſerer Gegner falſch ſeien. Dieſe Art zu verfahren, iſt ungewöhnlich; und da der Bundesregierung keine Controle über die Ausgaben der einzelnen Staaten zuſteht, und ſie alſo damit nichts zu thun hat, ſo iſt dieſes Verfahren ſogar verfaſſungswidrig zu nennen. Es wird hier förmlich etwas gefordert, was der Staatsſekretär zu fordern gar nicht berechtigt iſt. In dieſem Benehmen liegt keine Beſorgniß erregende Abſicht, aber es möchte gleichwohl amtswidrig, unüberlegt und ordnungswidrig genannt werden können, wenn ein Beamter in ſolcher wichtigen Stellung eine ſolche Maßregel wagt, ohne ſein Benehmen ſachgemäß rechtfertigen zu können. Damit nun dieſer Mißgriff ihm nicht zu hoch angerechnet werden könne, ſo hat der Staatsſekretär die Vorſicht gebraucht, ſeine Beweggründe darzulegen. Er eröffnet den verſchiedenen Oberbehörden der einzelnen Bundesſtaaten überhaupt, es ſei die übertriebne Behauptung aufgeſtellt worden, die Freiheit mache einen weit größern Aufwand im Staate, als der Despotismus, und was er daher verlange, könne geſchehen, um die Vorzüge einer freiſinnigen Verfaſſung zu vertheidigen. Dieſes

iſt alſo die Weiſe, wie dieſer Streitpunkt bei uns ins Auge gefaßt worden iſt, wie ihn unſere Bundesregierung aufgefaßt und ihn durch einen ihrer höchſten und geſchickteſten Beamten zur Entſcheidung vorbereitet hat. Das Benehmen unſerer Geſandten im Auslande bleibt demungeachtet unverändert daſſelbe! Hier im Auslande ſieht man alſo amerikaniſche Beamten eine Behauptung unterſtützen, gegen die ein ausgezeichneter Beamter in ihrem Vaterlande ſich öffentlich ausgeſprochen hat, als taſte ſie die Inſtitutionen eines freien Gemeinweſens auf eine feindliche Weiſe an.

Es kann ſein, ja es muß ſein, daß man von dieſer Lage der Dinge im Auslande in Waſhington nichts weiß. Ich kann darüber nichts Beſtimmtes ſagen; aber wenn ich den Charakter und die Einſicht unſerer Regierung in Erwägung ziehe, ſo kann ich mir die Sache nicht anders vorſtellen. Ich habe längſt gewußt, daß nicht blos in Waſhington, ſondern durch das ganze Land, große Irrthümer über unſere Verhältniſſe zu den fremden Mächten beſtehen; ebenſo über unſern Einfluß und die achtunggebietende Stellung im Auslande, ſowie über das, was wir von den andern Staaten zu gewärtigen haben, oder über das, was ſie von uns gewärtigen. Doch dieſe Dinge berühren mich überhaupt weit weniger, während hingegen jener finanzielle Streit meine perſönliche Theilnahme ſehr in Anſpruch nimmt.

Die Lage eines Privatmannes, der in einem frem-

den Lande von den anerkannten öffentlichen Beamten des gemeinſchaftlichen Vaterlandes, dazu in unbeſtreitbaren Thatſachen, ſich widerſprochen ſieht, ja als vom Gegentheil überführt hingeſtellt wird, iſt gewiß keine ergötzliche Lage. In Europa iſt eine ſolche Lage doppelt peinlich, weil hier die Menſchen ſich einbilden, diejenigen, welche hohe Staatsämter bekleiden, hätten jedenfalls mehr Gewicht, als Leute, die gar keiu Amt bekleiden. Es iſt zwar wahr, daß dieſer Wahn bei einer Verfaſſung, wie die Unſrige, durchaus ungereimt iſt; aber es iſt keine leichte Aufgabe, die herkömmlichen Anſichten eines ganzen Volkes umzugeſtalten. Was aber die richtige Vorſtellung von der wahren Lage der Dinge betrifft, ſo kann, alles übrige gleichgeſetzt, derjenige amerikaniſche Bürger, der ſeine Zeit in diplomatiſchen Verhältniſſen in fremden Ländern zubringt, oftmals weit weniger von den Hauptpunkten eines in Frage ſtehenden Gegenſtandes unterrichtet ſein, als der nicht in Aemtern ſtehende Bürger, der zu Hauſe geblieben und ſeinen täglichen Beſchäftigungen nachgegangen iſt; aber eben dieſes kann denen nicht ſonderlich klar werden, welche gewohnt ſind, das geſammte Getriebe aller öffentlichen Angelegenheiten immerfort in den Händen eines regelmäßigorganiſirten Beamten-Corps zn ſehen. Der Name des Herrn Harris wurde in dieſem Streite als der Name eines ſolchen mit dem Vertrauen unſerer Regierung beehrten Mannes angeführt. Es iſt zwar richtig, daß ſeine Stellung ver-

kannt und zu wichtig genommen wurde, da dieſer Mann eine diplomatiſche Funktion und nur auf ganz kurze Zeit bekleidete; doch es wäre kleinlich geweſen, wo es darauf ankam, eine ſo wichtige Angelegenheit durch wichtigere Beweiſe zu unterſtützen, bei der Erläuterung eines geringfügigſcheinenden Nebenumſtandes zu verweilen, und ſo ließ ich die Sache damals auf ſich beruhen. Daher blieb ihm der Vortheil, die ganze Zeit über für einen Mann zu gelten, der des Vertrauens ſeiner Regierung in hohem Grade ſich erfreue. Unſere Aufgabe wäre geweſen, ſowohl dieſe Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, als auch ſeine Behauptungen zu entkräften; denn letzteres würde weniſtens gar keine Schwierigkeit gemacht haben.*)

Ein einzelner Privatmann, der auf ſolche Weiſe mit den Beamten zweier Regierungen auf einmal in Fehde geräth, mit den Beamten zweier ſo mächtiger Staaten wie Frankreich und Amerika, der muß nothwendiger Weiſe mit der gerechteſten Sache aus dem Felde geſchlagen werden. Es iſt ganz wahrſcheinlich, daß dieſes mit mir der Fall war, und die öffentliche Meinung mag ſowohl in Frankreich als in Amerika keine andere ſein; aber Eins giebt es, deſſen keine politiſche Schlech-

*) Die amerikaniſche Regierung bekleidete, bald nachdem dieſer Brief geſchrieben war, den Herrn Harris mit dem Amte eines Chargé d'Affaires in Paris.

tigkeit einen redlichen Mann berauben kann, es iſt das Vermögen, die Wahrheit ans Licht zu bringen. Dieſes Vermögens habe ich mich noch keineswegs ſelbſt entäußert, und die Zeit wird kommen, wo Alle, die einigermaßen den Gang dieſer Angelegenheit aufmerkſam verfolgt haben, ſelbſt Gründe finden werden, anderer Meinung zu werden. Ludwig-Philipp ſitzt auf einem Thron und ſetzt eine furchtbare Macht in Bewegung; aber Dank ſei es dem Haarlemer (oder Kölner; mir gleich), der die Preſſe erfunden, noch immer ſteht es in meiner Macht, die Wahrheit den Thatſachen gemäß ans Licht zu bringen. Seine Herrſchermacht wird wenigſtens mit ſeinem Leben endigen, während die Macht der Wahrheit ſo lange beſtehen wird, als es noch Mittel gibt, ſie zu verbreiten. Es iſt wahrſcheinlich, daß die franzöſiſchen Miniſter wirklich ihre Abſichten durchſetzen werden, und daß ſie ſich in dieſem Augenblicke bereits gar nicht mehr um die als Mittel zum Zweck gebrauchte Streitfrage bekümmern; aber *ihre* Gleichgültigkeit gegen faktiſche Wahrheiten kann auf *mich* keinen Einfluß ausüben.

Ehe ich von dieſem Gegenſtande ganz abbreche, will ich noch ein paar Worte über das Benehmen unſerer Agenten in Europa hinzufügen. Ich habe nicht nöthig, vielleicht zum zehnten Male zu wiederholen, daß das Betragen derſelben gar nicht von der Art iſt, wie es ſein ſollte. Dieſe Thatſache iſt ſogar öffentlich in europäiſchen Zeitungen zur Sprache gekommen, und es kann

alſo kein Mißverſtändniß darüber beſtehen, wie ihre Geſinnnngen und Handlungen von Andern beurtheilt werden. Gewiß hat jeder Amerikaner das Recht, ſeine eigene Meinung zu haben, und, ganz beſondere Umſtände ausgenommen, hat er gleicherweiſe das Recht, ſie auszuſprechen; aber, wie ich bereits in dieſem Brief geſagt habe, befindet ſich ein diplomatiſcher Beamter in ſolchen beſondern Umſtänden. Wir ſind wahrhaftig in einer wunderlichen und dazu in einer höchſt mißlichen Lage, wenn ein amerikaniſcher Diplomat von dem Rechte, ſeine Privatanſichten ausſprechen zu dürfen, in einem fremden Lande nur dann Gebrauch machen will, wenn dieſe dem politiſchen Syſtem und dem allgemeinen Intereſſe ſeines Vaterlandes ſchnurſtraks zuwider ſind! Ich würde mich gar nicht lange beſinnen, wider einen amerikaniſchen Agenten, der freiwillig ſeine Dienſte einem fremden Staate anböte, oder der von freien Stücken ſeine Meinungen, wäre es auch nur in Geſellſchaft, gegen das politiſche Syſtem desjenigen Landes ausſprechen wollte, bei dem er akkreditirt iſt, verurtheilend aufzutreten. Weiſe Beſonnenheit und ſchonende Rückſicht gebieten ihm in dieſem für Andere hochwichtigen Punkte die nöthige Zurückhaltung zu beobachten, weil ihn die Angelegenheiten anderer nichts angehen und weil ſeine unberufene Einmiſchung ſehr leicht höhere Intereſſen benachtheiligen könnte, die ſeiner ausdrücklichen Fürſorge und Pflege übertragen worden ſind. Dieſes alles iſt durchaus ein-

leuchtend und wird von Niemanden beſtritten werden. Doch können Fälle eintreten, ja Anreizungen können ſtattfinden, die einen Mann in einer ſolchen öffentlichen Stellung völlig rechtfertigen, wenn er die am wenigſten geeigneten Behauptungen zu Gunſten der Grundſätze vorbringt, welche er allen Erwartungen zufolge vertheidigen ſoll. Wie jedes andere verantwortliche Weſen, iſt er verbunden, wo ihm überhaupt obliegt, zu reden, alsdann nur die Wahrheit zu reden. Doch will man die Befolgung aller ſolcher Verpflichtungen und ſolcher Rückſichten gegen den Staat gelten laſſen, bei dem ein diplomatiſcher Agent akkreditirt iſt, gibt es dann auch nicht Verpflichtungen und Rückſichten, die er dem Vaterlande, das ihn an dieſen Ort hinſtellte, ſchuldig wäre? Kann ein Diplomat entſchuldigt oder gerechfertigt werden, wenn er die Grundſätze ſeines Volks verläugnet, wenn er Thatſachen widerſpricht, wenn er die Folgerungen aus den Inſtitutionen ſeines Vaterlandes entſtellt, um ſich bei denen einzuſchmeicheln, mit denen er in amtlichen Unterhandlungen ſteht? Sollen vielleicht rechtmäßige Forderungen durch dergleichen entwürdigende und niedrige Zugeſtändniſſe erkauft werden? Ich hoffe doch nicht, daß wir bereits zu einem ſolchen verachteten Zuſtande erniedrigt worden ſind, daß unſer Staat ſich in einer ſolchen zweifelhaften Lage befände, um aus Noth zu ſolchen verwerflichen Mitteln zu greifen. Ich meine vielmehr, das Benehmen eines amerikaniſchen Miniſters müſſe un-

ter ſolchen Umſtänden von einer einzigen ſehr einfachen Regel geleitet werden. Es würde ihm daher geziemen, freimüthig ſich in der Art zu erklären: „Meine Herren, ich wünſche eine ſtrenge Neutralität in Dingen zu bewahren, wo meine Pflicht ſolches gegen Sie gebietet, und ich hege das Vertrauen, daß Sie ein gleiches ſchonendes und rückſichtsvolles Benehmen gegen mich beobachten werden, wo nicht um meiner ſelbſt, doch um des Staates willen, deſſen Geſandter ich bin. Gefällt es Ihnen aber, mich auf irgend eine Weiſe in dieſe Angelegenheit zu verflechten, ſo bemerke ich Ihnen im Voraus, daß Sie von meiner Seite ganz freimüthige Aeußerungen zu gewärtigen haben und nichts Anderes hören werden, als was ſich mit der ſtrengſten Wahrheitsliebe verträgt.“ Ein Geſandter, der eine ſolche Sprache führte, würde nicht allein einen Schadloshaltungstraktat auswirken, ſondern das Geld noch überdieß ausgezahlt bekommen.

Die Gewohnheit, bei unſern Geſandtſchaften untergeordnete Beamten anzuſtellen, führt in dieſer Hinſicht zu großen Mißbräuchen. Erſtlich wird hierin die Verfaſſung verletzt; denn ohne eine vom Kongreß in dieſer Art gegebene Verfügung, und eine ſolche beſteht meines Wiſſens nicht, hat ſelbſt der Präſident kein Recht, einen ſolchen Attaché ohne die Zuſtimmung des Senats zu ernennen. In keinem Falle kann ein Miniſter einen ſolchen geſetzlich anſtellen; denn die Verfaſſung geſteht ihm in keinem Falle eine ſolche Befugniß zu. Unſere Ver-

faſſung geſtattet der ausübenden Macht kein ſolches Ernennungsrecht einzelner Beamten und kein Recht der Zuſammenſetzung einer öffentlichen Behörde, wie dieſes in andern Staaten der Fall iſt, es müßte denn eine Stelle oder eine Behörde ausdrücklich mit einer ſolchen Befugniß beauftragt werden. Nun iſt zwar die Befugniß, Beamte zu ernennen, immerfort eine übertragene; aber dieſe Befugniß wird einem andern übertragen, oder einem andern durch den Kongreß, wenn der Kongreß ſelbſt dieſe Befugniß ausüben will. Dieſe Schwierigkeit wird nun gewöhnlich dadurch umgangen, daß man ſagt, ein Attaché ſei kein Staatsbeamter. Wenn er aber kein Beamter der Regierung iſt, ſo iſt er gar nichts. Dennoch wird ein ſolcher Attaché allerdings wie ein Staatsbeamter in fremden Ländern angeſehen und genießt als ſolcher dieſelben Vorrechte. Ueberdem iſt es gefährlich, unter irgend einem ähnlichen Vorgeben irgend jemanden Anſtellungen zu geben; denn dieſer Mißbrauch könnte leicht eine übertriebene Ausdehnung erhalten. Doch hier iſt es nicht ſowohl meine Abſicht, die Geſetzwidrigkeit dieſer Anſtellungen, als vielmehr den Ton dieſer Beamtenklaſſe zu rügen. Sie können verſichert ſein, daß ich Ihnen hier keine unnützen Mittheilungen machen will; es iſt dieſe Sache vielmehr von weit wichtigeren Folgen, als man ſolches auf den erſten Blick glauben möchte. Man hält dieſe jungen Leute nämlich für die Organe der politiſchen Anſichten unſerer Regierung und hört auf

ihre Reden mit mehr beachtender Aufmerkſamkeit, als auf die Aeußerungen anderer Reiſenden. Es wäre weit gerathener, ſolche Leute gar nicht anzuſtellen; wenn man es aber für anſtändiger hält, dergleichen untergeordnete Beamten anzuſtellen, ſo müßte man dieſe Menſchen wenigſtens ernſtlich dazu anhalten, daß ſie die Inſtitutionen nicht lächerlich machen, welche ſie, wie man ſich in Europa wenigſtens einbildet, vertreten ſollen; denn, um hier gar nicht von ſchlechter Geſinnung zu reden, ſo haben die Geſchwätze dieſer Leute wenigſtens die Folge, unſern Nationalcharakter in ein ſchlechtes Licht zu ſetzen.

Indem ich Ihnen dieſe Dinge mittheile, wünſche ich meinem Scharfſinn keinen Eintrag zu thun. Ich habe nicht die geringſte Erwartung, daß wenn meine Bemerkungen morgen demjenigen Theil des amerikaniſchen Publikums vorgelegt würden, welcher die leſenden Klaſſen umfaßt, daß weder dieſe Thatſachen noch dieſe Bemerkungen den geringſten Eindruck auf die unbezwingliche Selbſtſucht, in welcher unter zehn Menſchen wenigſtens neun und ſelbſt darüber ganz und gar befangen ſind. Ich bin feſt überzeugt, daß der kleine Aufſchwung des Nationalſtolzos und des Nationalcharakters, den der Krieg von 1832 hervorgebracht hatte, ſo ganz erſtorben iſt, daß die Mehrzahl dieſer Klaſſe den Verrath an unſern Inſtitutionen vergeben würde, weil ſie einen Widerwillen dagegen haben, daß das Volk Rechte hat, und

nur Wenige ſich deſſen bewußt werden, wie erniedrigend das Benehmen und die Handelsweiſe derer, die ich anklage, für unſer Gemeinweſen ſein müſſe. Ich kenne kein Land, das in den verfaſſungsmäßigen Anſichten ſolche Rückſchritte ſeit den letzten fünf Jahren gemacht hätte, als das unſrige. Mir ſcheint unſer Land zurückzugehen, während andere voranſchreiten. Ich möchte daher keinesweges ſo verſtanden werden, als erwarte ich einen unmittelbaren Erfolg, wenn es auch in meiner Macht ſtände, dieſe Angelegenheiten ſchnell und eindringlich der Nation vorzulegen. Ich weiß ziemlich vorher, daß man mich gar nicht anhören würde, wenn ich dieſen Verſuch machen wollte; denn der Menſchen Sinn iſt nie unzugänglicher, als wenn ſie ſich bereits im vollſtändigen Beſitz aller Einſichten und Tugenden ihres Zeitalters wähnen, und kraft dieſes angemaßten Beſitzes ſich recht eigentlich befugt halten, eine ausſchließliche Controle über alle menſchlichen Angelegenheiten auszuüben. Alles was ich mir auf's Höchſte von einem ſolchen Schritte verſprechen könnte, wäre der geheime Beifall aller Weiſen und Guten; andererſeits die lautausgeſprochene Verunglimpfung von allen Schlaffen und Unwiſſenden, deren Anzahl übrigens außerordentlich groß iſt; ferner die höhnende Verwunderung aller Beſtechlichen und Parteiſüchtigen, und die ſtille Befriedigung der Wenigen, die nach mir kommen werden, und derer, die ein Intereſſe an meiner Perſon nehmen. Ich habe öffentlich die

ſchlimmen Folgen vorhergeſagt und politiſch beleuchtet, die aus der Unſchicklichkeit des Benehmens unſerer Geſandten in Europa für uns hervorgehen können, und wir werden es einſt erfahren, ob meine Vorherſagung eintreffen wird.*)

---

*) Iſt ſie vielleicht nicht ſchon eingetroffen? Sind wir nicht von Frankreich in Beziehung auf den Traktat in einer Weiſe behandelt worden, wie dieſer Staat keine Macht zweiten Ranges in Europa zu behandeln gewagt haben würde? —

Sechsundzwanzigſter Brief.

Annäherung des Winters. — Das Dienſtbüchlein. — Die Geſindeordnung. — Die Dienſtboten in Amerika. — Die Regierungen der verſchiedenen Schweizerkantone. — Anwerbung der Söldner. — Bevölkerung der Schweiz. — Phyſiſche Eigenthümlichkeiten der Schweizer. — Die Schweizerinnen. — Miſtreß Trollope und die Amerikanerinnen. — Gezierte Sprechweiſe der Amerikanerinnen. — Das amerikaniſche Patois. — Eigene Mundart in Vevey. — Schweizeriſche Habſucht.

Mein lieber — —,

Die jetzige Witterung warnt alle Eindränglinge, an ihre endliche Abreiſe aus der Schweiz zu denken. Wir hatten nicht nöthig, unſere Zuflucht zum Einheizen zu nehmen, wie im Jahr 1828; denn Vevey iſt nicht Bern; aber die Abende fangen an, kühl zu werden, und die ſtrömenden Regengüſſe und der aufſchäumende See ſind eben ſo ernſthafte Vorzeichen, als ein wirklicher Froſt es dort ſein würde. Da ich eben von Bern ſpreche, ſo kann ich nicht unerwähnt laſſen, daß eine kleine Begebniß mich wieder an die ehemalige gebietende Bürgerſchaft erinnert hat, die zwar jetzt ihren frühern Glanz eingebüßt, doch einige preiswürdige Einrichtungen hatte. Während wir dort

wohnten, hatte ich einen Einwohner von Bern als Bedienten gedungen, und hatte natürlich den Mann wieder entlaſſen, als wir nach Italien reiſten. Geſtern erhielt ich einen kläglichen Brief von dieſem armen Burſchen, worin er mir unter andern Unglücksfällen auch den Verluſt ſeines Dienſtbüchleins anzeigte, und mich bat, ich möchte ihm doch ein Zeugniß über ſein Betragen ſchikken, wie ich es für billig und recht hielte, ihm ſolches auszuſtellen. Hierzu bedarf es aber einer Erklärung, damit Sie doch wiſſen, was ein Dienſtbuch iſt.

Die Gemeinde oder der Bezirk gibt den Dienſtboten ein kleines, amtlich beglaubigtes Büchlein mit paginirten weißen Blättern, ein „Dienſtbuch", in welches alle Zeugniſſe über ihr Betragen während deß Dienſtes eingetragen werden müſſen. Die Führer haben ein ähnliches Buch, und in vielen andern Fällen wird ſolches geſetzlich verlangt. Der Grundſatz, daß alle Nebenvortheile gelten, wird freilich, wie das von ſelbſt einleuchtet, eine ſolche Einrichtung verwünſchen; aber es iſt dieſes eine ganz vortreffliche Einrichtung, und ich zweifle nicht im Geringſten, daß man die anerkannte Treue der Schweizer als Dienſtboten zum Theil dieſer vorzüglichen Anordnung verdankt. Wenn es geborne Bedienten und Mägde gäbe, ſo möchte eine ſolche Einrichtung ihren natürlichen Rechten einigermaßen Eintrag thun, das leidet keinen Zweifel; da aber ſelbſt ein von Erlach oder ein von Bonſtetten die Dienſtordnung beobachten müßten, wenn ſie eine

Livrée anzuziehen genöthigt wären, ſo ſehe ich keine Unbilligkeit in dieſer Dienſtbuch-Verordnung. Mit Hülfe dieſes Büchleins kann über jeden Augenblick der Zeit, während welcher die Dienſtboten dienen, Rechenſchaft abgelegt werden, ſofern ſie nunmehr hiernach verpflichtet ſind, ſich über die Zeit, wo ſie nicht in Dienſten waren, auszuweiſen. Alles dieſes könnte freilich auch durch einfach ausgeſtellte Zeugniſſe erbracht werden, allein auf keinen Fall mit ſolcher Ordnung und Genauigkeit; denn leicht könnte ein Bedienter vorgeben, eines ſeiner Zeugniſſe verloren zu haben, und dieſes möchte weit häufiger vorkommen, als das Vorgeben des Verluſtes ſämmtlicher Zeugniſſe, die er beſeſſen, mit andern Worten, des Verluſtes ſeines Dienſtbuches. Ueberdem verſagt die Gemeinde ihre Hülfe nicht, wenn der Verluſt eines Dienſtbuches erwieſen werden kann, und ein ſolcher Verluſt läßt ſich auch wohl nachweiſen. Ueberdies werden die Behörden wohl ſchwerlich Jemanden ein Dienſtbuch ausfertigen, der keines Dienſtvertrauens werth iſt. Ich trug das Meinige dazu bei, in dieſem Falle dem ehemaligen Diener wieder zu einem Dienſtbuche zu verhelfen. Ich ſandte ihm ein Zeugniß, ſo weit ich ihm ein ſolches zu geben im Stande war, denn während der kurzen Zeit ſeines Dienſtes bei mir hatte er ſich zu meiner völligen Zufriedenheit betragen.

In einer bedeutend großen Stadt möchte indeſſen eine ſolche Einrichtung nicht ohne vielfältige Mühe und

Beſchwerden beſtehen können, das ſcheint mir gewiß zu ſein, und dennoch, was kann der Bequemlichkeit und der Beruhigung einer großen Bevölkernng erſprießlicher ſein, als eine ſtrenge polizeiliche Controle des Geſindels? Amerika iſt vielleicht unter allen civiliſirten Staaten der einzige, wo die Uebertreibung des Grundſatzes des freien Verkehrs auch in dieſer Hinſicht übertrieben ausgedehnt wird, und dieſer Mißgriff rächt ſich ſelbſt. Wir haben die Polizei des Gehenlaſſens im äuſſerſten Sinne, und ſo läßt man denn alle Dinge gehen, wie ſie wollen und können, und das erſtreckt ſich mitunter auch auf das Eigenthum des Dienſtherrn. Doch will ich aus ſchlimmen Urſachen nicht immer ſchlimme Folgen ableiten. Der Widerwille zu dienen, hat in Amerika ſeinen Grund in den Vorurtheilen, die durch den Gebrauch, Sklaven zu halten, entſtanden ſind. Da die Neger für eine untergeordnete Kaſte gelten, ſo geſellen ſich zu dieſer Vorſtellung unmerklich die Begriffe von Knechtſchaft; und die Weißen ſchaudern daher vor einem ähnlichen Schickſale. Dieſer Umſtand läßt ſich ſchon daraus hinreichend beweiſen, daß derjenige, der mit Ergebung und Redlichkeit auf dem Lande die Arbeiten, die Sie ihm zutheilen, willig thut, — alſo im eigentlichen Sinne Felddienſte leiſtet, ſich nicht dazu verſtehen wird, ſich zu häuslichen Dienſtleiſtungen bei Ihnen herabzulaſſen. Unſere Landsleute haben keinen abſonderlichen Widerwillen gegen das Gehorchen, und gegen achtſame und aufmerkſame Erfül-

lung ihrer Pflichten als Taglöhner, Feldarbeiter, Tagwerker, Matroſen, Soldaten, oder was es ſonſt ſei; nur Hausbedienten wollen ſie nicht ſein, denn das gerade umfaßt diejenigen Leiſtungen, die ſie von Schwarzen und Leibeignen thun zu ſehen gewohnt waren. Dieſes Vorurtheil nimmt indeſſen allmählig ab; man ſieht jetzt Weiße weit williger Dienſtboten werden, als dieß früher der Fall war, und ich weiß mehre Beiſpiele, wo bei gehöriger Behandlung dieſe Leute gute und treue Dienſtboten waren. Mit der Zeit wird ſich das Vorurtheil vielleicht ganz verlieren, und Manche werden es weit bequemer finden, des Vertrauens der Perſon und der Hausgenoſſen eines Dienſtherrn ſich werth zu machen, als ſich mit Feldarbeit abzuplagen.

Es iſt eine eben ſo ſchwierige Aufgabe, eine genaue Schilderung von den Regierungen der verſchiedenen einzelnen Schweizerkantone zu entwerfen, als es ſchwierig iſt, ſämmtliche Regierungsformen der einzelnen Staaten unſeres Bundes zu beſchreiben. Jede iſt in mancher Beziehung von allen übrigen verſchieden; und hier wie bei uns iſt die Anzahl ſo groß, daß man über dieſen Gegenſtand eine beſondere Abhandlung ſchreiben könnte. Ich will mich daher in den Bemerkungen, die ich zu machen habe, nur auf einzelne Thatſachen beſchränken.

Vor den jetzt eingetretenen Veränderungen waren Zwei und zwanzig Kantone im Bunde; dieſe Anzahl iſt durch das vor Kurzem erfolgte Austreten von Neufchatel

auf nur noch Ein und zwanzig herabgekommen *). Vor der franzöſiſchen Revolution war die Anzahl noch geringer; denn damals ſtanden mehre der jetzt zum Bunde gehörigen Ländchen in weniger enger Verbindung mit der eigentlichen ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft; ſie galten blos als Bundesgenoſſen, und manche befanden ſich in Abhängigkeit von einigen Kantonen, und wurden erſt in der Folge ſelbſtſtändig. So waren Waadt und Aargau abhängige Landestheile unter der Oberherrlichkeit von Bern.

Die Verfaſſung iſt die einer Bundesverfaſſung, welche jedem Mitgliede die Freiheit läßt, zu thun, was ihm beliebt, ſo weit die innern Angelegenheiten in Betracht kommen. Die Centralregierung wird durch einen Landtag geleitet, ziemlich ſo, wie unſere Angelegenheiten ehemals durch den alten Kongreß geleitet wurden. Auf dieſem Landtage hat jeder Kanton Eine Stimme. Die ausübende Gewalt, ſo wie ſie dermalen beſteht, wird mittelſt eines Kommittée's oder Rathes gehandhabt. Seine Pflichten erſtrecken ſich nicht viel weiter, als um das Organ der gegenſeitigen Mittheilung zwiſchen dem Landtage und den Kantonen darzuſtellen, für den öffentlichen

---

*) Bern, Solothurn, Zürich, Luzern, Schwyz, Unterwalden, Uri, Glarus, Teſſin, Wallis, Waadt, Genf, Baſel, Schaffhauſen, Aargau, Thurgau, Zug, Freiburg, Sankt Gallen, Appenzell und Graubündten. Sie ſind hier ohne Rückſicht auf Vorrang und Alterthum aufgeführt.

Schatz (welcher nicht viel bedeutet) zu ſorgen, und die auswärtigen Geſandten zu empfangen und mit ihnen zu unterhandeln. Die letztere Befugniß, ſo wie in der That alle übrigen, unterwirft der Landtag einer Reviſion.

Obgleich im Bunde ſelbſt von den Kantonen nur in der Bezeichnung und in der Ordnung, in welcher ſie im Bundesverzeichniſſe eingetragen ſind, Notiz genommen wird, ſo ſind doch manche von ihnen in örtliche Regierungen unterabgetheilt, die zum Theil völlig unabhängig von einander ſind. So beſtehen eigentlich zwei Unterwalden, obſchon beide nur für einen Kanton im Bunde gelten; ebenſo zwei Appenzell, und ſo könnte ich noch ein halbes Dutzend Walliſer- und Graubündtner-Ländchen erwähnen. Mit andern Worten, beide Unterwalden ſind völlig unabhängig von einander, blos durch den Bund ſind ſie Eins, und ſie treten blos zuſammen, um den gemeinſchaftlichen Abgeordneten zur Tagſatzung zu wählen, wo ſie blos für einen einzigen Kanton gelten und nur eine Stimme haben. Daſſelbe gilt von Appenzell, und bald wird vermuthlich derſelbe Fall in Schwyz und Baſel eintreten, denn in beiden letztern beſtehen jetzt ernſtliche Zwiſtigkeiten, die das Anſehen haben, als würden ſie zu einer innern Trennung führen *). Graubündten iſt noch

*) Baſel iſt jetzt ebenfalls getrennt in die Stadt Baſel und die Landſchaft Baſel, oder in die ſtädtiſche und ländliche Bevölkerung. Vor den letzten Veränderungen herrſchte die erſte über die letztere.

eher ein für ſich beſtehender Kanton zu nennen, aber es iſt in Bünde oder Legationen abgetheilt, die in verſchiedenen Einrichiungen völlig unabhängig von einander ſind. Daſſelbe findet im Walliſer Lande ſtatt, wo dieſe Unterabtheilungen Dizains genannt werden. Der Landtag hat kaum eine andere Beſtimmung als die Beziehungen der Republik zum Auslande zu handhaben. Er macht Frieden oder erklärt den Krieg, empfängt die auswärtigen Geſandten, ſchließt Verträge und Bündniſſe. Doch kann der Landtag keine Heeresmacht aufſtellen, außer indem er die verſchiedenen Kontingente, die jeder Kanton zu ſtellen hat, zuſammenberuft. Daſſelbe gilt von den Staatsauflagen. Sie ſehen hierin eine große Aehnlichkeit mit unſerer verworfenen Bundeseinrichtung, und ſie hat faſt eben ſo viele Unbequemlichkeiten; obſchon die beſchränktere Wirkſamkett nach Außen und ein nnbedeutender Handelsverkehr dieſe Uebel weniger merklich macht, als ſie in Amerika empfunden werden würden. Mir kommt es vor, als habe die Bundesregierung ebenfalls die obere Leitung des öffentlichen Poſtweſens, doch geſchieht dieſes vielleicht ebenfalls mittelbar durch die einzelnen Kantone. Der Landtag münzt auch weder Geld noch ernennt er irgend einen Gerichtshof, und ihm bleibt blos die Entſcheidung über einzelne Irrungen zwiſchen den verſchiedenen Kantonen untereinander. Kurz, dieſe Regierung hängt nur locker zuſammen, ſo daß ſie in einem ent ſcheidenden Augenblicke keine ernſte Haltung annehmen

könnte, und nur die gegenſeitige Eiferſucht ihrer Nachbaren hält ſie einigermaßen aufrecht.

Ich habe Ihnen bereits mitgetheilt, daß unter den einſichtsvolleren Bürgern der ernſtliche Wunſch beſteht, dieſe Einrichtung zweckmäßiger zu geſtalten. Kein einziger wünſcht übrigens, wie Sie aus meinen Briefen wiſſen, eine völlige Verſchmelzung, denn die große Verſchiedenheit der Intereſſen der ſtädtiſchen und ländlichen Bevölkerung läßt überall den Wunſch nach gegenſeitiger Unabhängigkeit fortbeſtehen.

Drei Sprachen werden in der Schweiz geſprochen, ohne die Rhätiſchen Mundarten und die verſchiedenen einzelnen Sprechweiſen, das patois darunter zu begreifen. Der ganze Norden iſt deutſch; Genf, Waadtland und Wallis, ſo wie einige Gegenden des Berner Landes, ſind franzöſiſch; während Teſſin, das übrigens auch ſüdlich von den Alpen liegt, italieniſch iſt.

Die Gewohnheit, mit auswärtigen Staaten Werbverträge abzuſchließen, ſcheint nach und nach abzukommen, wiewohl die Republik kürzlich mit dem Pabſt eine Ausnahme gemacht hat. Die Urſache liegt in dem geringern Vertrauen auf den italieniſchen Volkscharakter, den man für weniger ausdauernd treu hält, als den wahrhaft ſchweizeriſchen Sinn.

Die Menſchen überhaupt, vorzüglich Menſchen von beſchränkten Gewohnheiten und abgeſonderter Lebensweiſe, begeben ſich ihres etwanigen Einfluſſes nur mit

Widerſtreben. Niemand wird daran zweifeln, daß gemeinſchaftliche öffentliche Einrichtnngen bezweckende Veränderungen dem jetzigen ſchweizeriſchen Syſtem zu großer Verbeſſerung gereichen würden. Aber eine einflußreiche Minderzahl in den kleinen Staaten, die durch eine ſolche Veränderung an Anſehen einbüßen würde, widerſetzt ſich jeder ſolchen Neuerung. Das geſammte Grundgebiet der Republik iſt nicht ſo groß, wie Pennſylvanien, noch iſt ihre geſammte Bevölkerung viel zahlreicher, als die des letztern Staates. Sie iſt bedeutend geringer, als die Bevölkerung von Newyork. Was die Volkszahl in der Schweiz überhaupt betrifft, ſo beſteht darüber eine eigenthümliche und für mich unerklärliche Empfindlichkeit. Es iſt kaum möglich, die wirkliche Volkszahl genau auszumitteln. Diejenige, die in den amtlichen Ueberſichten der zuſtellenden Kontingente angegeben wird, ſoll, wie man im Allgemeinen annimmt, übertrieben ſein, wofür ich jedoch keinen Beweggrund auszumitteln vermöchte. Ich vermuthe, daß die Geſammtbevölkerung der Schweiz etwa zwiſchen **1,500,000** und **1,900,000** Seelen betragen mag. Doch behaupten Einige, ſie belaufe ſich auf **2,000,000.** Wenn Sie die letztere Zahl als richtig gelten laſſen wollen, ſo ſehen Sie, daß der einzelne Staat von Newyork dieſe Volkszahl bedeutend übertrifft*). Ueber ein Drittel

*) Jetzt beläuft ſich die Bevölkerung von Newyork etwa auf 2,200,000, erreicht alſo beinah die von Schottland,

der ſämmtlichen Bevölkerung der Schweiz iſt in dem Kanton Bern allein enthalten, ſo wie Newyork allein den ſiebenten Theil der Bevölkerung der Vereinſtaaten enthält. Das Verhältniß zwiſchen dem Boden und der Volkszahl weicht nicht viel von dem Verhältniſſe ab, das in dieſer Beziehung in New-England ſtattfindet, wenn man Maine ausnimmt. Einzelne Kantone ſind übermäßig bevölkert, wie Zürich zum Beiſpiel, während ein großer Theil des Landes nichts als unbewohnbare Felſen und Eisfelder darbietet.

Die Schweizer haben die meiſten phyſiſchen Eigenſchaften mit den umgebenden Nationen gemein. Der deutſche Theil der ſchweizeriſchen Bevölkerung iſt im Ganzen von größerem Wuchs und beſſerem Aeußeren als dieß bei den Deutſchen ſelbſt der Fall iſt. Alle Bergbewohner haben übrigens ein friſcheres Aeußere und ein kräftigeres Anſehen, als die Einwohner der Thalgegenden; in der Größe iſt aber der Unterſchied nicht bedeutend. Nirgends ſieht man einen ſolchen Menſchenſchlag,

---

und überwiegt die von Hannover, oder von Würtemberg, oder Dänemark, oder Sachſen, welches ſämmtlich Königreiche ſind. Die jetzige Zunahme der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten, einſchließlich der Einwanderungen, beträgt wenig unter 500,000 Seelen jahraus jahrein, ſo daß ſie faſt jährlich um die Bevölkerung eines ganzen Staates ſich vermehrt! Die weſtlichen Anſiedelungen ſind daraus erklärlich.

als wie man ihn bei uns in den ſüdweſtlichen Staaten antrifft, in keinem andern Lande findet man ſolchen hochkräftigen Wuchs. Schottland macht vielleicht allein eine Ausnahme.

Die Schweizerinnen ſind weit hübſcher, als die Franzöſinnen und Deutſchen, doch eigentliche Schönheiten, ſelbſt auch nur vorzüglich hübſche Geſtalten, ſind hier ſelten. Ueberhaupt iſt leichte, gewandte, anmuthige Körperbildung durchaus nichts Gewöhnliches. Große Hände und Füße findet man faſt überall, dagegen ſind die unſerer Frauen vergleichungsweiſe wundervoll. Daſſelbe findet ſich überhaupt im ganzen Norden von Europa. Selbſt unſere Männer — die Männer der gebildeteren Klaſſen — könnten wegen derſelben Eigenthümlichkeit in dieſer Gegend auffallend werden. Die Engländer haben abgeſchmackte Vorſtellungen in dieſem Punkt, und ich habe manchmal die ſchadenfrohe Luſt gehabt, meine eigenen demokratiſchen Tatzen und Hufe, die bei uns nicht auffallen würden, mit ihren ariſtokratiſchen Gliedern kontraſtiren zu laſſen. Gewiß hat das Klima großen Einfluß auf dieſe Verſchiedenheiten.

Ich fühle mich gar nicht geneigt, dem hohen Rufe der Schönheit der ſchweizeriſchen Bergbewohnerinnen beizuſtimmen. Wenn kräftiger Körperbau, wenn Verhältniſſe, die wenig Weibliches an ſich haben, wenn mehr anatomiſch als künſtleriſch vollendetes Ebenmaß dieſen Ruf rechtfertigen kann, dann wird man freilich in man-

chen Kantonen mehre Bäuerinnen finden, die man hübſch nennen kann. Ich erinnere mich im Jahr 1828 eine ſolche in Graubündten unweit des obern Endes des Rheinthales geſehen zu haben. Dieſes Frauenzimmer hatte eine Geſtalt, eine Haltung und ſolche Verhältniſſe, daß ſie eine prächtige Herzogin in einem Krönungszuge hätte vorſtellen können; aber ihr Antlitz, obſchon friſch und jugendlich, hatte durchaus nichts mit der ganzen Geſtalt derſelben Uebereinſtimmendes. Unſere Bergbewohnerinnen übertreffen ſie ſämmtlich in hohem Grade; denn ſie halten eine richtigere Mitte zwiſchen kräftiger und plumper Körperbildung. Selbſt Miſtreß Trollope gibt zu, daß die amerikaniſchen Frauen, (vielleicht hätte ſie richtiger ſagen können, die amerikaniſchen Mädchen), die ſchönſten ſeien in der ganzen Welt, wiewohl ſie behauptet, ſie ſeien die am wenigſten einnehmenden. Miſtreß Trollope hat übrigens gar viel Unſinn geſchrieben, ſie hat den Amerikanern mancherlei Stallknechtsausdrücke in den Mund gelegt, und ſie mit dem Namen amerikaniſcher Lieblingsausdrücke belegt. Dagegen hat ſie aber auch Mancherlei geſchrieben, was wirklich wahr iſt. Ich will mich nicht ſo tief in dieſe Angelegenheit einlaſſen, um ihr in der letzten Hälfte ihrer Bemerkung Recht zu geben; aber wenn unſere Mädchen ſich zarterer und anmuthigerer Ausdrücke befleißigen, und dabei die zu häufigen Ausrufungen oh! und ah! nebſt den gezierten Ausdrücken vermeiden wollten; wenn ſie mehr auf ſich Acht geben wollten, die Worte weniger zu

dehnen, den Mund nicht aufzuſperren, als ob ſie gähnen müßten, weniger zu kichern; wenn ſie in ihrem Benehmen mehr Würde und Ruhe beobachten nnd mehr denken als blos tändeln wollten, — ſo wollte ich ſie, keine ausgenommen, allen Frauenzimmern der Welt vorziehen. Wohl die Hälfte dieſer Gebrechen verlieren unſere Mädchen, wenn ſie heirathen, wie dieß gewöhnlich zu geſchehen pflegt; aber ſelbſt die Weisheit Salomons würde zu unſern Ohren mit einem verminderten Effekt gelangen, wenn ſie uns durch ein anderes Medium, als eine zarte Ausdrucksweiſe mitgetheilt würde. Dasjenige, was unſerer weiblichen Erziehung noch am meiſten abgeht, iſt, unſere Mädchen an eine anmuthsvolle, ruhige und würdige Unterhaltungsgabe zu gewöhnen.

Wäre ich nicht gerade jetzt in Vevey, ſo würde ich hinzuſetzen, daß die amerikaniſchen Frauenzimmer ihre Sprache ſchlechter ſprechen, als die Frauenzimmer irgend eines andern Landes, wo ich jemals war. Wir ſind wohl überall der Meinung, daß eine ruhige, gleichförmige, gemäßigte Unterhaltung meiſt ein Zeichen einer vorzüglichen Erziehung iſt, daß eine beſonnene Sprechweiſe ein unerläßliches Erforderniß für einen gebildeten Mann oder für ein gebildetes Frauenzimmer iſt. Es kann Jemand ein Narr ſein, und ſogar durch den angenehmen Vortrag ſeiner Albernheiten gefallen; aber ſelbſt weiſe Sprüche verfehlen ihre heilſame Wirkung, wenn ſie mit einer albernen Betonung vorgebracht werden. Die Amerikaner

haben, als Nation, ſage ich nochmals, dieſen Fehler vielleicht in weit höherem Grade, als ſolches unter den Gebildeten in irgend einem andern Lande ſtattfindet. Wider die ſonſtige allgemeine Regel ſprechen die Männer in Amerika weit richtiger und beſſer, als die Frauen, obſchon die Männer in Beziehung auf den Standpunkt, den ſie in der Geſellſchaft einnehmen, im Ganzen nicht gut ſich ausdrücken. Der eigenthümliche Dialekt von New-England, der im ganzen Lande ſo ſehr gewöhnlich iſt, rührt von einer Provinzialmundart in England her, die gerade die ſchlechteſte Sprechweiſe der ganzen Inſel iſt, und obgleich wir uns weit verſtändlicher ausdrücken, und weit ſprachrichtiger, als in der Gegend ſelbſt, von wo aus dieſes Patois zu uns herüber gekommen iſt, ſo haben wir doch in der Zierlichkeit des Ausdruckes ſehr ſchlechte Fortſchritte gemacht. Ich traf einſt mit einem ausgezeichneten Manne in England zuſammen, der einer der reichſten Gemeindeglieder in ſeiner Grafſchaft war, und kaum that er den Mund auf, ſo bemerkte ich dieſe eigene Weiſe ſeines Sprechens. Als ich mich deßhalb erkundigte, erfuhr ich, er ſei aus der weſtlichen Gegend von England gebürtig. Es iſt gar nichts Ungewöhnliches, unter den höhern Klaſſen in England unrichtige Ausdrücke oder falſche Bezeichnungen der Dinge zu hören, obſchon dieſes nicht ſo oft vorkommt, wie in Amerika; aber ſelten geſchieht es, daß ein Mann oder eine Frau von Bildung in England, in ihren Aeußerungen, in ihrer

Sprechweiſe, in ihrer Betonung ſich nicht als gebildete Leute benehmen ſollten. Wenn hiergegen in Amerika gefehlt wird, ſo liegt die Urſache meiſtens in der Gewohnheit des Dehnens der Worte und des zu argen Aufſperrens des Mundes. Jedermann weiß, daß wenn er den Deckel einer Orgelpfeife öffnet, und in einem fort den Blaſebalg tritt, er auf keinen Fall gute Muſik macht. Auch fehlt es uns nicht an außergewöhnlichen Worten; denn wer möchte außer einem Philadelphier ſeine Mutter eine *Mähre* nennen? *)

Doch ich verliere mich zu weit; die ſonderbare Sprechweiſe, die in Vevey gewöhnlich iſt, hat mich ganz von meinem Gegenſtand abgeführt. Hier pflegen die Leute ihre gewöhnliche Unterhaltung gleichſam abzuſingen. In dem einfachen Ausdrucke: „Bon jour, Madame," wird eine Sylbe um die andere eine Oktave höher als die vorhergehende betont. Das iſt gar kein beſonderes Patois, ſondern blos eine fehlerhafte gezierte Ausſprache; ſie iſt bei den Frauen weit gebräuchlicher, als bei den Männern, und in der Regel findet ſich dieß weit häufiger bei den Frauen der untern, als bei den Frauen der höhern Stände. Im Ganzen iſt dieſe böſe Gewohnheit mehr oder weniger allgemein. Es iſt unmöglich, Ihnen zu

*) Zufällig iſt das engliſche Wort „mare" (Mutterpferd) wie das deutſche Wort „Mähre" ebenfalls dem franzöſiſchen Worte „mère" ziemlich gleichlautend. A. d. U.

beſchreiben, welche lächerliche Wirkung dieſes auf Ohren hervorbringt, die dem ruhigen, gleichförmigen, anmuthigen Unterhaltungston von Paris gewohnt ſind. Wir waren in den Läden öfter genöthigt, uns umzuwenden, um nur nicht in lautes Lachen zu gerathen.

Dieſelbe Empfindlichkeit rückſichtlich der Sprechweiſe, wie zwiſchen den Engländern und uns, beſteht auch zwiſchen den franzöſiſchen Schweizern und ihren franzöſiſchen Nachbaren. Mehre geſcheidte Leute haben ſich hier Mühe gegeben, mich zu überzeugen, daß die Genfer insbeſondere ein reineres Franzöſiſch ſprechen, als ſelbſt die Pariſer. Ich möchte faſt behaupten, daß dieſe Meinung zum Theil wahr ſei; denn eine große Bevölkerung erlaubt ſich in allen Dingen größere Freiheiten. Wenn aber Amerika mit ſeinen fünfzehn Millionen es ſchwer finden möchte, ſelbſt da, wo das Recht auf ſeiner Seite iſt, ſich dem engliſchen Einfluß gegenüber zu behaupten; was kann das kleine Genf in einem ſolchen Kampfe mit den Franzoſen anders erwarten, als durch die auſſerordentliche Beweglichkeit der letztern über den Haufen gerannt zu werden. So trefflich dieſe Genfer Bürger ſein mögen, die Pariſer würden ſie doch leicht niederſchwätzen.

Was die allgemein angenommene Meinung von der ſchweizeriſchen Geldgierde betrifft, davon habe ich wenig Auffallendes bemerkt; vermuthlich hat der Umſtand, daß die Schweizer ſich in fremden Ländern zu Soldaten anwerben laſſen, zu dieſer Nachrede Veranlaſſung gege-

ſen. Wie es in Ländern, wo die Bewohner ſehr ſchwer ſich ihren Unterhalt erwerben können, gewöhnlich iſt, ſo ſcheinen auch die Schweizer vom Gelde weit leichter in Bewegung geſetzt zu werden, als dies bei ihren Nachbarn in der Regel der Fall zu ſein pflegt, obſchon dieſe Geldgierde kaum ſo groß iſt, wie in Frankreich bei den untern Klaſſen. Für Jemand, der nur zwanzig Sous täglich verdienen kann, iſt ein Sou von größerem Werth, als für denjenigen, der täglich vierzig verdient. Ich glaube, hierin liegt ſchon der Schlüſſel zu dieſem ſtreitigen Punkt. Zwar kann ich nicht in Abrede ſtellen, daß bei einem Geſchäfte mit einem Schweizer die Belohnung ſtets ein wichtigerer Gegenſtand war, als wenn ein Geſchäft mit einem Franzoſen abzumachen war; dagegen konnte man ſich auch auf erſteren weit zuverſichtlicher verlaſſen. Obſchon ich in der Schweiz in ein paar Fällen betrogen worden bin, ſo könnte ich dennoch mit weit mehr Vertrauen mich auf einen Schweizer, nach Abſchließung eines deutlich ausgeſprochenen Vertrags, verlaſſen, als auf irgend einen andern Menſchen, ſo weit meine gemachten Erfahrungen reichen.

Siebenundzwanzigſter Brief.

Abreiſe von Vevey. — Hinabfahrt auf dem See. — Ankunft in Genf. — Juwelenkauf. — Abreiſe von Genf. — Weg den Jura hinan. — Alpenanſichten. — Rohes Benehmen im Zollhauſe. — Schmuggelei. — Der ertappte Schmuggler. — Das zweite Zollhaus. — Letzte Anſicht des Montblanc. — Wiedereintritt in Frankreich. — Unſer Glückszufall im Poſthauſe zu Dole. — Der ſchottländiſche Reiſende. — Nationalität der Schottländer. — Der Weg nach Troyes. — Die Quelle der Seine.

Lieber — —,

Ungeachtet des dichteriſchen Gefühls, welches unſer Aufenthalt hier in uns anregte, empfanden wir alle demungeachtet hier Manches von den Beſchwerden des wirklichen Lebens. Denn einige kleine Fieberanfälle hatten ſich bei uns eingeſtellt; dieſes gab uns einigen Grund, dem Aufenthalte am Ufer in einer ſpätern Jahreszeit zu mißtrauen, und daher machten wir unſere Vorbereitungen zur Abreiſe. Wir warteten eine gute Gelegenheit ab, beluden den Kahn des ehrlichen Johann mit uns ſelbſt und unſern Sachen bis zum Rande, und ſchifften uns dann auf dem Leman gerade vor unſerer Wohnung ein, und gleichſam auf einer der täglich gewohnten Spazier-

fahrten, ſagten wir endlich Vevey ein letztes Lebewohl, nachdem wir faſt fünf Wochen daſelbſt verweilt hatten.

Die Hinabfahrt den See hinunter war recht anmuthig, und unſere Augen ruheten mit ſchwermüthiger Theilnahme auf den verſchiedenen Gegenſtänden umher; denn wir wußten nicht, ob Jemand unter uns ſie jemals wieder zu Geſicht bekommen würde. Es iſt ein ausgezeichneter See, und ſeine Schönheiten wirken in immer ſteigendem Intereſſe auf uns ein, je öfter wir ſie betrachten, das ſicherſte Zeichen vollendeter Schönheiten. Wir erreichten Genf bei guter Zeit, und kehrten im Gaſthauſe l'Ecu (zum Schilde) ein, noch frühe genug für Frauenzimmer, um Einkäufe zu machen. Die Juwelenwerkſtätten in dieſer Stadt ſind gewöhnlich viel zu lokkend, als daß weibliche Entſagung ihnen widerſtehen könnte, und als wir bei Tiſche wieder beiſammen waren, da bekamen wir einen Nachtiſch von Ohrgehängen, Ketten und Armbändern, welche uns von einer Reihe von Juwelenhändlern aufgetragen wurden, die ſich inſtinktmäßig auf die Launen der Evenstöchter recht gut verſtehen. Eine meiner Reiſegefährtinnen hatte ihr Verlangen nach einem Paar noch nicht völlig fertigen Armſpangen merken laſſen und ihr Bedauern darüber geäuſſert, daß ſie ſolche nicht mitnehmen könne. „Madame reiſen nach Paris?" — „Ja, mein Herr." — „Wenn Madame Ihre Addreſſe zurückzulaſſen belieben, ſo ſollen dieſe Armſpangen binnen einem Monat dort ſein." Da

wir in Frankreich nur als Fremde uns aufhielten, und da die Verordnungen, welche Fremde verhindern ſollen, dergleichen Dinge zu ihrem eignen Gebrauch anderswo einzukaufen und einzubringen, mir zwar nothwendig aber gleichwohl ungaſtlich erſchienen, ſo ſagte ich zu dem Juwelenhändler, wenn er dieſe Armſpangen mir in Paris zuſtellen laſſen wolle, ſo würde ich ſie behalten und ihm ſeine Rechnung bezahlen. Der Handel wurde abgeſchloſſen und der Schmuck uns zugeſchickt. Uebrigens habe ich mich um die Sache nicht weiter bekümmert, und kann alſo nicht ſagen, ob er mittelſt eines Luftballes, oder mit dem Gepäck eines Geſandten, oder durch einen Hund nach Frankreich hineingebracht worden iſt.

Den nächſten Morgen war ein furchtbares Regenwetter, da aber die Pferde ſchon beſtellt waren, ſo verließen wir Genf nachmittags, und nahmen die Richtung nach Ferney. Da Niemand unter uns Luſt bezeugte, das Schloß zu ſehen, ſo fuhren wir im Galopp durch den Ort weiter. Am Fuße des Jura nahmen wir franzöſiſche Poſtpferde, ſo wie wir das erſte Poſthaus erreichten, und nunmehr ging es den Jura hinan. Unſere Reiſegeſellſchaft hatte in dieſem Augenblicke ein wunderliches Anſehen. Der Regen goß in Strömen herab, und unſer Wagen ſchleppte ſich langſam durch den Schlamm den ſich windenden Weg bergan. Unſere Wagenfenſter blieben verſchloſſen, und wir kamen uns in unſerm Zwin-

ger wie eine nach Hofe fahrende Geſellſchaft vor, die im völligen Staate ſich lächerlich genug ausnahm, und von Zeit zu Zeit ſcherzten und lachten wir über unſern feierlichen Aufzug. Doch waren wir ſämmtlich in Reiſekleidern, den Schmuck ausgenommen, den wir angelegt hatten. Wir hatten uns nämlich mit unſern letzten Einkäufen herausgeputzt; denn man hatte uns geſagt, man würde ſolchen in den Zollhäuſern jedenfalls wegnehmen, wenn wir ſie in ihren Käſtchen in unſern Koffern aufheben wollten. Denn, ſagte man uns, die Douaniers verſtänden es, einen neuen Einkauf inſtinktmäßig auszuwittern. Daher glitzerten unſere Finger ſämmtlich von Ringen, unſere Schläfe von Haarnadeln; Ohrringe im neueſten Geſchmack ſahen unter den Reiſehauben und Reiſehüten hervor, und an Ketten fehlte es ebenfalls nicht. Ich konnte mich nicht überreden, daß dieſer Faſchingsſpaß gut ausfallen könne, ſondern ſagte vielmehr ein ſchlimmes Ende vorher. Es ſchien mir in der That, als ob ein ſo unüberlegtes Auskunftsmittel uns gegen Harpyien nicht ſchützen könne, die Fremden das Recht verweigern, ihr Land mit einigen Einkäufen dieſer Art zu bereiſen, die doch offenbar nur zu eigenem Gebrauch beſtimmt waren. Weil aber die koſtſpieligen Verordnungen der Zollbehörden ſehr ſtrenge gehandhabt werden, und die Bedürfniſſe der Reiſenden ohne Gewiſſensbiſſe einzuſchränken befugt ſind, ſo fehlt es ihnen, wie den Quarantaine-Verordnungen, auch nicht an Vorſchriften,

die recht eigentlich darauf abzuzwecken ſcheinen, ihre eignen Verordnungen zwecklos zn machen.

Unſer Weg führte immerfort bergan, wo ſich eine ſehr geprieſene Ausſicht darbietet. Es iſt das Gegenſtück zu dem, was man überall ſieht, wenn man den öſtlichen Rand des Jura erreicht, und zuerſt den Anblick der eigentlichen Schweiz vor Augen hat. Dieſe Anſichten theilen ſich in diejenige, welche das Thal der Aar und die Oberländer Alpen umfaßt, und in die, welche das Becken des Genfer Sees und der denſelben einfaſſenden Berge in ſich begreift; zu letzterer Ausſicht gehört auch die Fernſicht des Montblanc. Im Ganzen ziehe ich erſtere Ausſicht vor, aber auch die letztere iſt einzig ſchön. Als wir dem Gipfel des Jura bereits ziemlich nahe waren, klärte der Himmel ſich auf, und wir ließen einige Minuten halten, um die einzelnen Züge dieſes Anblicks mehr zu genießen. Dieſe Ausſicht hat unſtreitig etwas recht Liebliches; doch kommt ſie der öfter von mir erwähnten Ausſicht oberhalb Vevey nicht gleich, obgleich der Montblanc bei dieſer einen vorzüglichen Punkt bildet, der den Blick des Betrachtenden anzieht. Ich hatte bisher dieſen Berg noch nicht in ſolcher anmuthigen Umgebung betrachtet. In Umfang und Höhe mit den Berggipfeln umher verglichen, erſcheint er wie ein Heuhaufen unter Heubündeln, und zeichnet ſich noch dadurch aus, daß er allein einen Rieſenbau von glänzendem Eiſe oder gefrornen Schneemaſſen darſtellt, während alles Uebrige um ihn hier

nur ſtarrer Granitfelſen iſt. Betrachtet man den Berg für ſich allein, als ob er einzig daſtände, ſo ergreift ſein mild erhabener Anblick das Gemüth; aber demungeachtet ziehe ich im Ganzen die andere Ausſicht vor. Von dieſem Punkte aus liegt der See zu weit entfernt; die Felſen von Savoyen verſchwinden faſt in der Nähe des mächtigeren Nachbaren, und die geheimnißvolle Walliſer Schlucht, die in ihrem eigenthümlichen Reiz kaum ihres Gleichen in einer andern Weltgegend hat, wird hier ganz dem Anblick entzogen. Sodann fehlt hier gänzlich der lichtere und dunklere Schatten des Jura, und eben dieſe Lichtſtreifen und Dunkelungen machen, von der Jenſeite aus betrachtet, durch ein natürliches Chiaroſcuro die vollendete Schönheit des Gemäldes aus.

Kurz vor Sonnenuntergang erreichten wir das erſte Zollhaus; aber da ein ziemlich gutes Gaſthaus ſich gegenüber befand, ſo beſchloß ich, hier über Nacht zu verweilen, damit ich zugleich gerüſteter ſei, den Kampf mit den Myrmidonen des Zolltarifs nach Muße auszufechten, wenn es nöthig ſein ſollte. Der Wagen fuhr an die Thüre des Zollhauſes an, und wir wurden in beſondere Zimmer geführt, um uns der erforderlichen Unterſuchung zu unterwerfen. Was mich betrifft, ich hatte keinen Grund, mich zu beklagen; aber meine Frauenzimmer fanden ſich ſehr beleidigt, der perſönlichen Durchſuchung einer weiblichen Harpyie ſich unterwerfen zu müſſen, die ebenfalls weder höflich noch zartſinnig war. Gewiß, Frank-

reich — das hochgebildete, feingeſittete, aufgeklärte Frankreich — kann durchaus nicht die Nothwendigkeit einer ſolchen Verletzung der Schicklichkeit, um nicht zu ſagen, ſogar der Wohlanſtändigkeit gebieten! Das iſt das zweite Mal, daß uns eine ſolche rohe und unanſtändige Behandlung beim Eintritt in dieſes Land wiederfahren iſt; und was die Sache noch ſchlimmer macht, die Frauen mußten am meiſten darunter leiden. Ich machte eine ziemlich kräftige Gegenvorſtellung in einem zornpolternden Franzöſiſch, und dieß hatte wenigſtens den Erfolg, daß dieß rohe Benehmen nicht wiederholt wurde. Die Beamten ſtützten ſich auf ihre Inſtruktionen, und ich ſtützte mich auf die Vorſchriften der Gaſtlichkeit und des Wohlanſtändigen, und erklärte geradezu, daß ich mir keine rohe beleidigende Behandlung gefallen laſſen wolle. Ich war bereit, lieber hundert franzöſiſche Meilen daran zu ſetzen und an einem andern Punkt ins Land zu kommen.

Im Laufe der nunmehr folgenden Unterredung, ſetzten mir die Zollbeamten die Schwierigkeiten auseinander, mit denen ſie zu kämpfen hätten, und die auch wirklich nicht als Kleinigkeiten zu betrachten ſind. Der Stand der Reiſenden mache gar wenig Unterſchied; manche Herzogin ſei eine eingeübte Schmugglerin. Reiſende begnügten ſich nicht, Einkäufe für ihre eigenen Bedürfniſſe zu machen, ſondern ſie brächten für alle ihre Freunde und Bekannten mancherlei Waaren ein. Ich wußte, daß dieſes die reine Wahrheit ſei, wenn auch nicht aus eigner

Erfahrung; aber Sie erlauben mir wohl zu ſagen, daß das Felleiſen des Geſandten weit mehr verbotene Waaren aufnimmt, als Depechen. Ungeachtet dieſer Erläuterung hielt ich aber dieſe Art von Behandlung doch nicht für weniger beſchwerend für alle diejenigen, die blos ihre eigenen Bedürfniſſe mitnehmen. Es iſt ja ſo leicht, wenig Raum einnehmende Gegenſtände zu verſtecken, daß man, die Fälle, wo zu wirklichem Verdacht einiger Grund vorhanden iſt, ausgenommen, es weit beſſer ſein würde, ſich auf die Redlichkeit eines Reiſenden zu verlaſſen. Denn, wenn irgend eine Veranlaſſung mich ernſtlich bewegen könnte, mich mit der Einführung verbotener Waare zu befaſſen, ſo würde es gerade nur eine ſolche Behandlung ſein können.

Die Zollbeamten erläuterten mir die Art und Weiſe, wie man das Einſchmuggeln bewerkſtellige. Der gewöhnliche Weg iſt, quer durch das Feld zu wandern und zwar zur Nachtzeit; denn wenn einmal die Zolllinie überſchritten iſt, ſo können z. B. Juwelen, in einer gewöhnliche Kiſte verpackt, mit der Poſt weiter befördert werden, wenn nicht ein beſtimmter Grund vorhanden iſt, einen Verdacht geltend zu machen. Die Zollbeamten wiſſen ſehr wohl, daß gewöhnlich die Juwelenkäufe in Genf abgeſchloſſen werden auf die Bedingung, daß die Waaren nach Paris geliefert werden; aber aller ihrer Sorgfalt und Wachſamkeit ungeachtet, erreichen die Schmuggler gewöhnlich ihren Zweck.

Bei einem kürzlichen Vorfalle war es indeſſen den Zollbeamten geglückt, eine ſolche Schmuggelei zu entdekken. Ein Karren mit geſpaltenem Holz (Föhrenholz) war keck an der Thüre des Zollhauſes vorübergefahren. Der Mann, der den Karren fuhr, war ein Bauer, und hatte demnach ganz das Anſehen, als ob er eine ziemliche werthloſe Laſt für ſich ſelbſt nach Hauſe fahren wolle. Doch wurde der Karren angehalten und abgeladen; während man das Holz wieder auflud, und man nichts Anderes als blos Holz darauf fand, ſo erregte doch ein Stück Holz einige Aufmerkſamkeit. Es war beſudelt, als ob es auf dem Wege herab und in den Schmutz gefallen wäre. Doch der Schmutz hatte ein Verdacht erregendes vorher wohl überlegtes Anſehen; das Holz ſah aus, als wäre es abſichtlich beſchmutzt worden, und als man es genauer unterſuchte, da entdeckte man zwei Spalten, die man durch den Schmutz zu verſtecken gehofft hatte. Das Holz war entzweigeſpalten, ausgehölt und durch Stiftchen wieder zuſammengefügt worden. Der Schmutz mußte die Stiftchen und die Spalten bedekken, wie ich Ihnen ſchon bemerkte, und in der Hölung fanden ſich ſiebenzig goldene Uhren! Ich bekam das hölzerne Schubfach gezeigt, und empfand nun wirklich weit weniger Aerger gegen das alte Mannweib, das uns ſo widerwärtig war. Die Zollbeamten blickten mich forſchend an, und fragten, was ich von der Sache halte, und ich ſagte, wir ſeien durchaus keine beſchmutzten Klötze von Nadelholz.

Den folgenden Tag machten wir uns auf den Weg, wünſchend, an dieſem Tage die Gebirgsſtraße zurückzulegen und durch die Zolllinie hindurch zu gelangen. Die Gegend war wild und durchaus nicht fruchtbar; da waren Strecken nackter Berghöhen, durch welche der Weg ſich fortwand, ſo daß wir uns dabei, wiewohl in einem weit kleinern Maßſtabe, des eigenthümlichen Reizes der Apenninen erinnerten. Die Dörfer hatten ein reinliches aber düſteres Anſehen, und nirgends ſahen wir auf ſtundenlangen Strecken eine einladende Gegend, oder einen Boden, der den Fleiß des Landmannnes hätte lohnen können. Dieſer Juraübergang iſt bei weitem nicht ſo einnehmend und anmuthig, wie der über Salins und Neufchatel. Anfänglich beſorgte ich, es ſei mein abgeſtumpfteres Schönheitsgefühl, das dieſen Eindruck bei mir hervorbringe; doch mittelſt genauer angeſtellter Vergleichungen und durch Befragen meiner Reiſegefährten, von denen einige kaum noch des andern Weges ſich erinnerten, überzeugte ich mich, daß es keine bloße Grille von mir ſei. Es war in der That, als wenn ich ein vollendetes Gemälde mit einer bloßen Skizze hätte zuſammenſtellen wollen.

Bei dem zweiten Zollhauſe wurden wir nicht ſonderlich beläſtigt, obgleich die Zollbeamten unſern Schmuck mit beſchlagnahmbegieriger Raubluſt beäugelten. Ich meines Theils rächte mich einigermaßen, indem ich den einzigen Schmuck, den ich aufweiſen konnte, zur Schau

trug. A—— hatte mich mit einem Sapphirring beſchenkt, und dieſen ließ ich auf alle Weiſe glänzen und funkeln, gleichſam um die Leute zu verhöhnen. Einer dieſer Burſche ſchien eine beſondere Luſt nach einer ſchönen Haarnadel zu haben, und ich glaube faſt, daß ſie miteinander über dieſe Sache beſonders Rath pflogen; doch nachdem man uns eine Weile aufgehalten und unſere Päſſe genau durchmuſtert hatte, erlaubte man uns weiter zu fahren. Wenn unſer François nichts geſchmuggelt hat, ſo muß Mangel an Baarſchaft ſchuld geweſen ſein; denn Spekulation iſt ſein Steckenpferd, ſo wie ſein Unglück, das alle ſeine körperliche Gewandtheit in Anſpruch nimmt.

Den ganzen Tag über mußten wir uns in dieſen kahlen, unfruchtbaren, alles Anziehende entbehrenden Bergwegen zubringen — dreifach alles Reizes entbehrend, nachdem wir die herrlichen Alpengegenden geſehen — und wir mußten die Nacht zu Hülfe nehmen, um ſie endlich los zu werden. Eins oder zweimal erblickten wir, wenn wir zurückſahen, die ſchaurig-kalte, hochaufgemeißelte Spitze des Montblanc, die hoch über alle uns in der Nähe umgebenden Gipfelreihen emporragte; und da die Luft nicht ſonderlich heiter war, ſo war das Anſehen des Montblanc ebenfalls düſter und geiſterhaft, als ob er über unſer Scheiden traure. Es war ſchon ziemlich ſpät, als wir ein kleines Städtchen am Fuße des Jura erreichten und anhielten, um dort zu übernachten.

Hier befanden wir uns wieder im eigentlichen Frank-

reich — franzöſiſche Küche, Betten, Lebensart und Denkweiſe. Mit der ſchweizeriſchen Einfachheit, die noch größtentheils unerloſchen fortbeſteht, war es jetzt aus, aus war es mit der ſchweizeriſchen Gradheit, und an deren Stelle trat jetzt höfliches, verſchmitztes und manierirtes Benehmen. Jetzt hieß es: „Monsieur sait" — „Monsieur pense" — „Monsieur fera" — ſtatt des „Que voulez-vous, Monsieur?"

Mit Bergen hatten wir auch nichts mehr zu thun. Unſer Weg führte am andern Morgen durch eine weit ausgedehnte Ebene, und wir fanden uns mit einemmale in die ununterbrochene Einförmigkeit der franzöſiſchen Landwirthſchaft verſenkt. Ein Dorf war in Brand geſteckt worden, wie man glaubte, in der Abſicht, politiſche Bewegungen zu erregen, uud die Poſtilione fingen an, uns läſtig zu fallen, uns der nöthigen Pferde zu berauben, da der Weg von Reiſewagen wimmelte. Jetzt galt es darum, ſchnell vorwärts zu kommen, denn, „wer zuerſt kommt, wirſt zuerſt abgefertigt," das iſt die Reiſeregel. Mit Hülfe von tüchtigen Trinkgeldern erreichten wir den Punkt, wo die beiden großen Landſtraßen etwas weiter öſtlich von Dole zuſammentreffen, ehe noch ein Zug von mehren Reiſewagen, die, wie wir deutlich merken konnten, nach dem Vereinigungspunkte der beiden Straßen, in derſelben Abſicht wie wir, ebenfalls hineilten, uns zuvorkommen konnten. Keiner konnte auf demſelben Wege uns vorauskommen, wofern wir

nicht anhielten; deßhalb gaben wir lieber alle Gedanken an eine Mahlzeit auf, ſondern fuhren in einem fort geradesweges nach dem Poſthauſe in Dole, und brachten unſere Wünſche vor. Gleich darauf hielten noch vier andere Wagen an. Nur fünf Pferde waren im Stalle und ſiebenzehn wurden verlangt! Eben dieſe fünf waren grade erſt angekommen und hatten noch nicht ausruhen können. Vier davon wurden mir zu Theil, und ſo fuhren wir weiter mit manchen höflichen Ausdrücken des Bedauerns, daß wir uns genöthigt ſähen, blos ein einziges Pferd für die vier andern Wagen übrig laſſen zu können. Das Reiſen iſt ein Bild des Lebens, wo derjenige, dem das Glück günſtig iſt, auf denjenigen, dem es weniger hold iſt, mit ſtolzem Mitleid niederſiehet.

Einige Stunden Weges hinter Dole begegneten wir zwei Reiſewagen, die den andern Weg herkamen, und wir tauſchten die Pferde aus; und ich empfand etwas von jener Großmuth bei dieſer Gelegenheit, die einen reichen Mann mitunter anwandelt, wenn er hört, daß ein ärmerer Freund eine Banknote gefunden hat. Der Wagen, mit dem wir unſere Pferde austauſchten, war eine engliſche Reiſekutſche mit einem gräflichen Wappen. Darin ſaßen ein Herr und eine Dame, und einige ſchöne Kinder mit eiu paar Mägden ſaßen in einem nachfolgenden Wagen. Ein Blick zeigte mir ſogleich, daß die Familie eine ſchottländiſche war; denn ihr Oberhaupt hatte nicht blos die ſchottiſchen Kennzeichen im Antlitz, ſondern

trug überdieß eine Reiſemütze mit den Farben ſeines Clan. Es liegt in dieſer ſchottiſchen Nationalität etwas Achtunggebietendes, und ich zweifle nicht, daß es größtentheils dazu beigetragen habe, das Volk zu dem zu machen, was es iſt. Wenn die Irländer ſich eben ſo treu bleiben wollten, ſo würde binnen Jahresfriſt die engliſche Ungerechtigkeit aufhören. Aber die irländiſchen Edelleute ſind im Ganzen nicht viel mehr, als eine Schaar von Miethlingen, die ſich von England abhängig gemacht haben, und die es vorziehen, nach den Fleiſchtöpfen Aegytens auszuſchauen, ſtatt daß ſie zur Vertheidigung ihrer Gerechtſame hätten ſollen zuſammen halten und ihren Sinn durch die ſtolzen Erinnerungen an ihre Vorfahren hätten erheben ſollen. Wie aber die Sachen ſtehen, würden Manche ihre Vorfahren unter den engliſchen Glücksrittern wiederfinden, wenn ſie ſie wirklich noch aufzufinden vermöchten. Ich beneidete den Schottländer um ſeine Mütze und um ſeinen Mantel, obſchon ich nicht weiß, ob er und ſeine hübſche Frau aller der herrlichen Geſinnungen ſich bewußt waren, die von ſolchen Sinnbildern angeregt werden ſollten. Die Grafenwürde hat jetzt nicht mehr den frühern Glanz; aber es möchte immer noch einigen Reiz haben, das Oberhaupt eines Clan zu ſein!

Sie ſind mir ſchon einmal auf dem Wege zwiſchen Dole und Dijon in Gedanken gefolgt, und ich will daher nichts weiter davon ſagen, als daß wir an letzterem Orte die Nacht zubrachten. Am nächſten Morgen nahm

ich mir vor, in die Reiſe einige Abwechſelung zu bringen und den vielen Reiſewagen aus dem Geſicht zu kommen, und wählte daher lieber einen Nebenweg nach Troyes. Beide unſere Abſichten ſahen wir glücklich erreicht; denn wir ſahen jetzt nichts mehr von unſeren Mitbewerbern um Poſtpferde, und befanden uns zu gleicher Zeit in einer völlig verſchiedenen Gegend; aber einige Striche von Champagne und den Ardennen ausgenommen, ſo war dieſes ein Land der traurigſten Oede, die wir jemals in Frankreich geſehen. Während wir auf einer guten Landſtraße durch dieſe nackte ſteinigte Gegend vorwärts trabten, kamen wir in ein Thal, worin ſich ein Dorf von faſt eben ſo wildem Anblick befand, als eines der Dörfer auf dem großen Sankt Bernhard. Ein Bächlein floß durch das Dorf und ſchlängelte ſich an uns vorüber. Sich des Bächleins bei Duttlingen erinnernd, wünſchte A——, daß ich den Poſtilion frage, ob es einen Namen habe. „Monsieur, cette petite rivière s'appelle la Seine." Wir befanden uns alſo in der Nähe der Quelle der Seine! Indem ich mich umſah, ſchloß ich aus der Bildung des Bodens, daß ſie ſich eine kurze Strecke vom Dorfe ab zwiſchen einigen der nackten traurigen Hügel befinden müſſe. Ein wenig weiterhin fließen die Bäche, welche zu den Zuflüſſen des Rhoneſtroms gehören; wir mußten uns alſo auf dem Hochlande, auf der Waſſerſcheide befinden, wo die Gewäſſer des mittelländiſchen und atlantiſchen Meeres ihre verſchie-

dene Richtung erhalten. Doch war kein anderes Zeichen da, daß wir uns auf einer ſolchen Erhebung befänden, ausgenommen in dem unfruchtbaren Anſehen, das rings- um herrſchte. Es ſchien in der That, als ob der Fluß der an Schlamm bekanntermaßen einen ſolchen großen Ueberfluß hat, alles fruchtbare Land von hier thalab ge- ſchwemmt habe.

Achtundzwanzigſter Brief.

Das ſchlechte Wirthshaus. — Franzöſiſche Betten. — Handelsvortheilchen. — Franzöſiſche Ueberreſte. — Die Kreuzwege. — Ankunft in la Grange. — Unſer Empfang bei dem General Lafayette. — Der Nullificationsſtreit. — Geſpräch mit Lafayette. — Seine Anſicht hinſichtlich der Auflöſung des Bundes der Vereinſtaaten. — Der Streit über die Sklaverei. — Die Feſtigkeit der Bundesverfaſſung. — Die Lebensweiſe in La Grange. — Der Milchbrei. — Franzöſiſche Sitten und franzöſiſche Küche. — Abreiſe von La Grange. — Rückkehr nach Paris.

Mein Lieber — —.

Ueber die nächſtfolgenden Reiſetage habe ich wenig mehr zu ſagen, außer daß die rohe Unwiſſenheit und die poetiſche Schwärmerei eines Poſtilions uns in die Unannehmlichkeit verſetzte, eine Nacht in dem ſchlechteſten Wirthshauſe zuzubringen, worin wir jemals in Europa eingekehrt waren. Wir fuhren in der Dunkelheit darauf los, um endlich dieſen Ort zu erreichen, und noch weiter zu fahren, war es jetzt zu ſpät, da unſere ganze Reiſegeſellſchaft äußerſt ermüdet war. Um es kurz zu machen, es war eine Herberge für Fuhrleute. Ans Eſſen war wenig zu denken; und noch immer blieb mir die Hoff-

nung, wenigſtens ein gutes franzöſiſches Nachtlager zu bekommen. Die Erfahrung dieſer Nacht überzeugte mich indeſſen, daß man nicht durch ganz Frankreich auf herrlichen wollenen Matrazen ſchläft, denn wir mußten größtentheils mtt Stroh vorlieb nehmen. Demungeachtet waren die Leute dienſtwillig, achtſam auf unſere Wünſche und dabei zuvorkommend höflich. Unſer Lager war übrigens bequem genug, denn wir bekamen recht reinliches Stroh.

Die nächſtfolgende Nacht ging es uns weit beſſer in eiuem kleinen Städtchen. Doch kann man die großen Fortſchritte deutlich wahrnehmen, welche durch fremde Reiſende in Frankreich eindringen, wenn man die Gaſthöfe längs den befahrneren Landſtraßen mit den an den Nebenwegen gelegenen Wirthshäuſern vergleicht. In dieſem Städtchen war unſer Nachtlager gut, es war ganz **à la française.** Wenn Sancho einſt, nach einem Mittagsſchläfchen auf ſpaniſcher Erde, den Mann ſegnete, der den Schlaf erfunden habe, was würde er wohl gedacht und geſagt haben, wenn er auf einem guten franzöſiſchen Bette hätte ausruhen dürfen!

Nach dem Frühſtück wurden Trommeln durch die Straßen gehört, und die Einwohner drängten ſich vor ihre Hausthüren und horchten mit offenbarer Theilnahme auf die Bekanntmachung des Ausrufers. Der Preis des Brodes war heruntergegangen, eine Verkün-

digung, die jederzeit große Theilnahme erweckt in einem Lande, wo das Brod im eigentlichen Sinne das Hauptmittel des Beſtehens iſt. Die Vertheidiger der ſteigenden und fallenden Preiſe des freien Handelsverkehrs müſſen wohl bedenken, daß Frankreich öftern Unruhen ausgeſetzt werden würde, und zwar wirklich aus Noth, wenn man dieſen wichtigen Gegenſtand, die Brodpreiſe, dem alleinigen Gutdünken der Handelsleute überlaſſen wollte. Mit einer bloßen Theorie kann man eine hungernde Volksmenge nicht ſättigen; der Hunger kümmert ſich um kein Reden für und wider die eine oder die andere Lieblingsanſicht. Kurz dieſe ſogenannte Handels- und Verkehrsfreiheit nähert ſich in der Weiſe, wie ihre Vertheidiger jetzt ihre Behauptungen übertreiben, verdächtig genug einem rohen Naturzuſtande; ein Zuſtand, der ſo übel gar nicht wäre, wenn der Handelsverkehr im Leben als eine Hauptſache und nicht blos als ein zufälliges Verhältniß beſtehen könnte. Bei manchen Leuten iſt aber der Handel, das heißt die Bereicherung durch denſelben, allerdings Hauptſache — ja alles in Allem — und aus dieſem Grunde finden wir ſo häufig, daß die Vertheidiger ausſchließlicher Vorrechte und der Anſprüche bevorrechteter Stände auf Auszeichnung im Staate den Grundſatz des freien Verkehrs mit derſelben Wärme vertheidigen, wie diejenigen, welche in andern Dingen ihre liberalen Anſichten übertreiben.

Im Wirthshauſe befand ſich ein kleines Gemälde in

Watteau's Manier, von welchem die Wirthin ſagte, es ſei bei der Verſteigerung des Hausrathes eines benachbarten Schloſſes gekauft worden. Es iſt merkwürdig, dergleichen Ueberreſte aus alter Zeit, wie Hausrath, Gemälde, Porcelan u. dgl. über ganz Frankreich zerſtreut zu finden, obſchon alle Gegenſtände der Art meiſtens nach Paris gewandert ſind. Ich machte der Wirthin den Vorſchlag, ſie möchte mir das Gemälde verkaufen; doch die gute Frau hielt es ſelbſt für unſchätzbar.

Gleich nach dem Frühſtücke verließen wir den Ort, und bald entfernten wir auch uns von der Landſtraße, um ein wenig feldein zu fahren. Die franzöſiſchen Vicinalwege, Feldwege, Kreuzwege nähern ſich gar ſehr dem Zuſtande natürlicher Wildniſſe, denn die Leute ſcheinen hier ebenſo wenig Luſt zu haben, wie bei uns, ſolche Wege gehörig zu unterhalten. Vor der Revolution geſchahen alle dieſe Dinge durch Frohnarbeiten, die Corvée; der Grundherr hatte das Recht von ſeinen Grundholden eine beſtimmte Zahl von Tagwerken zu verlangen, die ohne Unterſchied auf den Landſtraßen ſeines Gebiets verrichtet werden mußten. Daher wurde, ſobald es dem Herrn Marquis gefiel, ſein Schloß zu beſuchen, eine allgemeine Wegſchau vorgenommen, um ihn und ſeine Freunde in den Stand zu ſetzen, das Schloß ſicher zu erreichen, und ſich alsdann während ihres Aufenthaltes daſelbſt bequem unterhalten zu können; nachher aber kehrte alles wieder in den frühern Zuſtand der Wildniß

und des Zufalls zurück. Es iſt beſtimmt wahr, daß man in dieſem altciviliſirten Lande noch Nebenſtraßen findet, die ſo durchaus ſchlecht ſind, wie die ſchlechteſten Wege in unſern neuen Anſiedlungen. Im vorigen Jahre reiſte ich ſogar einmal zwanzig (engliſche) Meilen mit der Poſt auf einem ſolchen ſpurloſen Wege.

Doch im gegenwärtigen Falle war uns das Glück günſtiger, denn der Weg, den wir zu fahren hatten, war eine ſogenannte „route départementale", und daher wenigſtens nicht viel ſchlechter als die Landſtraße, die wir eben verlaſſen hatten. Unſere Fahrt ging durch eine wellenförmig ſanft auf- und abſteigende Gegend, mit niedlichen Gebüſchen und trefflichem Feldbau wechſelnd. Bis auf das Fahrgeleiſe, iſt es für den Reiſenden in allen Stücken angenehmer, in Frankreich die großen Landſtraßen zu vermeiden; denn Nichts kann für das Auge langweiliger ſein, als ihre ſchnurgrade ununterbrochene Einförmigkeit. Man fühlt ſich auf ihnen weit unbehaglicher, als auf unſern durchwegs grade auslaufenden Wegen, weil bei uns kleine Strecken Gehölz dem Umblick öftere Abwechſelung darbieten.

Etwa drei bis vier franzöſiſche Meilen fuhren wir durch dieſe noch ziemlich einförmige Gegend, bis wir uns einer Wirthſchaft näherten, die etwas beſſer eingerichtet war, als gewöhnlich. Zu unſerer Linken war ein Wald, und zu unſerer Rechten breitete ſich eine ausgedehnte

Wieſenfläche aus. Als wir am Walde vorüber waren ſahen wir einen weiten Park-ähnlichen Weg, der von einzelnen Baumpflanzungen anmuthig beſchattet wurde; hier und dort waren einige Andeutungen von Landſchaft-Gärtnerei, in beſſerem Geſchmack angelegt, als dieſes in Frankreich gewöhnlich iſt. Als wir dieſe Anlagen hindurch waren, kamen wir wieder an einen Wald, bogen um denſelben und fuhren in einen Privatweg ein, — Sie werden ſich erinnern, daß man in dieſem Lande weder Umhegungen noch Hecken, und äußerſt ſelten eine Mauer-einfaſſung antrifft — dieſer Privatweg wand ſich um den Saum des Waldes, einen unregelmäßigen Halbkreis beſchreibend. Dann führte er in grader Richtung eine kurze Strecke weiter, durch ein Gebüſch von jungem Immergrün, nach zwei dunkeln maleriſchen, von Epheu umrankten, Thürmen zu, über eine feſte Brücke, die über einen Graben ſich wölbte, und ſchnell kamen wir durch einen Thorweg, in welchem die Rinnen eines Fall-gatters noch ſichtbar waren, und dann ſtiegen wir in dem Hofraum von La Grange aus!

Es war grade neun Uhr und die Hausgenoſſenſchaft verſammelte ſich eben in dem Vorgemach. Das gewohnte: „le general sera charmé de vous voir, Monsieur," des treuen Baſtian, deutete uns an, daß wir ſeinen Herrn zu Hauſe treffen würden; und faſt ſämmtliche Frauen kamen uns auf der großen Treppe entgegen. Kurz, hier war der Patriarch unter ſeinem eignen Dache, umgeben

von ſeiner Familie, die ſo lange Zeit die Bewunderung von Tauſenden erregte — kurz, wir fanden ihn unter Verhältniſſen, wie wir es irgend am meiſten hätten wünſchen können.

Von unſerm Empfang habe ich kaum nöthig etwas mitzutheilen, da in dieſem Hauſe alles, was aus Amerika kommt, willkommen iſt. Wir waren bald im Vorgemach bei einander, wo ich die Tiſche mit amerikaniſchen Zeitungen bedeckt fand, und in wenigen Minuten war ich von Allem unterrichtet, was jenſeit des atlantiſchen Meeres vorging. Herr Rives hatte ſich nach der Heimath eingeſchifft; und da Herr Perier bereits todt war, ſo hatte General Lafayette den Irrthum, den der Miniſter ſich zu Gunſten einer verſpäteten von Herrn Rives über den fraglichen Gegenſtand empfangenen Nachricht hatte entſchlüpfen laſſen, keine weitere Erläuternngen in der Kammer gemacht. In Frankreich war das Miniſterium ſeiner Auflöſung nahe, und es hieß, die Doktrinären würden darin die Oberhand bekommen — und bei uns zu Hauſe entbrannte der Nullifikationsſtreit in lichten Flammen. Ueber den letztern Gegenſtand ſprach Lafayette mit einer Zurückhaltung, die ich von ihm, wenn es die Angelegenheiten von Amerika betraf, nicht gewohnt war, obſchon er ſich ſtark dagegen erklärte, daß bei uns ein wirklicher Grund zu Zwiſtigkeiten vorhanden ſei.

Die Amerikaner ſind leider ſo ſchwach, eine nicht

zu entſchuldigende Aengſtlichkeit zu verrathen, ſo bald ſich irgend ein unangenehmer Vorfall in unſerm Vaterlande ereignet. Es gehört nicht viel Verſtand dazu, um einzuſehen, daß wir nicht von allen menſchlichen Gebrechen völlig frei ſein können, und wir müſſen alle wohl bedenken, daß begangene Fehler aus ſolcher Quelle häufig zu Gewalthätigkeiten und Ungerechtigkeiten Veranlaſſung geben können. Dabei beſteht hier in Europa ſolche Leidenſchaftlichkeit in dem, was uns angeht; die Anhänger der monarchiſchen Prinzipien betrachten alle unſere Handlungen mit ſolcher übelwollenden Geſinnung, und ſie haben eine ſo heftige Begierde, von unſern Fehlern lauter übertriebene Vorſtellungen zu verbreiten, ſo daß es ſelbſt Amerikannern hier nicht immer ganz leicht iſt, dieſe ängſtlicheu Beſorgniſſe zu unterdrücken. Ich habe daher öfter unſern Gegnern geſagt, ſie erwieſen uns in der That die möglichſt größte Achtung, indem ſie beſtändig darauf ausgingen, die Reſultate unſeres Syſtems nur mit dem zu vergleichen, was lediglich im allgemeinen Sinne recht ſei, während ſie dieſe Reſultate nur mit den Reſultaten ihres eigenen Syſtems zu vergleichen nöthig hätten. Aber die feindſeligen Intereſſen äußern hier einen ſo überwiegenden Einfluß, daß Gründe der Vernunft und des Rechts in dieſem Meinungskampfe für Nichts geachtet werden. Wenn ein Kongreßmitglied durchgeprügelt wird, ſo iſt das freilich keine Widerlegung, wenn man ſagt ein Mitglied der Kammer oder

des Parliaments ſei ermordet worden. Dieſe Leute führen nicht die einzelnen Fälle blos an, ſondern ſie ſtellen unverweilt Folgerungen daraus, als ob ſie der Meinung wären, wir müßten überhaupt weit vorzüglichere Menſchen ſein, als ſie! Wenn bei uns die Leidenſchaften zu argen Ausbrüchen führen und man uns dieſes vorwirft, da möchte freilich Mancher es für eine recht gute Erwiederung halten, ſofern die Vergleichung mit ähnlichen Begebniſſen in Betracht kommt, ihnen auf der Stelle vorzuhalten, daß bei ihnen ein halbes Dutzend Provinzen in offenbarem Aufſtande ſich befinden; aber dafür haben ſie freilich keine Ohren. Sie thun, als ob ſie von uns zu erwarten berechtigt wären, daß wir nie unter uns in Streit gerathen könnten! Entweder darf ſich alſo an uns kein Flecken finden, oder wir ſind ſchlechter als ſie. Alles dieß ſieht und fühlt Lafayette auch; und wiewohl es unmöglich iſt, dieſe Unlauterkeit und Ungereimtheit einer ſolchen Weiſe, die Menſchen zu beurtheilen, nicht auf den erſten Blick einzuſehen, ſo iſt es doch faſt eben ſo unmöglich bei dem jetzigen Zuſtande Europas, daß Jemand, der den Einfluß eines von Amerika aus gegebenen Beiſpiels kennt, durch ſolche unangenehme Ereigniſſe nicht in ſeiner gewöhnlichen Gemüthsruhe ſollte geſtört werden.

Vor dem Frühſtück nahm der General mich mit in ſeine Bibliothek, und wir hatten eine recht lange

und weit freimüthigere Unterredung mit einander über die Lage der Dinge in Süd-Carolina. Er äußerte, daß eine Trennung vom Bunde ſein Herz brechen würde, „Ich hoffe, ſie werden wenigſtens," fügte er hinzu, „noch warten, bis ich todt bin, ehe ſie dieſen Selbſtmord an unſeren Inſtitutionen begehen." Er erklärte ſich insbeſondere ſtark gegen das öftere Reden über einen ſolchen möglichen Ausgang unſerer inneren Zwiſtigkeiten, denn ſolches würde, meinte er, die Menſchen mit dem wirklichen Eintreffen eines ſolchen Ereigniſſes nur zu bald vertraut machen. Ich theilte ſeine Befürchtungen nicht. Mir ſchien es vielmehr, daß die gewöhnliche und wiederholte Drohung mit der Auflöſung unſeres Bundes ſei die Folge davon, daß Jedermann weiß und innig empfindet, wie wichtig es für Alle ſei, recht eng ſich an einander anzuſchließen, und daher und aus keiner andern Urſache ſprächen die Unzufriedenen dergleichen Drohungen aus, weil ſie glaubten, auf dieſem Wege am ſchnellſten und wirkſamſten ihre Abſichten durchzuſetzen. Am Ende würde es ſich aber zeigen, meinte ich, daß grade die Ueberzeugung, wie viel darauf ankomme, daß Alle im Bunde feſt an einander halten, welche dem Unzufriedenen dieſe Drohung als das ernſthafteſte Angriffsmittel auf diejenigen eingegeben habe, auf welche ſie dadurch einen mächtigen Einfluß ertrotzen wollten, daß, ſagte ich, dieſe Ueberzeugung hinreichende Folgen haben werde, um die Verwirklichung ſolcher Drohungen zu verhüten;

dieſe Drohung ſei nichts Anders, als ein natürlicher Beweis von der politiſchen Schwäche in Amerika, grade ſo, wie die phyſiſche Schwäche nach Meſſern und Knitteln greift, während die Stärke ſich auf ihre Hände allein verläßt. Doch im Fall der Noth wiſſe die Stärke auch ſich der Waffen zu bedienen. Ich könne mir überhaupt nicht vorſtellen, daß in ganz Amerika ſich irgendwo eine bedeutende Anzahl achtungswerther Männer befinde, die im Ernſte eine Auflöſung unſeres Staatenvereines wünſchen könnten, und ſo lange dieſer Fall nicht eintrete, ſähe ich keinen Grund, ein ſolches Ereigniß zu fürchten. Weiter ſagte ich, daß ſo lange die nördlichen Staaten ſich ruhig verhielten, hätte ich durchaus keine Beſorgniß; denn ich ſei überzeugt, daß keine bedeutende politiſche Veränderung in den Vereinſtaaten vorfallen könne, wenn ſie nicht zugleich von dieſen gewünſcht werde. Da dieſes eine neue Anſicht für den General war, ſo frug er nach den Gründen, die ich für dieſelbe hätte, und meine Antwort war mit wenigen Worten die folgende:

Es gibt nur Ein gemeinſchaftliches Intereſſe, welches im Stande wäre, den ganzen Süden vereint gegen den ganzen Norden aufzuwiegeln, und dieſes iſt die Meinungsverſchiedenheit über die Befugniß, Sklaven zu halten. Nun ſei es aber bekannt, daß weder die Bundesregierung noch die einzelnen Staaten mit dieſer Angelegenheit, als mit einer die ganze Nation betreffenden

Streitfrage, nicht das geringſte zu ſchaffen haben, und es ſei daher nicht die geringſte Veranlaſſung denkbar, daß über einen ſolchen, die übrigen gar nicht betreffenden Gegenſtand eine Uneinigkeit entſtehen ſollte, welche zu einem Freundſchaftsbruch führen könnte. Zwar wäre es möglich, und wirklich ſei dergleichen ſchon vorgekommen, daß man über das Halten von Sklaven geſtritten, oder einander öffentlich angegriffen und getadelt habe; doch da einmal feſtgeſetzt ſei, daß alle neuen Staaten des Nordens durchaus frei ſein ſollen, und dagegen den ſüdlichen die Befugniß, Sklaven zu halten, zugeſtanden ſei; ſo ſähe ich nicht ein, wie dieſer Gegenſtand anderweitige ernſthafte Folgen haben könne. *) Was alle übrigen Intereſſen betreffe, ſo werde es äußerſt ſchwer werden, den ganzen Süden zu gleichen Maßregeln zu überreden. Der jetzige Streit könne dieß ohne Weiteres erläutern. Diejenigen welche, um des ſtärkſten Ausdrucks ſich zu bedienen, welchen der Grund des Streites geſtatte, jetzt die Unzufriedenen wären, ſeien dermaßen von denen, die völlig zufrieden wären, umgeben, daß ihre Trennung vom Bunde durchaus unmöglich ſein würde. Die ganze Reihe der hinter den Carolina's, Virginien und Georgien liegenden Staaten zum Beiſpiel, hinge durchaus

*) Vorfälle der neueſten Zeit haben obige Aeußerungen beſtätigt.

nicht von jenen ab, um mit der See freien Verkehr unterhalten zu können, und liegen denſelben doch ſo nahe, daß ſie ſolche in einer Weiſe verdunkeln könnten, die jenen, als abgetrennten Staaten, durchaus nicht willkommen ſein möchte. Ferner könne der Süden niemals im Norden einer Reihe angrenzender Freier Staaten ganz entbehren; denn wollten ſie ernſtlich ſich von ihnen losſagen, ſo würde ihre für ſie in ſolchem Falle fremde Nachbarſchaft ihnen großen Nachtheil bringen, weil ſie alsdann den größten Theil ihrer Sklaven verlieren würden.

Dagegen ſei die Lage der nördlichen Staaten wieder ſehr verſchieden. New-England, Newyork, Pennſylvanien und Ohio und die ganze Reihe der weſtlich gelegenen Staaten, ſtünden unter einander in einer engen geographiſchen Verbindung, ſie müßten daher zuſammen halten und wollten es auch nicht anders, nnd ſie hätten nur eine Grenze, die faſt überall zur Schifffahrt geeignetes Küſtenland ſei. Sie zählten ſchon eine freie Bevölkerung von acht Millionen, die im raſchen Zunehmen begriffen iſt, und enge vereint ſeien ſie ſtark genug, um ſelbſtſtändig aufzutreten. Ihr Vortheil ſei es aber, der ſie eine bleibende Verbindung mit den ſüdlichen Staaten wünſchen laſſe, und ihre Geſinnung bezwecke auch nichts anderes, und ſo lange dieſe Geſinnungen in den nördlichen Staaten unverändert bleiben, würde ich keine Beſorg-

niß haben vor einer möglichen Auflöſung unſeres Staatenvereins.*)

Dann wünſchte Lafayette noch zu wiſſen, ob ich nicht glaube, daß unſer Staatenverein bereits eine zu große Ausdehnung habe, um einer fortdauernden ungeſtörten Ruhe ſich zu erfreuen. Ich meinte dagegen, ſo lange es irgend möglich bleibe, die nöthigen gegenſeitigen Verbindungsmittel zu unterhalten, ſo werde der Bund grade deſto feſter werden; weil jemehr der Bund durch die vermehrte Bevölkerung ſich erweitere, deſto ſchwieriger werde es ſein, daß durch das ganze Gebiet hindurch dieſelben Intereſſen nachgeſtrebt werde; und diejenigen, welche keinen Grund zur Unzufriedenheit hätten, würden einen deſto größeren hemmenden Einfluß den unruhigen Bewegungen einzelner Staaten entgegenſtellen. Wäre dagegen unſer Staatenbund noch heutiges Tags zum Beiſpiel, wie vor vierzig Jahren blos auf das Küſtenland beſchränkt, ſo würde es freilich keine ſüdweſtlichen Staaten geben, welche die ſüdlichen im Schach hielten, wie dieß unſeres Wiſſens der Fall iſt, und würde freilich die Gefahr bei ausgebrochenen Unruhen ſich auf das zwiefache ſteigern. Dieſe Dinge haben immer ihre zwei Seiten; denn ſelbſt, indem die Regierungen der einzelnen

*) Dieſes wurde von den neulichen Vorfällen in Texas geſchrieben, welche dem ſtrittigen Punkt eine etwas veränderte Anſicht geben.

Staaten wirklich im Beſitze organiſcher und ſogar geſetzlich zu rechtfertigender Mittel ſich befinden, um der Bundesregierung einen kräftigen Widerſtand entgegen zu ſetzen, ſo beſitzen ſie zugleich dieſelben organiſchen örtlichen Mittel um ſolchen Bewegungen in ihrer eignen nächſten Umgebung entgegen zu wirken. So werden Georgien und Carolina keineswegs in dem obwaltenden Streit gemeinſchaftlich ſich zu einem und demſelben Zweck verbinden, ſondern in gewiſſer Hinſicht macht hier der eine Staat den Widerſtand des andern völlig unwirkſam. Kurz, ich verſuchte ihm zu beweiſen, daß unſere Bundesverfaſſung ſich nach dem wirklichen Bedürfniß der einzelnen Staaten und als Folge von Ereigniſſen geſtaltet habe, und nur auf ſolche Weiſe ſei es möglich eine unerſchütterliche Grundlage zu erhalten. Eine ſolche Verfaſſung könne höchſtens durch Worte angegriffen werden, wo man irgend Wichtiges dadurch beabſichtige, oder der öffentlichen Meinung eine beſondere Richtung geben wolle, um beſtimmte Zwecke zu erreichen. — Hier wurden wir zum Frühſtück abgerufen.

Bei Tiſche wurde ich wegen meiner Unwiſſenheit tüchtig ausgelacht. Die Familie des Generals lebte in La Grange ganz nach den alten franzöſiſchen Sitten, und gelegentlich kam auch wohl ein amerikaniſches Gericht einem Gaſt zu Ehren auf den Tiſch. Wir hatten einen Wink bekommen, wir würden ein paar treffliche Schüſſeln vorfinden, und vorzüglich hatte man uns ein ganz

einfaches und wohlſchmeckendes Gericht gelobt, was „Soupe au lait" genannt wurde, und ich bildete mir ſchon ein, ich hätte eine neue Entdeckung zu machen. Mir wurde ein Gericht gereicht, welches ich ſo vortrefflich und zu einem Frühſtück ſo ganz geeignet fand, daß ich die Schüſſel an A — — ſchickte, mit der Bitte, ſie möchte die Vorſchrift zur Bereitung dieſes Gerichts ſich von Madame George Lafayette ausbitten, die neben ihr ſaß. Beide neigten die Köpfe gegen einander und, wie ich bemerkte, beluſtigten ſie ſich über meine Anfrage. A — — ſagte mir darauf, es ſei dieſes ebenſo wohl ein amerikaniſches als ein franzöſiſches Gericht, nnd ſie wiſſe recht gut, daß davon recht viel, ſelbſt im Hauſe meiner Aeltern verſpeiſt worden ſei. Ich erwiederte, daß ich mir dieſes gar nicht mehr erinnern könne. Das ſei, meinte ſie, auch gar nicht zu verwundern; weil es ſchon lange her ſei, ſeit ich dieſes Gericht nicht mehr gegeſſen habe. Denn es ſei nichts anderes, als was bei uns Milchbrei heißt und den Kindern recht gut ſchmeckt.

Zwei Hauptirrthümer beſtehen in Amerika in Beziehung auf Frankreich. Der eine betrifft ihre Sitten, der andere ihre Kocherei. Wir ſtellen uns gewöhnlich vor, das Benehmen der Franzoſen ſei oberflächlich, überbeweglich und voll Uebertreibung. Dieſes wäre wirklich zu verwundern bei einem Volke, das vielleicht eine beſſere Art des Benehmens, als irgend ein anderes beſitzt; denn ruhiger und einfacher Ton im Umgange iſt gewiß

ein Zeichen vortrefflicher Bildung. Die höheren Stände in Frankreich ſind vollkommene Muſter in dieſem guten geſelligen Ton. Was nun die franzöſiſche Kochkunſt betrifft, ſo halten wir dieſe in der Regel für zu arg gewürzt. Nichts iſt weniger der Wahrheit gemäß, denn die franzöſiſche Küche verbietet die Gewürze faſt durchaus. Als ich mit dem Vicomte von V — — nach London gekommen war, ſpeiſten wir zuerſt in einem Gaſthauſe. Kaum hatte er die Suppe gekoſtet, ſo ſaß er mit Thränen in den Augen und mit offenem Munde da, wie ein an der Zungenanſchwellung leidendes Huhn! „Le diable!" rief er laut, „celle-ci est infernale!" und auch ich fand ſie hölliſch gepfeffert; denn nachdem ich ſieben Jahr lang auf dem Feſtlande zugebracht hatte, ſo war es für mich nichts Leichtes, die engliſch-zubereiteten Gerichte und die engliſchen Weine zu genießen; denn in erſteren war zu viel Gewürz und in letztern Branntwein.

Gegen Mittag fuhren wir ab von La Grange und bogen ſo ſchnell als möglich wieder in die ordentliche Landſtraße ein. Eine Reihe unangenehmer Vorfälle, die wir dem tollen Zufahren der Poſtilione verdankten, hielten uns mehrere Stunden uuterwegs auf, und es war bereits dunkel, als wir an die erſte Barriere von Paris anlangten. Wir kamen in die Stadt dieſſeits der Seine hinein und ungefähr um acht Uhr fuhren wir durch das Thor unſeres Hauſes. Das Eſſen ſtand angerichtet auf dem Tiſch; die Betten waren zu unſerm Empfang bereit;

Handſchuhe und weibliche Arbeiten lagen noch wie früher umher, à la Princesse d'Orange, und wir traten ſogleich unſere gewohnte Lebensweiſe wieder an, grade als ob wir eben von einer Spazierfahrt aufs Land zurückgekehrt wären; nnd gleichwohl kamen wir von einer dreimonatlichen Reiſe zurück!

Inhaltsanzeige des zweiten Theils.

Ausflug an den Rhein.

Seite.

Dreizehnter Brief. Fähre über den Rhein. — Das Dorf Rüdesheim. — Der Hinterhäuſer Wein. Trunkliebe. — Neapolitaniſche Neugierde rückſichtlich Nordamerika's. — Aufzählung von Rheinweinen. — Ingelheim. — Der Johannisberg. — Kloſterweine. — Unverhältnißmäßige Preiſe. — Schloß und Berg von Johannisberg. — Der Naſſauer Staat. — Das Schloß zu Bieberich. — Die Gärten. — Wiesbaden. — Oeffentliche Spaziergänge. — Frankfurt am Main. 5

Vierzehnter Brief. Die Frankfurter Boulevards. — Politiſche Störungen in der Stadt. — Le petit Savoyard. — Fernſicht von Homburg. — Darmſtadt. — Die Bergſtraße. — Heidelberg. — Lärmender Marktplatz. — Ruinen und Gärten. — Ein alter Krieger. — Das Neckarthal. — Heilbronn. — Ludwigsburg. — Das Schloß. — Die vorige Königin von Würtemberg. — Schillers Geburtsort. — Vergleichende Würdigung Schiller's und Göthe's. — Stuttgart. — Die königlichen

Seite.

Gebäude. — Die Fürſtin von Hechingen. — Deutſche Königreiche. — Der König und die Königin von Würtemberg. — Sir Walter Scott. — Tübingen. — Mittelalterliche Burgtrümmer. — Hechingen. — Dorf Bahlingen. — Die Donau. — Der Schwarzwald. — Anſicht von einem Berge an der Badenſchen Grenze. — Einzug in die Schweiz. . . . 26

Zweiter Beſuch in der Schweiz.

Fünfzehnter Brief. Das Schweizer Wirthshaus. — Der Rheinfall. — Der Kanton Zürich. — Die Stadt Zürich. — Sonderbares Zuſammentreffen. — Furchtbares Berganſteigen. — Ausgezeichnet ſchöne Ausſicht. — Einſiedeln. — Das Kloſter. — „Par exemple.“ — Die Ufer des Zuger See's. — Die Hohlgaſſe. — Die Waſſerfahrt nach Alpnach. — Der Luzerner See. — Liebliche Landſchaft. Wirkung der Nebel auf Fernſichten. — Natürlicher Barometer. — Ausſicht vom Brüning. — Ankunft im großen Kanton Bern. — Politiſche Anſichten eines Engländers. — Unſer franzöſiſcher Reiſegefährte. — Der Gießbach. — Muſik der Bergbewohner. — Lauterbrunnen. — Der Grindelwald. — Das Steigen der Waſſer im Jahr 1830. — Anekdote. — Fahrt auf dem Thurner See. . 53

Seite.

Sechzehnter Brief. Entdeckte Verſchwörung. — Die öſterreichiſche Regierung und die franzöſiſchen Karliſten. — Spaziergang nach la Lorraine. — Unſer alter Freund, der „Türk." — Unterredung mit Herrn W — —. — Anſicht der Hochalpen. — Jeronimo Buonaparte in la Lorraine. — Die Bären von Bern. — Scene auf der Plateforme. . . 85

Siebenzehnter Brief. Unſer Kutſcher und ſein Geſpann. — Eine Schweizer Diligence. — Murten. — Unbeſtändigkeit des menſchlichen Sinnes. — Unſere Fahrt nach Vevey. — Der Genfer See. — Schwierigkeiten beim Miethen eines Hauſes. — „Mon repos," auf einen Monat gerichtet. — Vevey. — Der große Marktplatz. — Das Stadthaus. — Sommerkirche und Winterkirche. — Die Geiſtlichkeit des Kantons. — Die Bevölkerung des Waadtlandes. — Erforderniſſe bei den Wahlen im Waadtlande. 99

Achtzehnter Brief. Vernachläſſigung des Weinbaues in Amerika. — Trunkliebe in Frankreich. — Die Cholera den Trunkenbolden beſonders gefährlich. — Die Gebrechen der Soldaten und Matroſen. — Mouſſirender und nicht-mouſſirender Champagner. — Ungeheure Preiſe dieſer Weine in Amerika. — Burgunderweine. — Geeigneter Boden für den Weinbau. — Anekdote. — Weine von Vevey. — Die amerikaniſche Fuchstraube. . 215

Seite.
Neunzehnter Brief. Der Genfer See. — Fahrten auf demſelben. — Das Ufer von Savoyen. — Das Großartige und Schöne dieſer Felſenmaſſen. — Sonnenuntergang. — Abendgemälde. — Wohnungen amerikaniſcher Familien längs den Ufern des See's. — Unterredung über Amerika mit einem Einwohner von Vevey. — Die Nullifikationsſtreitfrage. — Entſtellende Vorſtellungen über Amerika in Europa. — Rowland Stephenſon in den Vereinigten Staaten. — Unwürdige Beſtrebungen, um Amerika in übelen Ruf zu bringen. — Falſche Anſichten in Europa in Beziehung auf Amerika. — Die Kentuckier. — Fremdenverbindungen innerhalb der Vereinigten Staaten. — Unfreiſinnige Meinungen mancher Amerikaner. — Vorurtheile. 141
Zwanzigſter Brief. Die Tag- und Nachtgleiche. — Sturm auf dem See. — Jagd auf ein kleines Boot. — Schloß Blonay. — Fahrt nach Lauſanne. — Mont Benon. — Abſtecher mit dem Winkelried nach Genf. — Fortſchritte in Genf. — Ruſſiſche Reiſende. — Herr von Pozzo di Borgo. — Die Table d'Hote. — Uebertriebene Behauptungen eines Franzoſen. — Geſpräch mit einem Schottländer. — Die amerikaniſchen Duelle. — Beſuch in einem ſchweizeriſchen Landhauſe. — Engliſche Gebräuche in Amerika nachgeahmt. — Geſelliger Verkehr in den Vereinigten Staaten. — Unterſchied zwiſchen

Seite.
Fuß und Hand bei Europäern und bei Amerikanern. — Heftiger Wind. — Geſchützte Lage von Vevey. — Die Promenade. — Maleriſche Ausſicht. — Der große Marktplatz. — Einladung. — Ausflug nach den Bergen. — Ein Amerikaniſcher Lieutenant. — Eine Anekdote. — Eine weitausgedehnte Ausſicht. — Schloß Glayrole. . . . 167
Einundzwanzigſter Brief. Einſchiffung in den Winkelried. — Streit mit einem Engländer. — Das Walliſerland. — Handelsfreiheit. — Die Dranſe. — Furchtbare Ueberſchwemmung. — Liddes. — Berglandſchaft. — Ein Bergbecken. — Das Beinhaus. — Schwermüthiges Schauſpiel. — Anbrechen der Nacht. — Verödete Gegend. — Das Kloſter des großen Sankt Bernhard. — Unſere Aufnahme in demſelben. — Ungeſunde Lage. — Der geiſtliche Obere. — Geſpräch bei der Abendmahlzeit. — Kohlengrube auf dem Berge. — Die Nacht im Kloſter. 191
Zweiundzwanzigſter Brief. Erhabene Wüſte. — Ein Morgenſpaziergang. — Der „Col du Saint Bernard." — Ein See. — Lage eines römiſchen Tempels. — Eintritt in Italien. — Düſtere einförmige Gegend. — Rückkehr ins Kloſter. — Geſchmackloſigkeit der Kloſtergebäude. — Urſprung und Beſtimmung des Kloſters. — Das Todtenhaus. — Die Hunde des Kloſters des heil. Bern-

Seite.
hard. — Die Kapelle. — Beſtattung des General Deſaix daſelbſt. — Lebensmittel im Kloſter und das Benehmen der Mönche. — Abreiſe aus dem Kloſter. — Unſeres Führers Anſichten von den Nordamerikanern. — Napoleons Uebergang über den großen Sankt Bernhard. — Aehnliche Uebergänge in früheren Zeiten. — Fortſchaffung der Geſchütze die Abhänge hinan. — Napoleons Gefahr. — Rückkehr nach Vevey. 210
Dreiundzwanzigſter Brief. Die demokratiſche Verfaſſung in Amerika und in der Schweiz. — Europäiſche Vorurtheile. — Einfluß des Eigenthums. — Nationalität der Schweizer. — Mangel an Liebe zum Boden bei den Amerikanern. — Schweizer Republikanismus. — Politiſcher Kreuzzug wider Nordamerika. — Annähernde Verhältniſſe zwiſchen Amerika und Rußland. — Die Geſinnungen der europäiſchen Mächte gegen die Schweiz. 227
Vierundzwanzigſter Brief. Die Schweizer Bergpäſſe. — Ausflug in die Umgebung von Vevey. — Das Schloß Blonay. — Ausſicht von der Terraſſe. — Erinnerung und Hoffnung. — Hohes Alter von Blonay. — Der Ritterſaal. — Ausſicht vom Altane. — Rückweg von Blonay. — Ein neues Schloß. — Das Reiſen zu Pferde. — Neuigkeiten von Amerika. — Vorherſagung von der Auflöſung des nordamerikaniſchen Bundes. —

Seite.

— Die preußiſche Politik. — Der preußiſche Despotismus. 240

Fünfundzwanzigſter Brief. Die amerikaniſche Streitfrage. — Das Benehmen der amerikaniſchen Diplomaten. — Die bei den amerikaniſchen Geſandtſchaften angeſtellten Unterbeamten. — Unwürdige Aeußerungen der öffentlichen Stimmung in Amerika. 259

Sechsundzwanzigſter Brief. Annäherung des Winters. — Das Dienſtbüchlein. — Geſindeordnung. — Die Dienſtboten in Amerika. — Die Regierungen der verſchiedenen Schweizerkantone. — Die Werbung der Söldner. — Bevölkerung der Schweiz. — Phyſiſche Eigenthümlichkeiten der Schweizer. — Die Schweizerinnen. — Miſtreß Trollope und die amerikaniſchen Frauen. — Geziertes Weſen in der Geſprächsweiſe der Amerikanerinnen. — Amerikaniſches Patois. — Die Mundart von Vevey. — Schweizeriſche Habſucht. 273

Siebenundzwanzigſter Brief. Abreiſe von Vevey. — Fahrt den See hinab. — Ankunft in Genf. — Juwelenkauf. — Abreiſe von Genf. — Beſteigen des Jura. — Alpenanſicht. — Rohes Benehmen im Zollhauſe. — Schmuggelei. — Ein ertappter Schmuggler. — Das zweite Zollhaus. — Schluß-Anſicht des Montblanc. — Wiedereintritt in Frankreich. — Unſer Glückszufall im Poſthauſe

Seite.

zu Dole. — Ein ſchottländiſcher Reiſender. — Nationalität der Schottländer. — Weg nach Troyes. — Die Quelle der Seine. 291

Achtundzwanzigſter Brief. Das elende Wirthshaus. — Ein franzöſiſches Bett. — Handelsvortheile. — Franzöſiſche Ruinen. — Die Kreuzwege. — Ankunft in la Grange.. — Unſer Empfang in la Grange. — Der Nullifikations-Streit. — Geſpräch mit Lafayette. — Seine Anſicht über eine mögliche Trennung des Staatenvereins von Nordamerika. — Der Streit über die Sklaverei. — Die Feſtigkeit des Bundes der Vereinſtaaten. — Lebensweiſe in la Grange. — Der Milchbrei. — Franzöſiſche Sitten und franzöſiſche Kochkunſt. — Abreiſe von la Grange. — Rückkehr nach Paris. 307

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cooper, James Fenimore,

Cooper's sämmtliche Werke

Bd.: 94/99

Frankfurt am Main 1837

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 1157 -94/99
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11257064-6